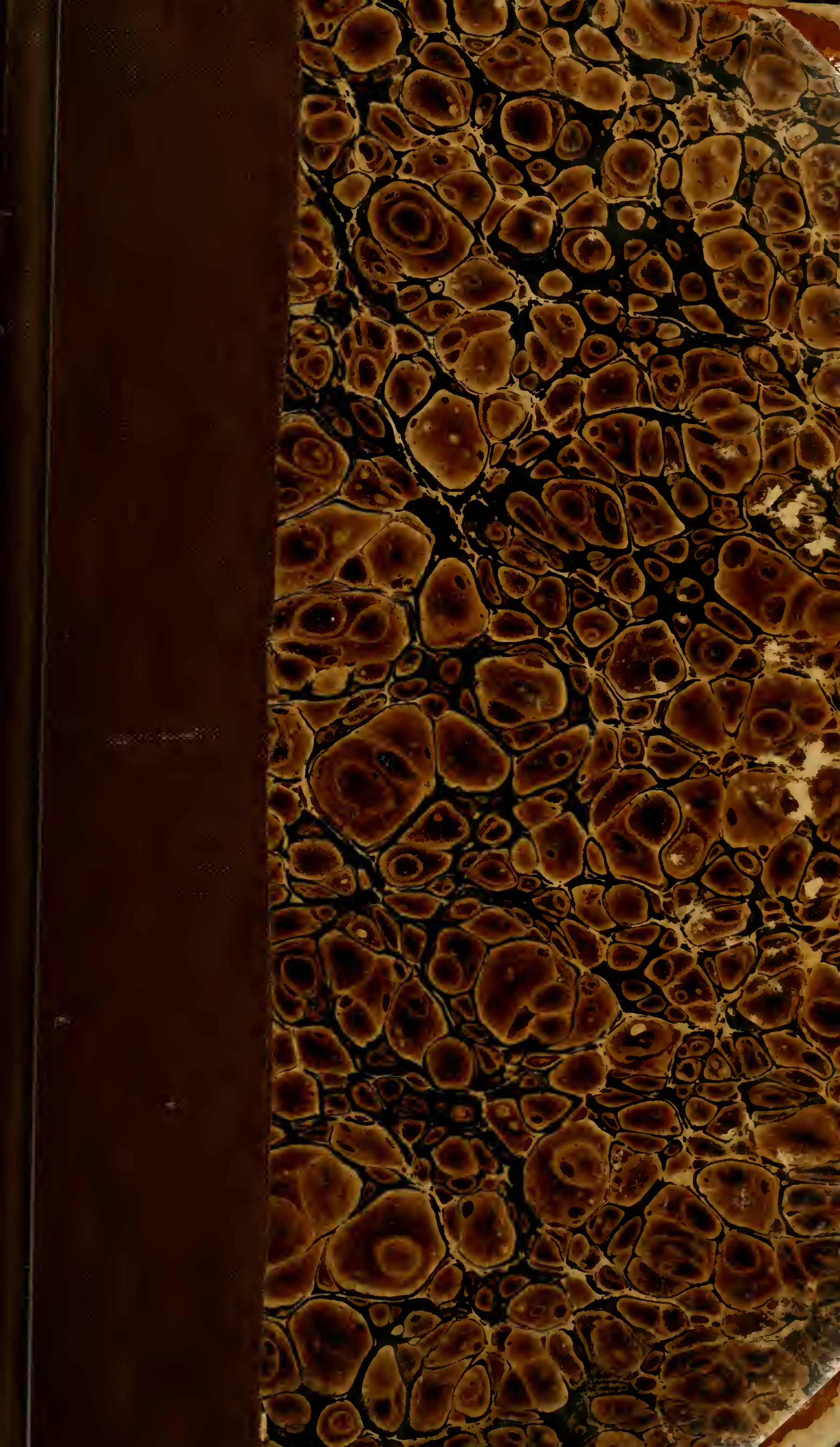
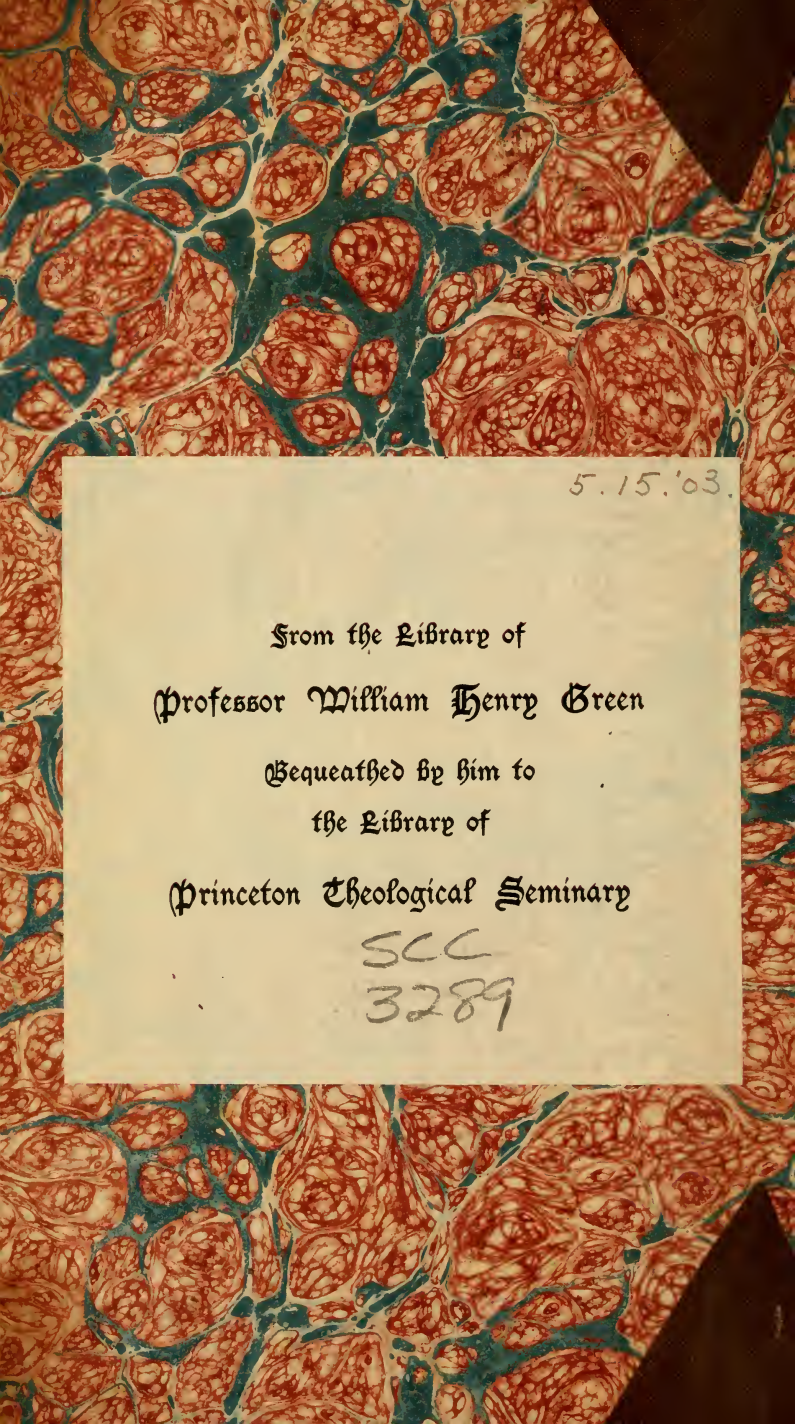
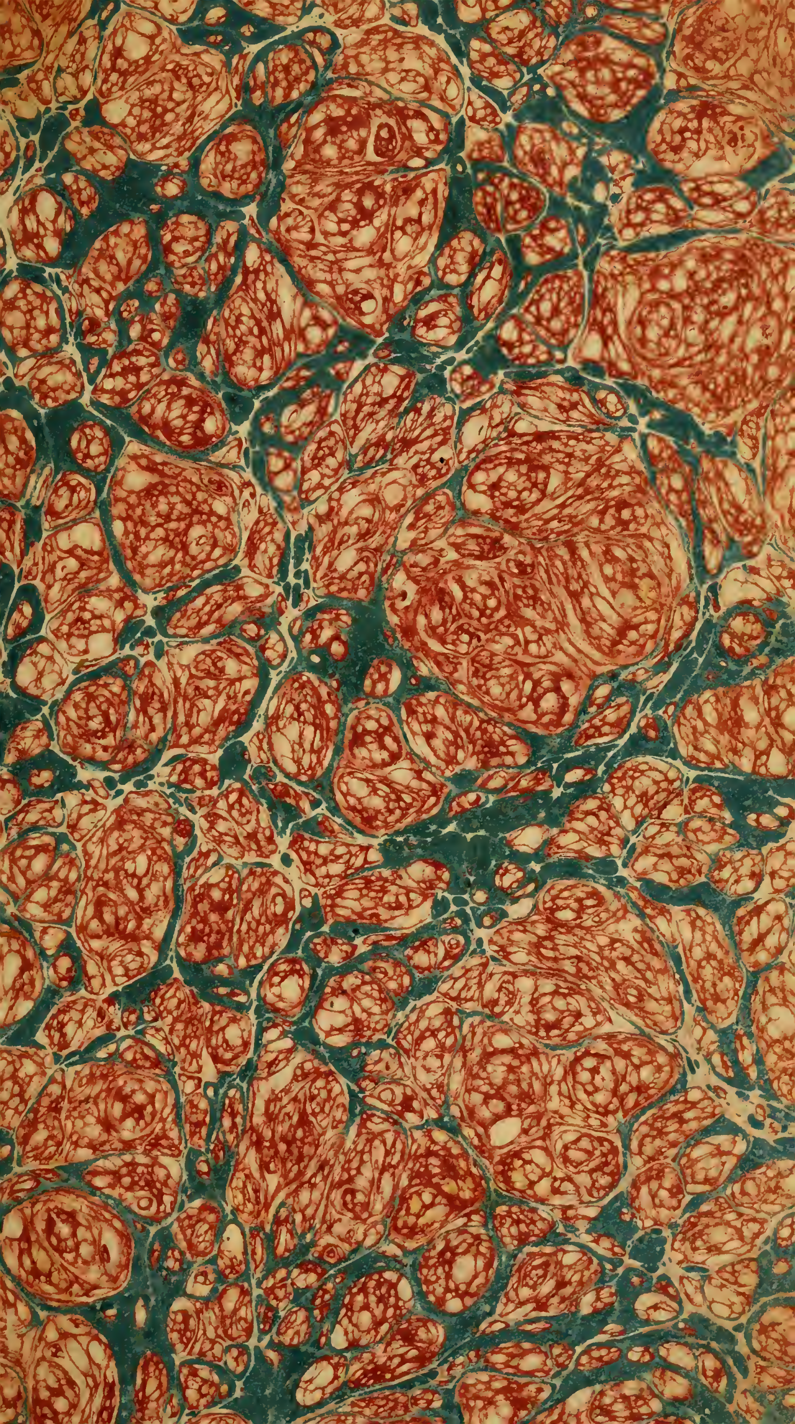








Friedrich Schleiermacher's

sämmtliche Werke.

Erste Abtheilung.

Zur Theologie.

Siebenter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Friedrich Schleiermacher's

literarischer Nachlaß.

Zur Theologie.

Zweiter Band.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Hermeneutik und Kritik

mit besonderer

Beziehung auf das Neue Testament

von

Dr. Friedrich Schleiermacher.

Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse
und nachgeschriebenen Vorlesungen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich Lücke.

Berlin,
bei G. Reimer.
1838.

Vorrede des Herausgebers.

Bei der Herausgabe dieses Werkes halte ich mich vor allem verpflichtet, von den Quellen, aus denen ich geschöpft, und der Methode, die ich bei der Composition des Ganzen befolgt habe, Rechenschaft zu geben.

Die Quellen sind erstlich Schleiermachers eigene handschriftliche Concepte, zweitens mehrere in verschiedenen Jahren nachgeschriebene Hefte seiner Vorlesungen. Die in den Akademischen Reden und Abhandlungen (Sämmtliche Werke, zur Philosophie Bd. 3. S. 344 ff.) gedruckten drei Abhandlungen über den Begriff der Hermeneutik, und über den Begriff und die Eintheilung der philologischen Kritik kann ich nur in sofern hieher rechnen, als sie mich bestimmt haben, die betreffenden Untersuchungen in dieser Darstellung abzukürzen.

Was die eigenen handschriftlichen Concepte Schleiermachers betrifft, so ist nur die Hermeneutik so glücklich gewesen, mit einer gewissen Ausführlichkeit und Sorgfalt darin behandelt zu werden. Über die Kritik haben sich leider nur sechs bis sieben Blätter aus verschiedenen Zeiten vorgefunden, wiederholte Anfänge, zum Theil nur in kurzen Sätzen und Notizen, eilig und flüchtig geschrieben. Es ist

ein Unglück, daß die Kritik immer nur am Schluß der Vorlesungen vorgetragen werden konnte. Man merkt die natürliche Ungeduld, die zum schriftlichen Concipiren nicht mehr Zeit und Lust hat. Desto mehr muß man in den nachgeschriebenen Vorträgen die Virtuosität bewundern, womit Schleiermacher auch ohne Schrift ein ganzes System von Begriffen und Materialien in seinem Geiste zur vollen Klarheit und Ordnung eines zweckvollen Vortrags zu verarbeiten vermochte.

Die hermeneutischen Concepte zeigen in ihrer chronologischen Reihefolge den Gang seiner Studien. Das erste vom Jahre 1805, etwa drei Bogen, mit der Überschrift, Zur Hermeneutik, enthält recht eigentlich die ersten Studien, lauter kurze, fast gnomenartige Sätze, wahrscheinlich während des Studiums von Ernestis institutio interpretis, und Morus acroases academicae super hermeneutica N. T. entstanden. Am Rande steht auf den fünf ersten Seiten, wahrscheinlich im J. 1809 beigeschrieben, eine Art von Directorium oder Vertheilung der Sätze in die einzelnen Theile des darüber gehaltenen systematischen Vortrags. Das zweite Concept, ich weiß nicht wann geschrieben, drei Bogen stark, hat die Aufschrift, Hermeneutik, erster Entwurf. Hiernach scheint Schleiermacher seine Vorträge bis zum Jahre 1819 gehalten zu haben. In diesem Jahre aber verfaßte er einen zweiten vollständigeren, ausgearbeiteteren Entwurf, ganz nach Art seiner Darstellung des theologischen Studiums in der zweiten Auflage. Eigen dabei ist die Stunden- und Wochenbezeichnung der darnach gehaltenen Vorträge. Allein auch hier ist ihm am Ende die Geduld des Aufschreibens ausgegangen. Das Concept

bricht mit einigen allgemeinen Sätzen über die sogenante technische Interpretation ab, und es scheint, daß Schleiermacher in diesem Theile seiner Vorträge wieder auf seinen ersten Entwurf zurückzugehen pflegte. Vergleicht man die Vorlesungen vom Winter 1828/29, und die letzten vom J. 1832 auf 1833, so sieht man, wie der mündliche Vortrag sich je länger je mehr auch von diesem Concept wieder frei und unabhängig machte, andere Anordnungen, neue Entwicklungen versuchte. Hierauf beziehen sich die meist nur kurz andeutenden Randbemerkungen, die aber je näher dem Schluß desto seltener zuletzt wieder ganz verschwinden. Ist nun selbst das letzte Concept kein vollständiges Dokument von der Gestalt, welche die Wissenschaft in dem Geiste Schleiermachers am Ende gewonnen hatte, so war, um jene so vollkommen als möglich darzustellen, nothwendig, die zweite Art der Quellen, die nachgeschriebenen Vorlesungen, zu Hülfe zu nehmen.

Nach den vorliegenden Nachschriften zu urtheilen muß es nicht leicht gewesen sein, bei Schleiermacher ein gutes vollständiges Heft zu schreiben. Wer wörtlich nachschreiben wollte, mußte eine eben so schnelle Feder, als ein sicheres Ohr haben. Verhörtes und daraus entstandene Verwirrungen sind mir hie und da in den besten Heften vorgekommen. Schleiermachers Vortrag war aber überwiegend so eingerichtet, daß er mehr zu einer freien Auffassung und Nachbildung, als zu einem wörtlichen Nachschreiben veranlaßte. Solche freieren Nachschriften müssen sehr ungleich geworden sein, je nachdem der Eine mehr auf die Resultate ausgewesen, der Andere mehr auch die dialektische Methode des Findens und lauten Denkens nachzubilden sich bemühet hat; ja selbst in

einer und derselben Nachschrift wird bald die Genesis, bald die Feststellung der Resultate concipirt worden sein, nach der verschiedenen Disposition und Fertigkeit des Hörenden.

Ich habe Nachschriften beiderlei Art benutzt, zu gegenseitiger Ergänzung und Berichtigung. Von den im Winter 1826/27 gehaltenen Vorlesungen habe ich zwei Nachschriften zur Hand gehabt; die eine von Herrn Prediger J. Braune in Wietstock bei Zossen, die andere von Herrn A. Böttiche, beide, wiewohl nicht überall wörtlich übereinstimmend, doch genaue, vollständige Nachschriften. Von den Vorträgen im Winter 1828/29 habe ich nur eine Nachschrift erhalten, verfaßt von Herrn Spangenberg. Von den im Winter 1832/33 gehaltenen Vorlesungen, den letzten, bin ich so glücklich gewesen drei Nachschriften benutzen zu können. Auf diese kam mir natürlich am meisten an. Aber leider ist darunter nur eine, die von Herrn F. Calow, wörtlich genau und vollständig, auch bis auf weniges vollkommen lesbar. Die zweite, von Herrn Candidat Leonhard Kalb in Frankfurt am Main, ist theils mehr eine freie Conception, theils fehlt sowohl in der Hermeneutik als in der Kritik der Schluß. Die dritte endlich von dem Herrn Consistorialrath Dr. Hencke in Wolfenbüttel ist im Anfang nur ein sehr kurzer Auszug, und, wo sie vollständig wird, mehr freie, als wörtliche Nachschrift.

Meine Aufgabe war, aus diesen Quellen eine eben so *authentische* als *vollständige* Darstellung der Schleiermacherschen Hermeneutik und Kritik zu geben. Die Basis des Authentischen war mir für die Hermeneutik in Schleiermachers eignen Concepten gegeben, vorzugsweise im dritten. Dieses habe ich also, sammt allen Marginalien, vollständig und genau abdrucken lassen, und, was sich besonders in den zuletzt ge=

haltenen Vorlesungen als dazu gehörige Erläuterung und Ergänzung vorfand, gehörigen Ortes eingeschaltet. Auch aus früheren Vorlesungen habe ich was irgend der Erhaltung werth und in den Zusammenhang fügsam schien aufgenommen. Ich glaube nichts Wesentliches übersehen und durch das Aufgenommene den Ton und Gang des handschriftlich Authentischen nicht gestört zu haben. Allein in solcher Auswahl hat das subjective Urtheil wohl sein Recht, aber auch seine Gefahr, und ich stehe nicht dafür, daß nicht ein Anderer anders und besser gewählt und componirt haben würde.

Ich hätte gewünscht, diese Methode durchweg befolgen zu können, allein die Quellen haben es nicht gestattet. Wo das handschriftlich Authentische ausging oder mangelhaft wurde, mußte der zusammenhängende mündliche Vortrag, versteht sich vorzugsweise der zuletztgehaltene, eintreten. Die Kritik konnte deßhalb fast nur aus nachgeschriebenen Heften genommen werden. Auch in der Hermeneutik habe ich an einigen Stellen außer dem handschriftlichen Concept den mündlichen Vortrag darüber, wenn dieser mir zu abweichend und in den Abweichungen Neues und Bedeutendes darzubieten schien, vollständig abdrucken lassen [1]. Daraus sind freilich Wiederholungen entstanden. Allein das ungleich größere Übel schien mir, irgend etwas, was von Schleiermacher Anregendes und Förderndes gesagt worden ist, verloren gehen zu lassen. Reine, leere Wiederholung wird man nicht finden, sondern mehr die eigenthümliche Virtuosität des reichen Geistes, versuchsweise denselben Gegenstand unter verschiedenen Gesichtspunkten zu betrachten, und dar=

---

[1]) S. 91 ff. und 148 ff.

zustellen, um der Wahrheit von allen Seiten beizukommen. Eben deßhalb habe ich auch überall, wo mir die genetische, dialektische Methode zur Charakteristik wesentlich zu gehören schien, ganze Abschnitte wörtlich genau und vollständig mitgetheilt. Selbst die natürliche Nachlässigkeit des mündlichen Vortrages, seinen Gesprächston, seine Kürze, wie seine Umschweife habe ich unversehrt erhalten zu müssen geglaubt. Nur da, wo ich für den Leser Hemmungen und Dunkelheiten fürchtete, habe ich Verbesserungen gewagt, aber so viel ich weiß keine, von der ich nicht glauben könnte, daß sie Schleiermacher selbst gebilligt haben würde.

Schwieriger fast, als alles andere, ist mir geworden, Schleiermachers eigenthümliche Orthographie und Interpunction durchweg zu beobachten. So weit seine eigenen handschriftlichen Concepte reichen, habe ich dieselbe, so widersprechend sie zum Theil der meinigen ist und so wenig streng durchgeführt sie mir erschien, festzuhalten gesucht, eingedenk dessen, was Herr Prediger Jonas in der Vorrede zu den in der Berliner Akademie vorgetragenen Reden und Abhandlungen darüber gesagt hat. Allein in den handschriftlichen Vorlesungen, wo mir in den Heften allerlei Arten der Rechtschreibung und Interpunction vor die Augen kamen, die meinige aber desto mehr wieder in den Sinn, kann ich nicht dafür stehen, daß ich nicht inconsequent die meinige eingemischt habe.

So viel über meine Arbeit und Methode, das Werk meines seligen Freundes so authentisch und vollständig als möglich darzustellen. Ich werde mich für meine Mühe reichlich belohnt halten, wenn die Leser über dem Werke selbst den Herausgeber und seine Noth zu vergessen im Stande sind.

Man wird es nicht für ungeziemend halten, wenn ich, mir selbst zu einer Art von Lohn, am Schluß versuche, auf die eigenthümliche Stellung und Bedeutung dieses Werkes in der Wissenschaft aufmerksam zu machen.

Schon der Name Schleiermachers läßt eine eigenthümliche, neue Behandlung erwarten. Es war ihm überall unmöglich, nur an dem bisherigen Gewebe fortzuweben; er fing gern überall von Neuem an, und hatte und gebrauchte alles auf eigenthümliche Weise. Er hat auch auf diesem Gebiete die früheren Arbeiten nicht vornehm verschmähet. Litterarische Notizen waren freilich seine Sache nicht, aber überall zeigt er Kenntniß und sorgsame Beachtung und Aneignung des früher Geleisteten. Er geht von Ernestis institutio interpretis, als der ihm zunächst liegenden früheren Epoche auf diesem Gebiete, aus, und benutzt auch was nach Ernesti dafür gethan ist, aber es wird unter seinen Händen ein neues Gebilde aus frischem Geiste, und er legt es auf eine neue Epoche an. War Ernesti derjenige, der die Observationen auf diesem Gebiete zunächst ordnete und läuterte, und die Auslegung des N. T. auf ihre allgemeineren philologischen Principien zurückführte, so erscheint Schleiermacher auf dem entgegengesetzten Endpunkte der Ernestischen Periode als der Begründer einer wahren systematischen Construction von innen heraus.

Ernesti und Beck haben die Hermeneutik und Kritik des N. T. vereinigt vorgetragen, aber mehr zufällig und ohne Einsicht in den Grund und Grad ihrer Zusammengehörigkeit und Verschiedenheit. Nachher haben Keil und Andere die Hermeneutik von der Kritik getrennt behandelt, und dadurch Raum gewonnen für eine vollständigere Entwicklung der hermeneutischen Operationen. Schleiermacher hat beide

Disciplinen in seinem Vortrage wieder vereinigt, aber indem er jede von ihrem Begriffe aus besonders, und zugleich in ihrer steten gegenseitigen Beziehung construirt, gewährt er eine deutliche Einsicht in das richtige Verhältniß beider zu einander in dem höheren Begriff der Philologie.

Es ist längst üblich, die neutestamentliche Hermeneutik und Kritik von der alttestamentlichen getrennt zu behandeln. In der Idee der heiligen Schrift bilden sie allerdings ein Ganzes. Aber sie haben weit mehr Paralleles, als Zusammengewachsenes, und wenn man doch vom Standpunkte der allgemeinen Philologie beide nur als technische Anwendungen der allgemeinen Hermeneutik und Kritik auf ein zwiefaches besonderes Litteraturgebiet ansehen darf, so sind die Stoffe zum Theil zu verschieden, als daß eine zusammenfassende organische Behandlung beider möglich und ersprießlich seyn könnte. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Entwicklung der biblischen Hermeneutik und Kritik als theologischer Wissenschaft vorzugsweise von dem Neuen Testamente ausgeht, weil hier der Hauptsitz der theologischen Probleme und Schwierigkeiten ist für die richtige Anwendung der allgemeinen hermeneutischen und kritischen Gesetze. Schleiermacher würde, selbst wenn er auf dem alttestamentlichen Gebiete mehr zu Hause gewesen wäre, doch aus wissenschaftlichem Interesse seinen Vortrag auf das neutestamentliche beschränkt haben. Je mehr man eben durch seine Darstellung in die hermeneutischen und kritischen Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten dieses Gebietes eingeführt wird, und begreifen lernt, daß gerade in der Durchbildung oder Hineinbildung der allgemeinen Regeln in den besonderen Stoff die wahre Kraft der wissenschaftlichen Construction

besteht, desto mehr rechtfertigt sich sein Verfahren in diesem Stücke.

Seit Ernesti, ja seit Hugo Grotius ist immer entschiedener behauptet und anerkannt worden, daß der wissenschaftliche Ausgangspunkt in der neutest. Hermeneutik und Kritik nicht das theologische Moment sei, sondern das allgemeine philologische, daß jenes nicht als Aufhebung, sondern nur als Modification und nähere Bestimmung von diesem durch den besonderen Stoff, so wie die besonderen Beziehungen und Zweckverhältnisse des N. T. angesehen werden dürfe. Wer dieses natürliche Verhältniß umkehrt, zerstört die wissenschaftliche Grundlage, verbauet sich den Weg, und kommt auf falsche Theorieen, auf die alte der allegorischen und dogmatischen Auslegung, und auf die neue von tieferem und flacherem Schriftsinn, oder, wenn er sich am Ende heraushilft, und in die glücklichere Bahn der analytischen Regression von der Erscheinung der theologischen Interpretation zu ihren wissenschaftlichen Principien einlenkt, verliert er die Zeit mit jenen unnützen Fragen, wovon man sonst die theologischen Schulen wiederhallen hörte, ob denn die heilige Schrift wirklich grammatisch und historisch auszulegen sei oder nicht, und dergleichen mehr, was sich von selbst versteht.

Schleiermacher hat allen diesen Irrungen und Verwirrungen wenigstens auf dem wissenschaftlichen Gebiete dadurch hoffentlich auf immer ein Ende gemacht, daß er ohne Weiteres von der allgemeinen Hermeneutik und Kritik ausgeht, ihre Grundsätze und allgemeinen Regeln aus den einfachsten Begriffen und den allgemeinsten Erfahrungen construirt, sodann zeigt, wie und warum sich dazu die neutestamentliche Hermeneutik und Kritik nur als spezielle Methodenlehre für

die Anwendung jener allgemeinen Grundsätze verhalten könne, endlich aber diese Methodenlehre so durchführt, daß nirgends eine theologische Hemmung mehr entsteht und das theologische und philologische Moment wahrhaft organisch zusammenwachsen. Er hat dadurch zunächst den Theologen einen großen Dienst geleistet, und diese werden sich auch vorzugsweise sein Werk zueignen. Allein die classischen wie die orientalischen Philologen haben gleichen Anspruch, und auch wohl gleiche Pflicht, von ihm zu lernen, wie man es anzufangen habe, um die allgemeinen Grundsätze und Regeln der Auslegung und Kritik auf ein bestimmtes litterarisches Gebiet mit wissenschaftlicher Methode in Anwendung zu bringen. Vielleicht hat es selbst für die Philologen im engeren Sinn einen Vortheil, daß Schleiermacher gerade an dem neutestamentlichen Gebiete die Methode anschaulich gemacht hat, weil nicht leicht ein anderes ein so abgeschlossenes Ganzes bildet, und doch mit allen andern in mehr und weniger gegenseitiger Berührung steht, so voll eigenthümlicher Erscheinungen und Probleme ist, und dabei mitten in der Anomalie so viel Regelmäßigkeit hat. So eignet es sich gerade am meisten dazu, alle irgend wesentlichen hermeneutischen und kritischen Operationen in ihren Schwierigkeiten und mannigfaltigen Verwicklungen zur Sprache zu bringen. Wer den Zusammenhang und die Gründe der exegetischen Operationen auf diesem Gebiete theoretisch versteht, wird keine große Mühe haben, auf dem regelmäßigeren classischen Gebiete sich methodisch zurecht zu finden.

Betrachten wir nun die systematische Construction selbst, so scheint mir das Hauptverdienst Schleiermachers zuerst dieß zu sein, daß er mit Ausscheidung alles Fremdartigen beide

Disciplinen auf ihren bestimmten Begriff zurückgeführt hat, ohne diesen zu isoliren und aus seinem natürlichen Zusammenhange mit allen übrigen philologischen Momenten herauszureißen. Die Construction der Grundbegriffe, die Entwicklung der hermeneutischen Kunst aus ihren allgemeinsten Anfängen und Ursachen im Leben und Wesen des Geistes, die Feststellung der Unterschiede und Stufen des Verstehens die Erörterung der Aufgaben und Operationen aus den in den Gesetzen der Sprache und des Denkens liegenden Gründen, endlich die dialektische Scheidung und Wiederverknüpfung der verschiedenen Momente in ihren feinsten Modificationen, — das alles ist wahrhaft musterhaft. Wenn auch in der weiteren Ausbildung der Wissenschaft sich manches anders und richtiger stellen und gestalten mag und wird, — Schleiermacher selbst macht auch nur den Anspruch des energischen Anfangs und Anstoßes zum Besseren, — das unvergängliche Verdienst wird ihm bleiben, die Wissenschaft auf ihre wahren Grundlagen und Grundformen zurückgeführt zu haben.

Wenn man in der neueren Zeit von Constructionen solcher Wissenschaften hört, welche ihrem wesentlichen Theile nach auf dem Gebiet der Praxis und der Erfahrung liegen, so kann man leicht im Voraus bange werden, daß man seine Zeit verderben müsse mit unnützen Gespinnsten von Oben herab und im leeren Raum. Diese Furcht ist bei Schleiermacher ohne Grund. Meister in der speculativen Construction wußte er auch recht gut, wo ihr Ort nicht ist, und wie er auf dem hermeneutischen und kritischen Gebiete sich selbst vielfach versucht und einen großen Reichthum von Erfahrungen gesammelt hatte, überall ein Feind des Mechanischen und Geistlosen, so hat er auch in der Construction der Regeln und

Gesetze der Auslegung und Kritik mit meisterhafter Kunst verstanden, das Allgemeine in dem Besonderen, den Begriff in den Erscheinungen und Erfahrungen, die Theorie in der Praxis nachzuweisen, und diese wiederum an jener zu bewähren, und darnach zu erweitern und zu ordnen. Daraus erklärt sich, daß seine Darstellung eben so reich ist an neuen feinen Observationen über die künstlerische Praxis im Einzelnsten, an den brauchbarsten Rathschlägen für Lernende, wie an theoretischen Constructionen für die Meister und an sicheren Orientirungen auf dem Gebiete des Allgemeinen. So macht sein Werk bei aller natürlichen Unvollkommenheit in der Form, und bei allem Offenhalten und Freistellen neuer weiterer Entwicklungen doch den befriedigenden Eindruck eines im gewissen Grade vollendeten Ganzen.

Schleiermacher hat in der Großartigkeit und Bescheidenheit seines Geistes nirgends und niemahls gewollt und gehofft, daß man bei ihm stehen bleiben solle und werde, im Gegentheil, der war ihm immer der Liebste, der über ihn hinaus Besseres und Vollkommneres zu geben versuchte und vermochte. Aber die Mit- und Nachwelt wäre undankbar und ungerecht gegen ihn, wenn sie nicht in seinen Werken überall das energisch Anregende, Schöpferische, und in sofern Epochemachende anerkennen und benutzen wollte. Dieß Lob und Verdienst nehme ich auch für dieses Werk meines verklärten Freundes in Anspruch. Die Kenner und Meister in der Kunst mögen richten!

Göttingen den 10. Juni 1838.

Dr. Friedrich Lücke.

Hermeneutik und Kritik

mit

besonderer Beziehung auf das Neue Testament.



Allgemeine Einleitung [1].

1. Hermeneutik und Kritik, beide philologische Disciplinen, beide Kunstlehren, gehören zusammen, weil die Ausübung einer jeden die andere voraussetzt. Jene ist im allgemeinen die Kunst, die Rede eines andern, vornehmlich die schriftliche, richtig zu verstehen, diese die Kunst, die Ächtheit der Schriften und Schriftstellen richtig zu beurtheilen und aus genügenden Zeugnissen und Datis zu constatiren. Da die Kritik die Gewichtigkeit der Zeugnisse in ihrem Verhältniß zum bezweifelten Schriftwerke oder zur bezweifelten Schriftstelle nur erkennen kann nach gehörigem richtigen Verständniß der letzteren, so setzt ihre Ausübung die Hermeneutik voraus. Wiederum, da die Auslegung in der Ermittelung des Sinnes nur sicher gehen kann, wenn die Ächtheit der Schrift oder Schriftstelle vorausgesetzt werden kann, so setzt auch die Ausübung der Hermeneutik die Kritik voraus.

Die Hermeneutik wird billig vorangestellt, weil sie auch da nöthig ist, wo die Kritik fast gar nicht Statt findet, überhaupt weil Kritik aufhören soll ausgeübt zu werden, Hermeneutik aber nicht.

---

[1]) Kurz zusammengefaßt aus einigen Randbemerkungen Schleiermachers zu seinem Heft v. J. 1828, und mehreren nachgeschriebenen Vorlesungen aus verschiedenen Jahren.

2. Wie Hermeneutik und Kritik zusammengehören, so beide mit der Grammatik. Alle drei haben schon als philologische Disciplinen zusammengestellt Fr. A. Wolf und Ast, jener als philologische Vorbereitungswissenschaften, dieser als Anhang zur Philologie. Beide aber fassen sie zu speciell, nur in Beziehung auf die beiden klassischen Sprachen des Alterthums. Das Verhältniß dieser drei Disciplinen ist vielmehr ein allezeit gültiges, sie stehen in bedingender Wechselbeziehung auch da, wo die Sprache noch nicht ausgestorben ist und noch der litterarischen Geschichte entbehrt. Wegen ihrer Wechselbeziehung auf einander ist allerdings der Anfang jeder einzelnen schwer, wie denn auch die Kinder die drei Disciplinen zusammenlernen im lebendigen Sprachverkehr. Hermeneutik und Kritik sind nur mit Hülfe der Grammatik ausführbar und beruhen auf derselben. Aber die Grammatik ist wieder nur mittelst jener beiden aufzustellen, wenn sie nicht den schlechtesten Sprachgebrauch mit dem klassischen und allgemeine Sprachregeln mit individuellen Spracheigenthümlichkeiten vermischen will. Die vollkommene Lösung dieser dreifachen Aufgabe ist nur in Verbindung mit einander approximativ möglich in einem philologischen Zeitalter, durch vollkommene Philologen.

Hermeneutik.



Einleitung.

1. Die Hermeneutik als Kunst des Verstehens existirt noch nicht allgemein, sondern nur mehrere spezielle Hermeneutiken.

1. Nur Kunst des Verstehens, nicht auch der Darlegung des Verständnisses [1]). Dieß wäre nur ein specieller Theil von der Kunst zu reden und zu schreiben, der nur von den allgemeinen Principien abhängen könnte.

Hermeneutik [2]) kann nach der bekannten Etymologie als wissenschaftlich noch nicht genau fixirter Name sein: a) die Kunst seine Gedanken richtig vorzutragen, b) die Kunst die Rede eines andern einem dritten richtig mitzutheilen, c) die Kunst die Rede eines

---

[1]) Anmerk. d. Herausg.: Gegen die herrschende Definition seit Ernesti Instit. interpret. N. T. ed. Ammon p. 7 et 8.: Est autem interpretatio facultas *docendi*, quae cujusque orationi sententia subjecta sit, seu, efficiendi, ut alter cogitet eadem cum scriptore quoque. — Interpretatio igitur omnis duabus rebus continetur, sententiarum (idearum) verbis subjectarum intellectu, earumque idonea *explicatione*. Unde in bono interprete esse debet, subtilitas intelligendi et subtilitas explicandi. Früher fügte J. Jac. Rambach institutiones hermen. sacrae. p. 2. noch ein drittes hinzu das sapienter applicare, was die Neuern leider wieder hervorheben.

[2]) Aus der Vorlesung v. 1826. Zum Unterschiede von Schleiermacher's handschriftlichem Nachlasse sind die aus den Collegienheften genommenen Ergänzungen und Erläuterungen mit vollen Zeilen gedruckt.

andern richtig zu verstehen. Der wissenschaftliche Begriff bezieht sich auf das dritte, als das mittlere zwischen dem ersten und zweiten.

2. Aber auch nicht nur schwieriger Stellen in fremder Sprache. Bekanntschaft mit dem Gegenstande und der Sprache wird vielmehr vorausgesetzt. Ist beides, so werden Stellen nur schwierig, weil man auch die leichteren nicht verstanden hat. Nur ein kunstmäßiges Verstehen begleitet stetig die Rede und die Schrift.

3. Man hat gewöhnlich geglaubt wegen der allgemeinen Principien sich auf den gesunden Menschenverstand verlassen zu können. Aber dann kann man sich auch wegen des besonderen auf das gesunde Gefühl verlassen [1]).

2. Es ist schwer der allgemeinen Hermeneutik ihren Ort anzuweisen.

1. Eine Zeitlang ist sie allerdings als Anhang der Logik behandelt worden, aber als man alles angewandte in der Logik aufgab mußte dieß auch aufhören. Der Philosoph an sich hat keine Neigung, diese Theorie aufzustellen, weil er selten

---

[1]) Anmerk. d. Herausg. In den zuletzt im Winter 1832 auf 1833. gehaltenen Vorlesungen über die Hermeneutik suchte Schleiermacher den Begriff und die Nothwendigkeit der allgemeinen Hermeneutik auf dialektische Weise zu gewinnen durch Kritik der auf das klassische Gebiet beschränkten, einander zum Theil gegenüberstehenden Ansichten von F. A. Wolf, in der Darstellung der Alterthumswissenschaft in d. Museum der Alterthumswissenschaft. Bd. 1. S. 1-145. und Fr. Ast, in dem Grundriß der Philologie, Landshut. 1808. 8.

Da aber alles, was er hier darüber sagt, viel ausgearbeiteter zu lesen ist, in den beyden Akademischen Abhandlungen über den Begriff der Hermeneutik mit Bezug auf F. A. Wolf's Andeutungen und Ast's Lehrbuch (in den Reden und Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften, sämmtliche Werke, dritte Abtheil. Zur Philosophie. Dritter Band. S. 344-380.), so haben wir uns bis auf einige wenige Ausnahmen billig enthalten, den unvollkommenen mündlichen Vortrag aus den nachgeschriebenen Heften hier aufzunehmen.

verstehen will, selbst aber glaubt nothwendig verstanden zu werden.

2. Die Philologie ist auch etwas positives durch unsere Geschichte geworden. Daher ihre Behandlungsweise der Hermeneutik auch nur Aggregat von Observationen ist.

Zusatz [1]). Spezielle Hermeneutik sowohl der Gattung als der Sprache nach ist immer nur Aggregat von Observationen und genügt keiner wissenschafftlichen Forderung. Das Verstehen erst ohne Besinnung (der Regeln) treiben und nur in einzelnen Fällen zu Regeln seine Zuflucht nehmen, ist auch ein ungleichmäßiges Verfahren. Man muß diese beiden Standpunkte, wenn man keinen aufgeben kann, mit einander verbinden. Dieß geschieht durch eine doppelte Erfahrung. 1) Auch wo wir am kunstlosesten verfahren zu können glauben, entstehen oft unerwartete Schwierigkeiten, wozu die Lösungsgründe doch im früheren liegen müssen. Also sind wir überall aufgefordert auf das zu achten, was Lösungsgrund werden kann. 2) Wenn wir überall kunstmäßig verfahren, so kommen wir doch am Ende zu einer bewußtlosen Anwendung der Regeln, ohne daß wir das kunstmäßige verlassen hätten.

3. Da Kunst zu reden und zu verstehen (correspondirend) einander gegenüberstehen, reden aber nur die äußere Seite des Denkens ist, so ist die Hermeneutik im Zusammenhange mit der Kunst zu denken und also philosophisch.

Jedoch so, daß die Auslegungskunst von der Composition abhängig ist und sie voraussetzt. Der Parallelismus aber besteht darin, daß wo das Reden ohne Kunst ist bedarf es zum Verstehen auch keiner.

4. Das Reden ist die Vermittlung für die Gemeinschaftlichkeit des Denkens, und hieraus erklärt sich die Zu-

---

[1]) Randbemerk. v. J. 1828.

sammengehörigkeit von Rhetorik und Hermeneutik und ihr gemeinsames Verhältniß zur Dialektik.

1. Reden ist freilich auch Vermittlung des Denkens für den Einzelnen. Das Denken wird durch innere Rede fertig und insofern ist die Rede nur der gewordene Gedanke selbst. Aber wo der Denkende nöthig findet den Gedanken sich selbst zu fixiren, da entsteht auch Kunst der Rede, Umwandlung des ursprünglichen, und wird hernach auch Auslegung nöthig.

2. Die Zusammengehörigkeit der Hermeneutik und Rhetorik besteht darin, daß jeder Akt des Verstehens die Umkehrung eines Aktes des Redens ist, indem in das Bewußtsein kommen muß welches Denken der Rede zum Grunde gelegen.

3. Die Abhängigkeit beider von der Dialektik besteht darin, daß alles Werden des Wissens von beiden (Reden und Verstehen) abhängig ist.

Zusatz[1]). Allgemeine Hermeneutik gehört so wie mit Kritik so auch mit Grammatik[2]) zusammen. Aber da es nicht nur keine Mittheilung des Wissens, sondern auch kein Festhalten desselben giebt ohne diese drei und zugleich alles richtige Denken auf richtiges Sprechen ausgeht, so sind auch alle drei mit der Dialektik genau zu verbinden.

Die[3]) Zusammengehörigkeit der Hermeneutik und Grammatik beruhet

---

[1]) Randbem. v. J. 1828.

[2]) Anmerk. d. Herausg.: Seitdem Schl. diesen Gegenstand in besonderer Beziehung auf Wolf's Abhandlung erörterte, gebrauchte er statt Rhetorik Grammatik. Dieß erklärt sich daraus, daß er Grammatik im höheren Sinn nahm als künstlerische Behandlung der Sprache überhaupt, so daß er auch die rhetorische Composition darunter begriff. S. Abhdl. über den Begriff der Hermeneutik. S. 357 ff.

[3]) Anmerk. d. Herausg.: Aus der Vorles. v. 1832. Von jetzt an wird das Datum der Vorlesung nur dann bemerkt werden, wenn es nicht diese letzte ist.

darauf, daß jede Rede nur unter der Voraussetzung des Verständnisses der Sprache gefaßt wird. — Beide haben es mit der Sprache zu thun. Dieß führt auf die Einheit von Sprechen und Denken, die Sprache ist die Art und Weise des Gedankens wirklich zu sein. Denn es giebt keinen Gedanken ohne Rede. Das Aussprechen der Worte bezieht sich bloß auf die Gegenwart eines andern, und ist insofern zufällig. Aber niemand kann denken ohne Worte. Ohne Worte ist der Gedanke noch nicht fertig und klar. Da nun die Hermeneutik zum Verstehen des Denkinhalts führen soll, der Denkinhalt aber nur wirklich ist durch die Sprache, so beruht die Hermeneutik auf der Grammatik, als der Kenntniß der Sprache. Betrachten wir nun das Denken im Akte der Mittheilung durch die Sprache, welche eben die Vermittlung für die Gemeinschaftlichkeit des Denkens ist, so hat dieß keine andere Tendenz als das Wissen als ein allen gemeinsames hervorzubringen. So ergiebt sich das gemeinsame Verhältniß der Grammatik und Hermeneutik zur Dialektik, als der Wissenschaft von der Einheit des Wissens. — Jede Rede kann ferner nur verstanden werden durch die Kenntniß des geschichtlichen Gesammtlebens, wozu sie gehört, oder durch die Kenntniß der sie angehenden Geschichte. Die Wissenschaft der Geschichte aber ist die Ethik. Nun aber hat auch die Sprache ihre Naturseite; die Differenzen des menschlichen Geistes sind auch bedingt durch das Physische des Menschen und des Erdkörpers. Und so wurzelt die Hermeneutik nicht bloß in der Ethik, sondern auch in der Physik. Ethik aber und Physik führen wieder zurück auf die Dialektik, als die Wissenschaft von der Einheit des Wissens.

5. Wie jede Rede eine zwiefache Beziehung hat, auf die Gesammtheit der Sprache und auf das gesammte Denken ihres Urhebers: so besteht auch alles Verstehen aus den zwei Momenten, die Rede zu verstehen als herausgenommen aus der Sprache, und sie zu verstehen als Thatsache im Denkenden.

1. Jede Rede setzt voraus eine gegebene Sprache. Man kann dieß zwar auch umkehren, nicht nur für die absolut erste Rede, sondern auch für den ganzen Verlauf, weil die Sprache wird durch das Reden; aber die Mittheilung setzt auf jeden Fall die Gemeinschaftlichkeit der Sprache also eine gewisse Kenntniß derselben voraus. Wenn zwischen die unmittelbare Rede und die Mittheilung etwas tritt, also die Kunst der Rede anfängt: so beruht dieß theils auf der Besorgniß, es möchte dem hörenden etwas in unserm Sprachgebrauch fremd sein.

2. Jede Rede beruht auf einem früheren Denken. Man kann dieses auch umkehren, aber in Bezug auf die Mittheilung bleibt es wahr, denn die Kunst des Verstehens geht nur bei fortgeschrittenem Denken an.

3. Hiernach ist jeder Mensch auf der einen Seite ein Ort in welchem sich eine gegebene Sprache auf eine eigenthümliche Weise gestaltet, und seine Rede ist nur zu verstehen aus der Totalität der Sprache. Dann aber ist er auch ein sich stetig entwickelnder Geist, und seine Rede ist nur als eine Thatsache von diesem im Zusammenhange mit den übrigen.

Der Einzelne ist in seinem Denken durch die (gemeinsame) Sprache bedingt und kann nur die Gedanken denken, welche in seiner Sprache schon ihre Bezeichnung haben. Ein anderer neuer Gedanke könnte nicht mitgetheilt werden, wenn nicht auf schon in der Sprache bestehende Beziehungen bezogen. Dieß beruht darauf, daß das Denken ein inneres Sprechen ist. Daraus erhellt aber auch positiv, daß die Sprache das Fortschreiten des Einzelnen im Denken bedingt. Denn die Sprache ist nicht nur ein Complexus einzelner Vorstellungen, sondern auch ein System von der Verwandtschaft der Vorstellungen. Denn durch die Form der Wörter sind sie in Verbindung gebracht. Jedes zusammengesetzte Wort ist eine Verwandtschaft, wobei jede Vor- und Endsylbe eine eigenthümliche Bedeutung (Modification) hat.

Aber das System der Modificationen ist in jeder Sprache ein anderes. Objectiviren wir uns die Sprache, so finden wir, daß alle Akte des Redens nur eine Art sind, wie die Sprache in ihrer eigenthümlichen Natur zum Vorschein kommt, und jeder Einzelne nur ein Ort ist, in dem die Sprache erscheint, wie wir denn bei bedeutenden Schriftstellern unsere Aufmerksamkeit auf ihre Sprache richten und bei ihnen eine Verschiedenheit des Styles sehen. — Eben so ist jede Rede immer nur zu verstehen aus dem ganzen Leben, dem sie angehört, d. h. da jede Rede nur als Lebensmoment des Redenden in der Bedingtheit aller seiner Lebensmomente erkennbar ist, und dieß nur aus der Gesammtheit seiner Umgebungen, wodurch seine Entwicklung und sein Fortbestehen bestimmt werden, so ist jeder Redende nur verstehbar durch seine Nationalität und sein Zeitalter.

6. Das Verstehen ist nur ein Ineinandersein dieser beiden Momente, (des grammatischen und psychologischen).

1. Die Rede ist auch als Thatsache des Geistes nicht verstanden wenn sie nicht als Sprachbezeichnung verstanden ist, weil die Angeborenheit der Sprache den Geist modificirt.

2. Sie ist auch als Modification der Sprache nicht verstanden wenn sie nicht als Thatsache des Geistes verstanden ist, weil in diesem der Grund von allem Einflusse des Einzelnen auf die Sprache liegt, welche selbst durch das Reden wird.

7. Beide stehen einander völlig gleich und mit Unrecht würde man die grammatische Interpretation die niedere und die psychologische die höhere nennen.

1. Die psychologische ist die höhere, wenn man die Sprache nur als das Mittel betrachtet, wodurch der einzelne Mensch seine Gedanken mittheilt; die grammatische ist dann bloß Hinwegräumung der vorläufigen Schwierigkeiten.

2. Die grammatische ist die höhere, wenn man die Sprache in sofern betrachtet, als sie das Denken aller Einzelnen bedingt,

den einzelnen Menschen aber nur als den Ort für die Sprache und seine Rede nur als das, worin sich diese offenbart. Alsdann wird die psychologische völlig untergeordnet wie das Dasein des einzelnen Menschen überhaupt.

3. Aus dieser Duplicität folgt von selbst die vollkommene Gleichheit.

Wir finden in Beziehung auf die Kritik den Sprachgebrauch der höheren und niederen Kritik. Findet dieser Unterschied auch auf dem hermeneutischen Gebiete statt? Aber welche von den beiden Seiten sollte subordinirt sein? Das Geschäft die Rede in Beziehung auf die Sprache zu verstehen, kann gewissermaßen mechanisirt, also auf einen Calculus zurückgeführt werden. Denn sind Schwierigkeiten da, so kann man diese als unbekannte Größen ansehen. Die Sache wird mathematisch, ist also mechanisirt, da ich sie auf einen Calculus gebracht habe. Sollte dieß als mechanische Kunst die niedere Interpretation sein, und jene Seite aus der Anschauung der lebenden Wesen, weil sich die Individualitäten nicht in eine Zahl bringen lassen, die höhere? Da aber von der grammatischen Seite der Einzelne als Ort erscheint, wo sich die Sprache lebendig zeigt, so scheint das Psychologische untergeordnet; sein Denken ist durch die Sprache bedingt und er durch sein Denken. Die Aufgabe seine Rede zu verstehen schließt also beides in sich, aber das Verstehen der Sprache erscheint als übergeordnet. Betrachtet man nun aber die Sprache als aus den jedesmaligen Akten des Sprechens entstanden, so kann auch sie, da auf Individuelles zurückgehend, nicht dem Calcül unterworfen werden; sie ist selbst ein Individuum gegen andere und das Verstehen der Sprache unter dem eigenthümlichen Geiste des Redenden eine Kunst, wie jene andere Seite, also keine mechanische, also beide Seiten einander gleich. — Allein diese Gleichheit ist wieder zu beschränken in der einzelnen Aufgabe. Beide Seiten sind in jeder einzelnen Aufgabe nicht gleich, weder in Beziehung darauf, was in jeder geleistet, noch auch was gefordert wird. Es giebt Schriften, bei denen die eine Seite, das eine Interesse überwiegend ist, und

andere, wo umgekehrt. Bei einer Schrift wird die eine Seite der Aufgabe sehr vollständig gelös't werden können, die andere gar nicht. Man findet z. B. ein Fragment von einem unbekannten Verfasser. So kann man wohl aus der Sprache das Zeitalter und die Localität der Schrift erkennen. Aber erst wenn man durch die Sprache eine Sicherheit über den Verfasser hat, kann die andere Aufgabe, die psychologische, beginnen.

8. Die absolute Lösung der Aufgabe ist die, wenn jede Seite für sich so behandelt wird, daß die Behandlung der andern keine Änderung im Resultat hervorbringt, oder, wenn jede Seite für sich behandelt die andere völlig ersetzt, die aber eben so weit auch für sich behandelt werden muß.

1. Nothwendig ist diese Duplicität, wenn auch jede Seite die andere ersetzt wegen §. 6.

2. Vollkommen ist aber jede nur dann, wenn sie die andere überflüssig macht und Beitrag giebt, um sie zu construiren, weil ja die Sprache nur erlernt werden kann dadurch daß Reden verstanden werden, und der innere Zusammenhang des Menschen nebst der Art wie ihn das äußere aufregt nur verstanden werden kann durch seine Reden.

9. Das Auslegen ist Kunst.

1. Jede Seite für sich. Denn überall ist Construction eines endlichen bestimmten aus dem unendlichen unbestimmten. Die Sprache ist ein unendliches, weil jedes Element auf eine besondere Weise bestimmbar ist durch die übrigen. Ebenso aber auch die psychologische Seite. Denn jede Anschauung eines Individuellen ist unendlich. Und die Einwirkungen auf den Menschen von außen sind auch ein bis ins unendlich ferne allmählich abnehmendes. Eine solche Construction kann nicht durch Regeln gegeben werden welche die Sicherheit ihrer Anwendung in sich trügen.

2. Sollte die grammatische Seite für sich allein vollendet werden, so müßte eine vollkommene Kenntniß der Sprache

gegeben sein, im andern Falle eine vollständige Kenntniß des Menschen. Da beides nie gegeben sein kann, so muß man von einem zum andern übergehen, und wie dieß geschehen soll darüber lassen sich keine Regeln geben.

Das volle Geschäft der Hermeneutik ist als Kunstwerk zu betrachten, aber nicht, als ob die Ausführung in einem Kunstwerk endigte, sondern so daß die Thätigkeit nur den Charakter der Kunst an sich trägt, weil mit den Regeln nicht auch die Anwendung gegeben ist, d. i. nicht mechanisirt werden kann.

10. Die glückliche Ausübung der Kunst beruht auf dem Sprachtalent und dem Talent der einzelnen Menschenkenntniß.

1. Unter dem ersten verstehen wir nicht etwa die Leichtigkeit fremde Sprachen zu lernen, der Unterschied zwischen Muttersprache und fremder kommt hier vorläufig nicht in Betracht, — sondern das Gegenwärtighaben der Sprache, der Sinn für die Analogie und die Differenz u. s. w. Man könnte meinen auf diese Weise müßten Rhetorik (Grammatik) und Hermeneutik immer zusammen sein. Allein wie die Hermeneutik noch ein anderes Talent erfordert, so auch ihrerseits die Rhetorik (Grammatik) eins und nicht beide dasselbe. Das Sprachtalent allerdings ist gemeinsam, allein die hermeneutische Richtung bildet es doch anders aus als die rhetorische (grammatische).

2. Die Menschenkenntniß ist hier vorzüglich die von dem subjectiven Element in der Combination der Gedanken. Eben so wenig ist deßhalb Hermeneutik und künstlerische Menschendarstellung immer zusammen. Aber eine große Menge hermeneutischer Fehler sind in dem Mangel dieses Talents (der künstlerischen Menschendarstellung) oder seiner Anwendung gegründet.

3. Insofern nun diese Talente (bis auf einen gewissen Punct) allgemeine Naturgaben sind ist auch die Hermeneutik ein allgemeines Geschäft. Insofern es einem an der einen Seite fehlt

ist er auch lahm, und die andere kann ihm nur dienen um richtig zu wählen was ihm andere in jener geben.

Zusaz[1]). Das überwiegende Talent ist nicht nur der schwereren Fälle wegen erforderlich, sondern auch um nirgends bei dem unmittelbaren Zweck (des einzelnen Talents) allein stehen zu bleiben, vielmehr überall das Ziel der beiden Hauptrichtungen zu verfolgen, vergl. §. 8. u. 9.

Das zur hermeneut. Kunst nothwendige Talent ist ein zwiefaches, welche Zwiefachheit wir bis jetzt noch nicht in einem Begriff zusammenfassen können. Wenn wir jede Sprache in ihrer eigenthümlichen Einzelheit vollkommen nachconstruiren und den Einzelnen aus der Sprache, wie die Sprache aus dem Einzelnen verstehen könnten, so wäre das Talent wohl auf eins zu bringen. Da aber die Sprachforschung und die Auffassung des Individuellen das noch nicht vermögen, so müssen wir noch zwei Talente annehmen, als verschieden. — Das Sprachtalent ist nun wieder ein zwiefaches. Der Verkehr der Menschen geht von der Muttersprache aus, kann sich aber auch auf eine andere erstrecken. Darin liegt die Duplicität des Sprachtalents. Das comparative Auffassen der Sprachen in ihren Differenzen, das extensive Sprachtalent, ist verschieden von dem Eindringen in das Innere der Sprache in Beziehung auf das Denken, dem intensiven Sprachtalent. Dieß ist das Talent des eigentlichen Sprachforschers. Beide sind nothwendig, aber fast nie vereinigt in einem und demselben Subject, sie müssen sich also in verschiedenen gegenseitig ergänzen. Das Talent der Menschenkenntniß zerfällt auch wieder in zwei. Viele Menschen können die Einzelheiten Anderer leicht comparativ in ihren Verschiedenheiten auffassen. Dieß (extensive) Talent kann die Handlungsweise Anderer leicht nach-, ja auch vorconstruiren. Aber ein anderes Talent ist das Verstehen der eigenthümlichen Bedeutung eines Menschen und seiner Eigenthümlichkeiten im Verhältniß zum Begriff des Menschen.

---

[1]) Randbemerk. v. 1828.

Dieß (das intensive Talent) geht in die Tiefe. Beide sind nothwendig, aber selten verbunden, müssen sich also gegenseitig ergänzen.

11. Nicht alles Reden ist gleich sehr Gegenstand der Auslegekunst. Einige Reden haben für dieselbe einen Nullwerth, andere einen absoluten; das meiste liegt zwischen diesen beiden Punkten.

1. Einen Nullwerth hat was weder Interesse hat als That noch Bedeutung für die Sprache. Es wird geredet, weil die Sprache sich nur in der Continuität der Wiederholung erhält. Was aber nur schon vorhanden gewesenes wiederholt ist an sich nichts. Wettergespräche. Allein dieß Null ist nicht das absolute Nichts sondern nur ein Minimum. Denn es entwickelt sich an demselben das Bedeutende.

Das Minimum ist die gemeine Rede im Geschäftlichen und in dem gewöhnlichen Gespräch im gemeinen Leben.

2. Auf jeder Seite giebt es ein Maximum, auf der grammatischen nemlich, was am meisten produktiv ist und am wenigsten wiederholend, das klassische. Auf der psychologischen Seite was am meisten eigenthümlich ist und am wenigsten gemein, das originelle. Absolut ist aber nur die Identität von beiden, das genialische oder urbildliche für die Sprache in der Gedankenproduktion.

3. Das klassische aber muß nicht vorübergehend sein sondern die folgenden Produktionen bestimmen. Eben so das originelle. Aber auch das absolute (Maximum) darf nicht frei davon sein, bestimmt worden zu sein durch früheres und allgemeineres.

Zusaz [1]: Dazwischenliegendes zwischen dem Minimum und Maximum nähert sich an eins von beiden; a) an das gemeine die relative Inhaltsnichtigkeit und die anmuthige Darstellung, b) an das geniale, die Klassicität in der Sprache, die aber

[1]) Randanmerk. v. 1828.

nicht originell zu sein braucht, und die Originalität in der Verknüpfung (der Gedanken), die aber nicht klassisch zu sein braucht.

Cicero ist klassisch, aber nicht originell; der deutsche Hamann originell, aber nicht klassisch. — Sind beide Seiten des hermeneutischen Verfahrens überall gleichmäßig anzuwenden? Haben wir einen klassischen Schriftsteller ohne Originalität, so kann das psychologische Verfahren ohne Reiz sein, auch nicht gefordert werden; sondern seine Spracheigenthümlichkeit muß allein beobachtet werden. Ein nicht klassischer Schriftsteller gebraucht mehr und minder kühne Combinationen in der Sprache, und hier muß von der psychologischen Seite auf das Verstehen der Ausdrücke eingegangen werden, nicht aber von der Sprechseite aus.

12. Wenn beide Seiten (der Interpretation, die grammatische und psychologische) überall anzuwenden sind, so sind sie es doch immer in verschiedenem Verhältniß.

1. Das folgt schon daraus, daß das grammatisch unbedeutende nicht auch psychologisch unbedeutend zu sein braucht und umgekehrt, sich also auch nicht aus jedem unbedeutenden das bedeutende gleichmäßig nach beiden Seiten entwickelt.

2. Das Minimum von psychologischer Interpretation wird angewendet bei vorherrschender Objectivität des Gegenstandes. (Dahin gehört) reine Geschichte, vornehmlich im Einzelnen, denn die ganze Ansicht ist immer subjectiv affizirt. Epos. Geschäftliche Verhandlungen, welche ja Geschichte werden wollen. Didaktisches von strenger Form auf jedem Gebiete. Hier überall ist das subjective nicht als Auslegungsmoment anzuwenden, sondern es wird Resultat der Auslegung. Das Minimum von grammatischer beim Maximum von psychologischer Auslegung in Briefen, nemlich eigentlichen. Übergang des Didaktischen und Historischen in diesen. Lyrik. Polemik.

Zusaz [1]) Die hermeneutischen Regeln müssen mehr Men=

[1]) Randanmerk. v. 1832.

thode sein, wie Schwierigkeiten zuvorzukommen, als Observationen, um solche aufzulösen.

Die hermeneutischen Leistungen glücklicher Arbeiter (im Einzelnen) müssen betrachtet werden. Aber das theoretische Verfahren geht nicht auf die Einzelheiten ein, sondern betrachtet die Auffindung der Identität der Sprache mit dem Denken. — Den Schwierigkeiten im Nachconstruiren der Rede und des Gedankenganges vorzubeugen, ist die Aufgabe der Hermeneutik. Aber so in dieser Allgemeinheit ist die Aufgabe nicht zu lösen. Denn die Produktionen einer fremden Sprache sind für uns immer fragmentarisch. Verschieden ist nun zwar bei den verschiedenen Sprachen der Umfang des vor uns liegenden. Aber die Totalproduktion der Sprache fehlt uns mehr und minder, z. B. im griechischen und hebräischen. Es liegt uns keine Sprache ganz vor, selbst nicht die eigene Muttersprache. Daher müssen wir die Säze der hermeneutischen Theorie so construiren, daß sie nicht einzelne Schwierigkeiten lösen, sondern fortschreitende Anweisungen zum Verfahren seien, und immer nur mit der Aufgabe im Allgemeinen zu thun haben. Die Schwierigkeiten werden dann als Ausnahmen angesehen und bedürfen eines andern Verfahrens. Wir fragen dabei nur nach den Ergänzungen des Mangels, aus dem die Schwierigkeiten entstehen, nicht nach dem (allgemeinen) Typus. Dieß wird in beiden Richtungen (der grammatischen und psychologischen) gleich sein.

13. Es giebt keine andere Mannigfaltigkeit in der Auslegungsmethode, als das Obige (12.).

1. Beispielsweise die wunderliche Ansicht, aus dem Streit über die historische Auslegung des N. T. entstanden, als ob es mehrere Arten der Interpretation gäbe. Die Behauptung der historischen Interpretation ist nur die richtige Behauptung vom Zusammenhange der neutestam. Schriftsteller mit ihrem Zeitalter. (Verfänglicher Ausdruck Zeitbegriffe). Aber sie wird falsch, wenn sie die neue begriffsbildende Kraft des Christen-

thums leugnen und alles aus dem schon 'vorhandenen erklären will. Die Ableugnung der historischen Interpretation ist richtig wenn sie sich nur dieser Einseitigkeit widersezt, und falsch wenn sie allgemein sein will. Die ganze Sache kommt aber dann auf das Verhältniß der grammatischen und psychologischen Interpretation hinaus, denn die neuen Begriffe gingen aus der eigenthümlichen Gemüthserregung hervor.

2. Eben so wenig (entsteht eine Mannigfaltigkeit), wenn man historische Interpretation von der Berücksichtigung von Begebenheiten versteht. Denn das ist sogar etwas vor der Interpretation hergehendes, weil dadurch nur das Verhältniß zwischen dem Redner und ursprünglichen Hörer wiederhergestellt wird, was also immer vorher sollte berichtigt sein.

3. Die allegorische Interpretation. Nicht Interpretation der Allegorie, wo der uneigentliche Sinn der einzige ist ohne Unterschied ob wahres zum Grunde liegt, wie in der Parabel vom Säemann, oder Fiction, wie in der vom reichen Manne. Sondern welche, wo der eigentliche Sinn in den unmittelbaren Zusammenhang fällt, doch neben demselben noch einen uneigentlichen annimmt. Man kann sie nicht mit dem allgemeinen Grundsaz abfertigen, daß jede Rede nur Einen Sinn haben könne, so wie man ihn gewöhnlich grammatisch nimmt. Denn jede Anspielung ist ein zweiter Sinn, wer sie nicht mit auffaßt kann den Zusammenhang ganz verfolgen, es fehlt ihm aber doch ein in die Rede gelegter Sinn. Dagegen wer eine Anspielung findet, welche nicht hineingelegt ist, hat immer die Rede nicht richtig ausgelegt. Die Anspielung ist dieses, wenn in die Hauptgedankenreihe eine von den begleitenden Vorstellungen verflochten wird, von der man glaubt sie könne in dem andern eben so leicht erregt werden. Aber die begleitenden Vorstellungen sind nicht nur einzelne und kleine, sondern wie die ganze Welt ideal in dem Menschen gesezt ist, so wird sie auch immer wenn gleich als dunkles Schattenbild wirklich gedacht. Nun giebt es einen Parallelismus der verschiedenen

Reihen im Großen und Kleinen, also kann einem bei jedem etwas aus einer andern einfallen: Parallelismus des physischen und ethischen, des musikalischen und malerischen u. s. w. Die Aufmerksamkeit darf aber hierauf nur gerichtet werden, wenn uneigentliche Ausdrücke dazu Anzeichen geben. Daß es auch ohne solche Anzeichen besonders beim Homer und bei der Bibel geschehen ist, beruhet auf einem besonderen Grunde. Dieser ist bei Homer und beim A. T. die Einzigkeit jenes (des Homer) als allgemeinen Bildungsbuches, des A. T. als Litteratur überhaupt, aus welchem alles mußte genommen werden. Dazu noch bei beiden der mythische Gehalt der auf der einen Seite in gnomische Philosophie, auf der anderen in Geschichte ausgeht. Für den Mythus giebt es aber keine technische Interpretation weil er nicht von einem Einzelnen herrühren kann, und das Schwanken des gemeinen Verständnisses zwischen dem eigentlichen und uneigentlichen Sinn macht hier die Duplicität am scheinbarsten. — Mit dem N. T. hat es freilich eine andere Bewandniß, und bei diesem erklärt sich das Verfahren aus zwei Gründen. Einmal aus seinem Zusammenhange mit dem Alten, bei dem diese Erklärungsart hergebracht war und also auf die anfangende gelehrte Auslegung übergetragen wurde. Dann aus der hier noch mehr als beim A. T. ausgebildeten Vorstellung den heiligen Geist als Verfasser anzusehen. Der heilige Geist kann nicht gedacht werden als ein zeitlich wechselndes einzelnes Bewußtsein. Daher auch hier die Neigung in jedem alles zu finden. Allgemeine Wahrheiten oder einzelne bestimmte Vorschriften befriedigen diese von selbst, aber das am meisten vereinzelte und an sich unbedeutende reizt sie.

4. Hier dringt sich uns nun beiläufig die Frage auf, ob die heiligen Bücher des heiligen Geistes wegen anders müßten behandelt werden? Dogmatische Entscheidung über die Inspiration dürfen wir nicht erwarten weil diese ja selbst auf der Auslegung ruhen muß. Wir müssen erstlich einen Unterschied zwischen Reden und Schreiben der Apostel nicht statuiren.

Denn die künftige Kirche mußte auf die erste gebauet werden. Eben deshalb aber auch zweitens nicht glauben, daß bei den Schriften die ganze Christenheit unmittelbarer Gegenstand gewesen. Denn sie sind ja alle an bestimmte Menschen gerichtet und konnten auch in Zukunft nicht richtig verstanden werden, wenn sie von diesen nicht waren richtig verstanden worden. Diese konnten aber nichts anderes als das bestimmte Einzelne darin suchen wollen, weil sich für sie die Totalität aus der Menge der Einzelheiten ergeben mußte. Also müssen wir sie eben so auslegen und deshalb annehmen, daß wenn auch die Verfasser todte Werkzeuge gewesen wären der heiligen Geist durch sie doch nur könne geredet haben, so wie sie selbst würden geredet haben.

5. Die schlimmste Abweichung nach dieser Seite hin ist die kabbalistische Auslegung, die sich mit dem Bestreben in jedem alles zu finden an die einzelnen Elemente und ihre Zeichen wendet. — Man sieht, was irgend seinem Bestreben nach noch mit Recht Auslegung genannt werden kann, darin giebt es keine andere Mannigfaltigkeit, als die aus den verschiedenen Verhältnissen der beiden von uns aufgestellten Seiten.

Zusaz[1]) Dogmatische und allegorische Interpretation haben als Jagd auf inhaltreiches und bedeutsames den gemeinsamen Grund, daß die Ausbeute so reich als möglich sein soll für die christliche Lehre, und daß in den heiligen Büchern nichts vorübergehend und geringfügig sein soll.

Von diesem Puncte aus kommt man auf die Inspiration. Bei der großen Mannigfaltigkeit von Vorstellungsarten darüber ist das beste, erst zu versuchen auf was für Folgerungen die strengste Vorstellung führt. Also Wirksamkeit des heil. Geistes vom Entstehen der Gedanken bis auf den Akt des Schreibens erstreckt. Diese hilft uns nichts mehr wegen der Varianten. Diese waren aber gewiß vorhanden schon vor Sammlung der

---

[1]) Randanmerk. v. 1828.

Schrift. Hier wird also schon Kritik erfordert. Aber auch die ersten Leser der apostolischen Briefe hätten müssen von dem Gedanken an die Verfasser und von Anwendung ihrer Kenntniß derselben abstrahiren und wären mithin in die tiefste Verwirrung versunken. Fragt man nun noch dazu, weshalb entstand nicht die Schrift ganz wunderbarer Weise ohne Menschen anzuwenden, so muß man sagen, der göttliche Geist kann diese Methode (nemlich durch Menschen) nur gewählt haben, wenn er wollte, daß alles sollte auf die angegebenen Verfasser zurückgeführt werden. Darum kann auch dieß nur die richtige Auslegung sein. Von der grammatischen Seite gilt dasselbe. Dann aber muß auch alles Einzelne rein menschlich behandelt werden und die Wirksamkeit bleibt nur der innerliche Impuls. — Andere Vorstellungen, welche einiges einzelne z. B. Bewahrung vor Irrthümern dem Geiste zuschreiben das übrige aber nicht, sind unhaltbar. Dabei müßte der Fortgang als gehemmt gedacht werden, das richtige an die Stelle tretende aber wieder dem Verfasser zufallend. Ob der Inspiration wegen alles sich auf die ganze Kirche beziehen muß? Nein. Die unmittelbaren Empfänger hätten dann immer unrichtig auslegen müssen, und viel richtiger hätte dann der heilige Geist gehandelt, wenn die heiligen Schriften keine Gelegenheitsschriften gewesen wären. Also grammatisch und psychologisch bleibt alles bei den allgemeinen Regeln. In wie fern sich aber weiter eine Specialhermeneutik der heiligen Schrift ergiebt, das kann erst später untersucht werden.

In der Vorlesung von 1832 wird dieser Punkt gleich hier erörtert und die Grenze zwischen der allgemeinen und speciellen Hermeneutik überhaupt genauer bestimmt, mit besonderer Anwendung auf das N. T. [1]). Schl. sagt: Gehen wir auf die hermeneutische Aufgabe in ihrer Ursprünglichkeit zurück, nemlich die Rede als Denkakt in einer gegebenen Sprache, so kommen wir auf den

---

[1]) Im Auszuge mitgetheilt.

Saz: in dem Maaße in welchem das Denken eins ist giebt es auch eine Identität der Sprachen. Dieß Gebiet muß die allgemeinen Regeln der Sprache enthalten. Sobald es aber eine Besonderheit des Denkens durch die Sprache giebt, entsteht ein specielles hermeneutisches Gebiet. Bei der genaueren Bestimmung der Grenzen zwischen dem allgemeinen und speciellen fragt sich zuerst auf der grammatischen Seite: wie weit sich von der Sprache aus die Rede als Eins (als Einheit) verfolgen lasse? Die Rede muß ein Saz sein. Dadurch ist erst etwas im Gebiet der Sprache Eins. Der Saz aber ist das Aufeinanderbeziehen von Haupt- und Zeitwort, ὄνομα und ῥῆμα. So weit sich das Verstehen der Rede aus der Natur des Sazes überhaupt ergiebt, so weit geht die allgemeine Hermeneutik gewiß. Allein, obwohl die Natur des Sazes als Denkakt in allen Sprachen dieselbe ist, so ist doch die Behandlung des Sazes in den verschiedenen Sprachen verschieden. Je größer nun in den Sprachen die Verschiedenheit in der Behandlung des Sazes ist, desto mehr beschränkt sich das Gebiet der allgemeinen Hermeneutik, desto mehr Differenzen kommen in das Gebiet der allgemeinen Hermeneutik.

Eben so auf der psychologischen Seite. In dem Maaße als das menschlische Leben ein und dasselbe ist unterliegt jede Rede als Lebensakt des Einzelnen den allgemeinen hermeneutischen Regeln. In dem Maaße aber als das menschliche Leben sich individualisirt ist auch jeder Lebensakt und somit auch jeder Sprechakt, worin jener sich darstellt, bei Andern anderswie beschaffen und anderswie mit seinen übrigen Lebensmomenten zusammenhängend. Hier tritt das Gebiet des Speciellen ein. Wenn wir nun voraussetzen, daß alle Differenzen der menschlichen Natur in ihren Lebensfunktionen sich auch in der Sprache darstellen, so folgt auch, daß die Constitution des Sazes mit der Constitution des Lebensaktes zusammenhängt. Dieß gilt sowohl für das Allgemeine, als für das Besondere. Das Verhältniß des Allgemeinen und Speciellen aber ist ein mannigfach abgestuftes. Denn

die Ungleichheit und Mannigfaltigkeit in der Behandlung des Sazes kann wieder bei verschiedenen Sprachfamilien gleich sein so daß Gruppirungen entstehen. So kann es wieder für jede Sprachfamilie eine gemeinsame Hermeneutik geben. Ferner erkennen wir verschiedene Arten die Sprache zu behandeln für verschiedene Denkakte. So können in derselben Sprache sprachliche Differenzen entstehen z. B. in der Prosa und Poesie. Diese Differenzen können aber wiederum in verschiedenen Sprachen dieselben sein. Bei der Prosa will ich die strenge Bestimmung des Seins auf das Denken, die Poesie ist aber das Denken in seinem freien Spiel. So habe ich auf dieser Seite weit mehr Psychologisches, während in der Prosa das Subject mehr zurücktritt. Hier entwickeln sich zwei verschiedene Gebiete des Speciellen, das eine, welches sich auf die Verschiedenheit in der Construction der Sprache, das andere, welches sich auf die Verschiedenheit des Denkaktes bezieht. — Was diese letztere betrifft, so verhält sich das Allgemeine und Besondere bei der Auslegung eines einzelnen Schriftstellers auf folgende Weise. Sofern die Denkakte des Einzelnen in allem auf gleiche Weise die ganze Lebensbestimmtheit oder Lebensfunktion des Einzelnen ausdrücken, werden auch die Gesetze der psychologischen Interpretation dieselben sein. Sobald ich mir aber eine Ungleichheit denke und nicht in dem Denkakte selbst den Schlüssel finde, sondern dabei noch auf Anderes Rücksicht nehmen muß, geht das Gebiet des Speciellen an. So ist freilich das Gebiet des Allgemeinen nicht sehr groß. Darum hat die Hermeneutik auch immer bei dem Speciellen angefangen und ist dabei stehen geblieben. Gehen wir nun davon aus daß die Rede ein Lebensmoment ist, so muß ich den ganzen Zusammenhang aufsuchen und fragen, wie ist das Individuum bewogen, die Rede aufzustellen (Anlaß), und auf welchen folgenden Moment ist die Rede gerichtet gewesen, (Zweck). Da die Rede ein Mannigfaltiges ist, so kann sie obwohl bei demselben Anlaß und Zweck dennoch ein Verschiedenes sein. Wir müssen sie also zerlegen und sagen, das Allgemeine geht nur so weit als die Gesetze des Fortschreitens im Denken dieselben sind, wo

wir Differenzen finden, da geht das Specielle an. Bei einer didaktischen Auseinandersetzung z. B. und einer lyrischen Dichtung sind trotz dem, daß beide Aneinanderreihungen von Gedanken sind, die Gesetze des Fortschreitens verschieden. So sind in Beziehung auf sie auch die hermeneutischen Regeln verschieden und wir sind im Gebiete der speciellen Hermeneutik.

Die Frage nun, ob und inwiefern die neutest. Hermeneutik eine specielle sei wird so beantwortet. Von der sprachlichen Seite scheint sie keine specielle zu sein, denn diese ist zunächst auf die griechische Sprache zu beziehen, von der psychologischen Seite aber erscheint das N. T. nicht als Eins, sondern es ist zu unterscheiden zwischen didaktischen und historischen Schriften. Dieß sind verschiedene Gattungen, die allerdings verschiedene hermeneutische Regeln fordern. Aber daraus entsteht noch keine specielle Hermeneutik. Gleichwohl ist die neutestam. Hermeneutik eine specielle, aber nur in Beziehung auf das zusammengesetzte Sprachgebiet oder den hebraisirenden Sprachcharakter. Die neutest. Schriftsteller waren nicht gewohnt in der griechischen Sprache zu denken, wenigstens nicht über religiöse Gegenstände. Diese Beschränkung gilt dem Lukas, der ein geborener Grieche gewesen sein kann. Aber selbst die Griechen waren auf dem Gebiete des Hebraismus Christen geworden. Nun giebt es in jeder Sprache eine Menge von Verschiedenheiten, örtlich, verschiedene Dialekte im weitesten Sinne, zeitlich, verschiedene Sprachperioden. In jeder ist die Sprache eine andere. Dieß erfordert specielle Regeln, die sich auf die specielle Grammatik verschiedener Zeiträume und Orte beziehen. Doch dieß ist noch allgemeiner anwendbar. Denn wenn in einem Volke eine geistige Entwickelung vorgeht, so entsteht auch eine neue Sprachentwickelung. Wie nun jedes neue geistige Princip sprachbildend wird, so auch der christliche Geist. Aber daraus entsteht sonst keine specielle Hermeneutik. Beginnt ein Volk zu philosophiren, so zeigt es eine große Sprachentwickelung, aber es bedarf keiner speciellen Hermeneutik. Der neue christliche Geist aber tritt im N. T. hervor in einer Sprachmischung, in der das hebräische der Stamm ist, worin das neue

zunächst gedacht worden ist, das griechische aber aufgepfropft. Deßhalb ist die neutestam. Hermeneutik als eine specielle zu behandeln. Da die Sprachmischung eine Ausnahme, ein nicht naturgemäßer Zustand ist, so geht auch die neutest. Hermeneutik als eine specielle nicht auf regelmäßige Weise aus der allgemeinen hervor. — Überhaupt begründet weder die natürliche Verschiedenheit der Sprachen eine positive specielle Hermeneutik, denn diese Verschiedenheit gehört der Grammatik an, welche von der Hermeneutik vorausgesezt und eben nur angewendet wird, noch der Unterschied zwischen Prosa und Poesie in einer und derselben Sprache und in verschiedenen, denn auch die Kenntniß dieser Verschiedenheit wird in der hermeneutischen Theorie vorausgesezt. Eben so wenig wird durch die psychologischen Verschiedenheiten, sofern sie sich auf eine gleichmäßige Weise im relativen Gegensatze zwischen dem Allgemeinen und Speciellen ergeben, eine specielle Hermeneutik, als solche nothwendig.

14. Der Unterschied zwischen dem kunstmäßigen und kunstlosen in der Auslegung beruhet weder auf dem von einheimisch und fremd, noch auf dem von Rede und Schrift, sondern immer darauf, daß man einiges genau verstehen will und anderes nicht.

1. Wenn es nur ausländische und alte Schrift wäre, die der Kunst bedürfte, so müßten die ursprünglichen Leser ihrer nicht bedurft haben und die Kunst beruhete also auf dem Unterschiede zwischen diesen und uns. Dieser Unterschied muß aber durch Sprach- und Geschichtkenntniß erst aus dem Wege geräumt werden; erst nach erfolgter Gleichsetzung geht die Auslegung an. Der Unterschied zwischen ausländisch alter Schrift und einheimisch gleichzeitiger liegt also nur darin, daß jene Operation des Gleichseins nicht ganz vorhergehen kann, sondern sie wird erst mit dem Auslegen und während desselben vollendet, und dieß ist beim Auslegen immer zu berücksichtigen.

2. Es ist auch nicht bloß die Schrift. Sonst müßte die Kunst nur nothwendig werden durch den Unterschied zwischen Schrift und Rede, d. h. durch das Fehlen der lebendigen Stimme und durch den Mangel anderweitiger persönlicher Einwirkungen. Die lezten aber bedürfen selbst wieder der Auslegung und diese bleibt immer unsicher. Die lebendige Stimme erleichtert freilich das Verständniß sehr, aber der Schreibende muß darauf Rücksicht nehmen (daß er nicht spricht). Thut er dieß, so müßte die Auslegungskunst dann auch überflüssig sein, welches doch nicht der Fall ist. Also beruhet ihre Nothwendigkeit auch wo er jenes nicht gethan nicht bloß auf diesem Unterschiede.

Zusaz [1]). Daß sich aber die Kunst der Auslegung allerdings mehr auf Schrift als Rede bezieht, kommt daher weil der mündlichen Rede in der Regel vieles zu Hülfe kommt wodurch ein unmittelbares Verständniß gegeben wird, was der Schrift abgeht, und weil man — besonders von den vereinzelten Regeln, die man ohnehin nicht im Gedächtniß festhält, bei der vorübergehenden Rede keinen Gebrauch machen kann.

3. Wenn nun Rede und Schrift sich so verhalten, so bleibt kein anderer Unterschied als der bezeichnete übrig, und es folgt daß auch die kunstgerechte Auslegung kein anderes Ziel hat, als welches wir beim Anhören jeder gemeinen Rede haben.

15. Die laxere Praxis in der Kunst geht davon aus, daß sich das Verstehen von selbst ergiebt und drückt das Ziel negativ aus: Mißverstand soll vermieden werden.

1. Ihre Voraussetzung beruht darauf, daß sie sich vornehmlich mit dem unbedeutenden abgiebt oder wenigstens nur um eines gewissen Interesse willen verstehen will und sich daher leicht auszuführende Grenzen sezt.

2. Auch sie muß indeß in schwierigen Fällen zur Kunst

---

[1]) Aus der Randbem. und der Vorlesung v. J. 1828.

ihre Zuflucht nehmen, und so ist die Hermeneutik aus der kunstlosen Praxis entstanden. Weil sie auch nur die schwierigen Fälle vor Augen hatte, so wurde sie ein Aggregat von Observationen und aus demselben Grunde immer gleich Specialhermeneutik, weil sich die schwierigen Fälle auf einem besonderen Gebiet leichter ausmitteln lassen. So ist die theologische und juristische entstanden und die Philologen haben auch nur spezielle Zwecke vor Augen gehabt.

3. Der Grund dieser Ansicht ist die Identität der Sprache und der Combinationsweise in Redenden und Hörenden.

16. Die strengere Praxis geht davon aus daß sich das Mißverstehen von selbst ergiebt und das Verstehen auf jedem Punkt muß gewollt und gesucht werden.

1. Beruhend darauf, daß sie es mit dem Verstehen genau nimmt und die Rede von beiden Seiten betrachtet ganz darein aufgehen soll.

Zusaz. Es ist eine Grunderfahrung, daß man zwischen dem kunstlosen und dem künstlerischen im Verstehen keinen Unterschied bemerkt vor dem Eintreten eines Mißverständnisses.

2. Sie geht also von der Differenz der Sprache und der Combinationsweise aus, die aber freilich (14.) auf der Identität ruhen muß und nur das geringere ist, welches der kunstlosen Praxis entgeht.

17. Das zu Vermeidende ist ein zwiefaches, das qualitative Mißverstehen des Inhalts, und das Mißverstehen des Tons oder das quantitative.

Zusaz. Die Aufgabe läßt sich auch negativ so bestimmen, materielles (qualitatives) und formelles (quantitatives) Mißverständniß zu vermeiden.

1. Objectiv betrachtet, ist das qualitative die Verwechselung des Ortes eines Theiles der Rede in der Sprache mit dem

eines andern, wie z. E. Verwechselung der Bedeutung eines Wortes mit der eines andern. Subjectiv ist das qualitative Mißverständniß die Verwechselung der Beziehungen eines Ausdrucks, so daß man demselben eine andere Beziehung giebt, als der Redende ihm in seinem Kreise gegeben hat [1]).

2. Das quantitative Mißverstehen bezieht sich subjectiv auf die Entwicklungskraft eines Theils der Rede, den Werth (Nachdruck), den ihm der Redende beilegt, — analog objectiv, auf die Stelle, die ein Redetheil in der Gradation einnimmt, z. B. der Superlativ.

3. Aus dem quantitativen, welches gewöhnlich minder beachtet wird, entwickelt sich immer das qualitative.

4. Alle Aufgaben sind in diesem negativen Ausdrucke enthalten. Allein ihrer Negativität wegen können wir aus ihnen die Regeln nicht entwickeln, sondern müssen von einem positiven ausgehen aber uns beständig an diesem negativen orientiren.

5. Es ist auch noch positiver und activer Mißverstand zu unterscheiden. Letzterer ist das Einlegen, welches aber die Folge eigenes Befangenseins ist, in Beziehung worauf also nichts bestimmtes geschehen kann sofern es nicht als Maximum erscheint, wobei ganz falsche Voraussetzungen zum Grunde liegen.

Das [2]) Mißverstehen ist entweder Folge der Übereilung oder der Befangenheit. Jene ist ein einzelner Moment. Diese ist ein Fehler, der tiefer steckt. Es ist die einseitige Vorliebe für das was dem einzelnen Ideenkreise nahe liegt und das Abstoßen dessen was außer demselben liegt. So erklärt man hinein oder heraus was nicht im Schriftsteller liegt.

18. Die Kunst kann ihre Regeln nur aus einer positiven Formel entwickeln und diese ist das geschichtliche

[1]) Hier ist aus der Vorlesung der deutlichere Ausdruck des Gedankens gleich mit aufgenommen.

[2]) Aus der Vorles. v. 1826.

und divinatorische (profetische) objective und subjective Nachconstruiren der gegebenen Rede.

1. Objectiv geschichtlich heißt einsehen wie sich die Rede in der Gesammtheit der Sprache und das in ihr eingeschlossene Wissen als ein Erzeugniß der Sprache verhält. Objectiv divinatorisch heißt ahnden wie die Rede selbst ein Entwickelungspunkt für die Sprache werden wird. Ohne beides ist qualitativer und quantitativer Mißverstand nicht zu vermeiden.

2. Subjectiv geschichtlich heißt wissen wie die Rede als Thatsache im Gemüth gegeben ist, subjectiv divinatorisch heißt ahnden wie die darin enthaltenen Gedanken noch weiter in dem Redenden und auf ihn fortwirken werden. Ohne beides eben so Mißverstand unvermeidlich.

3. Die Aufgabe ist auch so auszudrücken, die Rede zuerst eben so gut und dann besser zu verstehen als ihr Urheber. Denn weil wir keine unmittelbare Kenntniß dessen haben, was in ihm ist, so müssen wir vieles zum Bewußtsein zu bringen suchen was ihm unbewußt bleiben kann außer sofern er selbst reflektirend sein eigener Leser wird. Auf der objectiven Seite hat er auch hier keine andern Data als wir.

4. Die Aufgabe ist so gestellt eine unendliche, weil es ein unendliches der Vergangenheit und Zukunft ist, was wir in dem Moment der Rede sehen wollen. Daher ist auch diese Kunst ebenfalls einer Begeisterung fähig wie jede andere. In dem Maaße als eine Schrift diese Begeisterung nicht erregt ist sie unbedeutend. — Wie weit man aber und auf welche Seite vorzüglich man mit der Annäherung gehen will, das muß jedenfalls praktisch entschieden werden, und gehört höchstens in eine Specialhermeneutik, nicht in die allgemeine.

19. Vor der Anwendung der Kunst muß hergehen, daß man sich auf der objectiven und subjectiven Seite dem Urheber gleichstellt.

1. Auf der objectiven Seite also durch Kenntniß der Sprache wie er sie hatte, welches also noch bestimmter ist, als sich den ursprünglichern Lesern gleichstellen, welche selbst sich ihm erst gleichstellen müssen. Auf der subjectiven in der Kenntniß seines inneren und äußeren Lebens.

2. Beides kann aber erst vollkommen durch die Auslegung selbst gewonnen werden. Denn nur aus den Schriften eines jeden kann man seinen Sprachschaz kennen lernen und eben so seinen Charakter und seine Umstände.

20. Der Sprachschaz und die Geschichte des Zeitalters eines Verfassers verhalten sich wie das Ganze aus welchem seine Schriften als das Einzelne müssen verstanden werden und jenes wieder aus ihm.

1. Überall ist das vollkommene Wissen in diesem scheinbaren Kreise, daß jedes Besondere nur aus dem Allgemeinen dessen Theil es ist verstanden werden kann und umgekehrt. Und jedes Wissen ist nur wissenschaftlich wenn es so gebildet ist.

2. In dem genannten liegt die Gleichsezung mit dem Verfasser, und es folgt also erstlich, daß wir um so besser gerüstet sind zum Auslegen je vollkommener wir jenes inne haben, zweitens aber auch, daß kein auszulegendes auf einmal verstanden werden kann, sondern jedes Lesen sezt uns erst, indem es jene Vorkenntnisse bereichert, zum besseren Verstehen in Stand. Nur beim unbedeutenden begnügen wir uns mit dem auf einmal verstandenen.

21. Wenn die Kenntniß des bestimmten Sprachschazes erst während des Auslegens durch lexikalische Hülfe und durch einzelne Bemerkung zusammengerafft werden soll, kann keine selbständige Auslegung entstehen.

1. Nur die unmittelbare Überlieferung aus dem wirklichen Leben der Sprache giebt eine von der Auslegung mehr unabhängige Quelle für die Kenntniß des Sprachschazes. Der-

gleichen haben wir bei der griechischen und lateinischen Sprache nur unvollkommen. Daher die ersten lexikalischen Arbeiten von solchen herrühren, welche die ganze Litteratur zum Behufe der Sprachkenntniß durchgearbeitet hatten. Deßhalb aber bedürfen diese Arbeiten auch beständiger Berichtigung durch die Auslegung selbst, und jede kunstmäßige Auslegung muß dazu ihrerseits beitragen.

2. Unter bestimmtem Sprachschaz verstehe ich Dialekt, Periode und Sprachgebiet einer besonderen Gattung, letzteres ausgehend von dem Unterschiede zwischen Poesie und Prosa.

3. Der Anfänger muß die ersten Schritte an der Hand jener Hülfsmittel thun, aber selbstthätige Interpretation kann nur auf verhältnißmäßiger selbstthätiger Erwerbung jener Vorkenntnisse ruhen. Denn alle Bestimmungen über die Sprache in Wörterbüchern und Observationen gehn doch von besonderer und oftmals unsicherer Auslegung aus.

4. In dem neutestam. Gebiet kann man besonders sagen, daß die Unsicherheit und Willkührlichkeit der Auslegung größtentheils auf diesem Mangel beruht. Denn aus einzelnen Observationen lassen sich immer entgegengesezte Analogien entwickeln. — Der Weg zum neutest. Sprachschaze geht aber vom klassischen Alterthume aus durch die makedonische Gräcität, die jüdischen Profanschriftsteller Josephus und Philo, die deuterokanonischen Schriften und die LXX, als die stärkste Annäherung zum hebräischen.

Was [1]) die gegenwärtige Art des akademischen Studiums der neutest. Exegese betrifft, so fehlt es dabei an einer genügenden Vorbereitung. Gewöhnlich kommt man unmittelbar von der klassischphilologischen Gymnasialbildung zur kunstmäßigen Auslegung des N. T. Das ist eine ungünstige Lage. Doch wollen wir deßhalb nicht in den Wunsch einstimmen, daß zum Behuf der theologischen Bildung die jezige gelehrte Schulbildung geän=

---

[1]) Aus der Vorles. v. J. 1826.

dert und mit den künftigen Theologen auf Gymnasien statt der Klassiker die Kirchenväter gelesen werden möchten, weil Sprache und Ideenkreis der ersteren zu ungleich wären. Das würde schlechte Früchte bringen. Es wäre schlimm, wenn die Theologen bloß patristisch gelehrt wären. Unsere allgemeine Bildung ist schon zu sehr durch das klassische Alterthum bestimmt, so daß eine verderbliche Differenz zwischen der Bildung der Theologen und den Andern eintreten müßte. Man kann es mit der Sache des Christenthums sehr redlich meinen, sehr christlich gesinnt sein ohne den Zusammenhang mit dem heidnischen Alterthume abbrechen zu wollen. Die Periode, in der die gebildetsten Kirchenväter schrieben, war doch die des Verfalls. Diese kann aber nicht aus sich selbst verstanden werden, sondern nur durch Vergleichung mit dem vorangegangenen Culminationspunkt der Litteratur. Kommt jemand mit rechter Liebe zu den christlichen Denkmälern, um so mehr wird er sie nun verstehen aus der mitgebrachten Kenntniß des klassischen Alterthums, und um so weniger wird er dann von dem nichtchristlichen Inhalt der Klassiker Nachtheil erfahren.

Der unvermeidliche Mangel aber an gehöriger Vorbereitung zum akademischen Studium der neutest. Exegese ließe sich corrigiren durch voraufgehenden vollständigen Unterricht in der neutest. Grammatik, und biblischen Archäologie, Einleitung u. s. w. Allein das würde theils zu weit führen, theils immer schon wieder Exegese voraussezen. So bleibt nichts übrig, als den akademischen Vortrag der Exegese genetisch einzurichten, so daß unter Anleitung zum richtigen, selbstständigen Gebrauch der vorhandenen Hülfsmittel, woraus die neutest. Sprache, die biblische Archäologie u. s. w. zu lernen ist, in jedem gegebenen Falle die hermeneutischen Regeln in ihrer rechten Anwendung zum Bewußtsein gebracht werden; die rechte Sicherheit aber entsteht nur, wenn der Lernende mit dem Vortrage des Lehrers die eigene Übung verbindet. Aber diese muß nothwendig vom leichteren zum schwereren fortschreiten mit verständiger Benuzung der dargebotenen Hülfsmittel.

22. Wenn die nöthigen Geschichtskenntnisse nur aus Prolegomenen genommen werden, so kann keine selbständige Auslegung entstehen.

1. Solche Prolegomena sind nebst den kritischen Hülfen die Pflicht eines jeden Herausgebers, der eine Mittelsperson sein will. Sie können aber selbst nur ruhen auf einer Kenntniß des ganzen einer Schrift angehörigen Litteraturkreises, und alles dessen was in späteren Gebieten über den Verfasser einer Schrift vorkommt. Also sind sie selbst von der Auslegung abhängig. Sie werden zugleich für den berechnet, dem die urspüngliche Erwerbung in keinem Verhältniß stände zu seinem Zwecke. Der genaue Ausleger muß aber allmählig alles aus den Quellen selbst schöpfen, und eben darum kann sein Geschäft nur vom leichteren zum schwereren in dieser Hinsicht fortschreiten. Am schädlichsten aber wird die Abhängigkeit wenn man in die Prolegomenen solche Notizen hineinbringt die nur aus dem auszulegenden Werke selbst können geschöpft werden.

2. In Bezug auf das N. Testam. hat man aus diesen Vorkenntnissen eine eigene Disciplin gemacht, die Einleitung. Diese ist kein eigentlicher organischer Bestandtheil der theologischen Wissenschaft, aber praktisch ist es zweckmäßig, theils für den Anfänger, theils für den Meister, weil es nun leichter ist alle hieher gehörigen Untersuchungen auf einen Punkt zusammenzubringen. Aber der Ausleger muß immer auch wieder beitragen, um diese Masse von Resultaten zu vermehren und zu berichtigen.

Zusaz. Aus der verschiedenen Art diese Vorkenntnisse fragmentarisch anzulegen und zu benuzen bilden sich verschiedene aber auch einseitige Schulen der Interpretation, die leicht als Manier tadelhaft werden.

23. Auch innerhalb einer einzelnen Schrift kann das Einzelne nur aus dem Ganzen verstanden werden, und es

muß deßhalb eine cursorische Lesung um einen Überblick des Ganzen zu erhalten der genaueren Auslegung vorangehen.

1. Dieß scheint ein Cirkel, allein zu diesem vorläufigen Verstehen reicht diejenige Kenntniß des Einzelnen hin, welche aus der allgemeinen Kenntniß der Sprache hervorgeht.

2. Inhaltsverzeichnisse, die der Autor selbst giebt, sind zu trocken um den Zweck auch auf der Seite der technischen Interpretation zu erreichen, und bei Übersichten wie Herausgeber sie auch den Prolegomenen beizufügen pflegen kommt man in die Gewalt ihrer Interpretation.

3. Die Absicht ist die leitenden Ideen zu finden nach welchen die andern müssen abgemessen werden, und eben so auf der technischen Seite den Hauptgang zu finden, woraus das Einzelne leichter gefunden werden kann. Unentbehrlich sowol auf der technischen als grammatischen Seite, welches aus den verschiedenen Arten des Mißverstandes leicht ist nachzuweisen.

4. Beim unbedeutenden kann man es eher unterlassen und beim schwierigen scheint es weniger zu helfen, ist aber desto unentbehrlicher. Dieses wenig helfen der allgemeinen Übersicht ist sogar ein charakteristisches Merkmal schwerer Schriftsteller.

Zusaz. Allgemeine methodologische Regel: a) Anfang mit allgemeiner Übersicht; b) Gleichzeitiges Begriffensein in beiden Richtungen, der grammatischen und psychologischen; c) Nur, wenn beide genau zusammentreffen in einer einzelnen Stelle, kann man weiter gehen; d) Nothwendigkeit des Zurückgehens, wenn sie nicht zusammenstimmen, bis man den Fehler im Calcul gefunden hat.

Soll nun das Auslegen im Einzelnen angehn, so müssen zwar in der Ausübung beide Seiten der Interpretation immer zusammen verbunden werden aber in der Theorie müssen wir trennen, und von jeder besonders handeln, bei jeder aber darnach trachten es so weit zu bringen, daß uns die andere ent=

behrlich werde, oder vielmehr daß ihr Resultat in der ersten mit erscheine. Die grammatische Interpretation geht voran.

Den Vortrag vom Jahre 1832. über §. 14-23. faßt Schleiermacher selbst in der Kürze so zusammen:

Vor dem Anfange des hermeneutischen Verfahrens muß man wissen, in welchem Verhältniß man beide Seiten anzuwenden hat (s. §. 12.) Dann muß man zwischen sich und dem Autor dasselbe Verhältniß herstellen wie zwischen ihm und seiner ursprünglichen Addresse. Also Kenntniß des ganzen Lebenskreises und des Verhältnisses beider Theile dazu. Ist dieß nicht vollständig geschehen, so entstehen Schwierigkeiten die wir vermeiden wollen. Commentare sagen dieses voraus und wollen sie lösen. Wer sie gebraucht ergiebt sich einer Auctorität und erhält sich das selbständige Verstehen nur wenn er diese Auctorität wieder seinem eigenen Urtheile unterwirft. — Ist die Rede an mich unmittelbar gerichtet, so muß auch vorausgesetzt werden, daß der Redende mich so denkt, wie ich mir bewußt bin zu sein. Da aber schon das gemeine Gespräch oft zeigt, daß sich dieß nicht so verhält, so müssen wir skeptisch verfahren. Der Kanon ist: Die Bestätigung des Verständnisses, welches sich am Anfange ergiebt, ist vom folgenden zu erwarten. Daraus folgt, daß man den Anfang nicht eher versteht als am Ende, also auch, daß man den Anfang noch haben muß am Ende, und dieß heißt bei jedem über das gewöhnliche Maaß des Gedächtnisses hinausgehenden Complexus, daß die Rede muß Schrift werden [1]).

Der Kanon gewinnt nun diese Gestalt: Um das erste genau zu verstehen muß man schon das Ganze aufgenommen haben. Natürlich nicht in sofern es der Gesammtheit der Einzelheiten gleich ist, sondern als Skelett, Grundriß, wie man es fassen

---

[1]) In der Vorlesung wird dieß dadurch deutlicher, daß man sieht, wie die hermeneutische Aufgabe von der mündlichen Rede, dem Gespräch, — als dem ursprünglichen Orte des Verstehens — zum Verstehen der Schrift hinübergeführt wird.

kann mit Übergehung des Einzelnen. Diesen nemlichen Kanon erhalten wir, wenn wir von der Fassung ausgehen den Proceß des Autors nachzubilden. Denn bei jedem größeren Complexus hat dieser auch das Ganze eher gesehn, als er zum Einzelnen fortgeschritten [1]).

Um nun in möglichst ununterbrochenen Gang zu kommen, müssen wir das was dadurch vermieden werden soll näher betrachten, nemlich das Mißverstehen. Ein Saz kann quantitativ mißverstanden werden, wenn das Ganze nicht näher (richtig) aufgefaßt ist, z. B. wenn ich für Hauptgedanken nehme, was nur Nebengedanke ist, — qualitativ, wenn z. E. Ironie für Ernst genommen wird und umgekehrt. Saz als Einheit ist auch das kleinste für das Verstehen und Mißverstehen. Mißverstand ist Verwechselung des einen Ortes in dem Sprachwerth eines Wortes oder einer Form mit dem andern. Der Gegensaz zwischen qualitativem und quantitativem geht genau genommen durch alles in der Sprache durch, auch der Begriff Gott ist demselben unterworfen (man vergleiche den polytheistischen und den christlichen), die formellen wie die materiellen Sprachelemente.

Die Genesis des Mißverstandes ist zwiefach, durch (bewußtes) Nichtverstehen oder unmittelbar. An dem ersten ist eine Schuld des Verfassers eher möglich, (Abweichung vom gewöhnlichen Sprachgebrauch oder Gebrauch ohne Analogie) das andere ist wahrscheinlich immer eigene Schuld des Auslegers (§. 17.).

Wir können die ganze Aufgabe auch auf diese negative Weise ausdrücken: — auf jedem Punkt das Mißverstehen zu vermeiden. Denn beim bloßen Nichtverstehen kann niemand stehn bleiben,

---

[1]) In der Vorlesung wird dieser Kanon in seiner Anwendung näher so bestimmt, daß das vorgängige Verstehen des Ganzen um so nothwendiger ist, je mehr der gegebene Complexus von Gedanken einen selbständigen Zusammenhang hat.

Der Kanon des vollkommenen Verstehens wird dann so gefaßt: Vollkommenes Verstehen giebt es nur durch das Ganze, dieses aber ist vermittelt durch das vollkommene Verständniß des Einzelnen.

also muß das völlige Verstehen herauskommen, wenn jene Aufgabe richtig gelös't ist.

Soll nun nachdem die Aufgabe gefaßt und die Vorbedingungen erfüllt sind, das Geschäft beginnen, so ist zwischen beiden Seiten der Interpretation eine Priorität zu bestimmen. Diese fällt auf die grammatische Seite theils weil diese am meisten bearbeitet ist, theils weil man dabei am leichtesten auf eine vorhandene Vorübung rechnen kann.

Erster Theil.

Die grammatische Auslegung.

1. Erster Kanon: Alles was noch einer näheren Bestimmung bedarf in einer gegebenen Rede, darf nur aus dem dem Verfasser und seinem ursprünglichen Publikum gemeinsamen Sprachgebiet bestimmt werden.

1. Alles bedarf näherer Bestimmung und erhält sie erst im Zusammenhange. Jeder Theil der Rede, materieller sowol als formeller, ist an sich unbestimmt. Bei einem jeden Worte isolirt denken wir uns nur einen gewissen Cyclus von Gebrauchsweisen. Eben so bei jeder Sprachform.

2. Einige nennen das was man sich bei dem Worte an und für sich denkt die Bedeutung, das aber was man sich dabei denkt in einem gegebenen Zusammenhang den Sinn. Andere sagen, ein Wort hat nur eine Bedeutung keinen Sinn, ein Saz an und für sich hat einen Sinn aber noch keinen Verstand, sondern den hat nur eine völlig geschlossene Rede. Nun könnte man freilich sagen auch diese würde noch vollständiger verstanden im Zusammenhange mit ihrer angehörigen Welt; allein das geht aus dem Gebiete der Interpretation heraus. — Die leztere Terminologie ist insofern freilich vorzuziehen als ein Saz eine untheilbare Einheit ist und als solche ist auch der Sinn eine Einheit, das Wechselbestimmtsein von Subject und Prädicat durch einander. Aber recht sprachgemäß ist auch

diese nicht, denn Sinn im Vergleich mit Verstand ist ganz dasselbe wie Bedeutung. Das wahre ist daß das Übergehen vom unbestimmteren in das bestimmte bei jedem Auslegungsgeschäft eine unendliche Aufgabe ist. — Wo ein einzelner Saz ein abgeschlossenes Ganze für sich allein ausmacht, da scheint der Unterschied zwischen Sinn und Verstand zu verschwinden, wie bei Epigramm und Gnome. Diese soll aber erst bestimmt werden durch die Association des Lesers, jeder soll sie machen zu was er kann. Jenes ist bestimmt durch die Beziehung auf eine einzelne Sache.

Zerlegt man eine Rede in ihre einzelnen Theile, so ist jeder etwas unbestimmtes. Also jeder einzelne Saz aus allem Zusammenhang gerissen muß ein unbestimmtes sein. — Aber es giebt Fälle, wo bloß einzelne Säze gegeben sind ohne Zusammenhang, z. B. ein Sprüchwort (eine Gnome) hat sein Wesen eben darin, daß es ein einzelner Saz ist. Eben so abgeschlossen ist das Epigramm. Nach jenem Kanon wäre dieß also eine unverständliche, schlechte Gattung. Das Epigramm ist ein schlechthin Einzelnes, als Überschrift; die Gnome aber ein Allgemeines, obgleich sehr oft in der einzelnen Form des Beispiels ausgesprochen. Das Epigramm verlangt eine Geschichte, in deren Zusammenhang es entstanden und woraus es auch erst verständlich ist. Ist die Kenntniß der Begebenheiten und Personen, woraus es hervorgegangen ist, verloren gegangen, so ist das Epigramm ein Räthsel, d. h. es ist nicht mehr aus seinem Zusammenhang zu lösen. Die Gnomen sind Säze von häufigem und verschiedenem Gebrauch. Der Kreis ihrer Anwendung und Wirksamkeit ist unbestimmt. Erst in einem bestimmten Falle gebraucht wird der Gnomensaz bestimmt. Er entsteht in bestimmtem Zusammenhang, aber auf den großen Kreis seiner Anwendung bezogen wird er unbestimmt. So sind also Gnomen und Epigramme keine Widerlegung unseres allgemeinen Kanons.

3. Das Gebiet des Verfassers selbst ist das seiner Zeit, seiner Bildung und das seines Geschäfts — auch seiner Mund-

art, wo und sofern diese Differenz in der gebildeten Rede vorkommt. Aber es wird nicht in jeder Rede ganz sein, sondern nur nach Maaßgabe der Leser. Wie erfahren wir aber was für Leser sich der Verfasser gedacht? Nur durch den allgemeinen Überblick über die ganze Schrift. Aber diese Bestimmung des gemeinsamen Gebietes ist nur Anfang und sie muß während der Auslegung fortgesetzt werden und ist erst mit ihr zugleich vollendet.

4. Es kommen von diesem Kanon mancherlei scheinbare Ausnahmen vor: a) Archaismen liegen außer dem unmittelbaren Sprachgebiet des Verfassers, also eben so seiner Leser. Sie kommen vor um die Vergangenheit mit zu vergegenwärtigen, im Schreiben mehr als im Reden, in der Poesie mehr als in der Prosa. b) Technische Ausdrücke selbst in den populärsten Gattungen, wie z. B. in gerichtlichen und berathenden Reden, letzteres auch wenn nicht alle Zuhörer es verstehen. Dieß führt auf die Bemerkung, daß ein Verfasser auch nicht immer sein ganzes Publikum im Auge hat, sondern auch dieses schwankt. Daher auch eben diese Regel eine Kunstregel ist deren glückliche Anwendung auf einem richtigen Gefühle beruht.

Wir wollen den Saz, keine Regel ohne Ausnahme nicht lieben, denn dann ist die Regel meist zu eng oder zu weit oder zu unbestimmt gefaßt. Aber doch finden wir, daß sich Schriftsteller oft Ausdrücke bedienen, welche dem Sprachgebiete ihrer Leser nicht angehören. Dieß kommt aber daher, daß diese Gemeinschaftlichkeit etwas unbestimmtes ist von engeren und weiteren Grenzen. Es giebt z. E. Archaismen. Wenn der Schriftsteller zu solchen Ausdrücken einen bestimmten Grund hat und der veraltete Ausdruck aus dem Zusammenhang klar werden muß, begeht der Schriftsteller keinen Fehler. Es giebt ferner technische Ausdrücke. Auf dem speciellen Gebiete unvermeidlich; der Leser muß sich mit ihnen bekannt machen. Werden aber technische Ausdrücke auf einem anderen Gebiet gebraucht, ohne besondere starke Motife, so wird

der Schriftsteller nicht ganz verstanden. Deßhalb kann Fr. Richter wegen der häufigen Ausdrücke aus speciellen Gebieten nicht auf Klassicität Anspruch machen. Zur Veränderlichkeit der Sprache in der Zeit gehört die Aufnahme neuer Ausdrücke. Diese entstehen im fortschreitenden Zusammenhange des Denkens und Aussprechens. So lange die Sprache lebt werden neue Ausdrücke gemacht. Dieß hat aber seine Schranken. Neue Stammwörter können nicht aufgebracht werden; nur in Ableitungen und Zusammensetzungen sind neue Wörter denkbar. Die Nothwendigkeit derselben entsteht sobald ein neues Gedankengebiet gewonnen wird. Wollte ich in diesem Falle nicht Neues in der eigenen Sprache bilden, so müßte ich mich in einer fremden Sprache, in der jenes Gebiet schon behandelt ist, ausdrücken. Sobald uns entgeht, daß der Verfasser etwas neues sprachliches gebildet hat, so verstehen wir ihn nicht vollkommen in Beziehung auf die Sprache; es kommt etwas nicht in unser Bewußtsein, was in dem Bewußtsein des Verfassers war. Dasselbe gilt von ganzen Phrasen. Und es muß deßhalb wohl bei allen Werken in Acht genommen werden, welche die ersten ihrer Gattung waren. Jede Schrift, welche in die Anfänge eines neuen Gedankengebietes fällt hat die Präsumtion für sich, daß sie neue Ausdrücke enthalte. Es ist nicht zu verlangen, daß das Neue eines Schriftstellers in der Schrift immer gleich sichtbar ist; es kann gerade das für uns verloren gegangen sein, worin das Neue zuerst bemerkbar hervortrat. So bei Plato von dem man weiß, daß er neue Ausdrücke producirte zum Behuf neuer philosophischer Ideen. Ein großer Theil seiner Sprachproduktionen ging nachher in alle Schulen über. So erscheint uns vieles bekannt, was vielleicht er zuerst in die Sprache gebracht hat. Bei Plato beruht die Schriftsprache auf dem mündlichen Gespräch, wo die Kunstausdrücke zuerst vorgekommen sein können, was uns nun entgeht, da Plato in seinen Schriften voraussetzen konnte, das Neue, was er gebraucht, sei seinen Lesern aus seinem Gespräch nicht unbekannt. So entsteht in Betreff des Neuen Schwierigkeit und Unsicherheit in der Auslegung. —

Oft ist Schuld am Mißverstande, wenn schon vorhandenen Ausdrücken eine besondere Bedeutung beigelegt wird. Da fällt die Schuld meist auf den Verfasser, den wir dunkel nennen, wenn er gangbaren Bezeichnungen einen eigenthümlichen Werth beilegt, ohne daß dieser bestimmt aus dem Zusammenhang entwickelt werden kann [1]). — Die neugebildeten Wörter sind aber eben so wenig als die technischen Ausnahmen, da sie aus dem gemeinsamen Sprachgebiete genommen und verstanden werden müssen. In Beziehung aber auf die Archaismen und Neologismen in der Sprache gilt, daß man sich mit der Geschichte der Sprache in ihren verschiedenen Perioden bekannt macht. Bei Homer und den Tragikern z. B. muß gefragt werden, ob die Verschiedenheit ihrer Sprache in der Gattung oder Sprache selbst oder in beiden liegt. Homers Sprache trat in den Alexandrinern wieder hervor. Da kann man fragen, hat das Epos so lange geruht und trat dann wieder hervor, oder sind die Werke der Alexandriner nur Nachahmungen Homers? Je nachdem diese Frage verschieden beantwortet würde, müßte ein verschiedenes hermeneutisches Verfahren entstehen. — Ein richtiger Totalblick muß immer zum Grunde liegen, wenn das Einzelne soll richtig verstanden werden.

5. In dem Ausdruck, daß wir uns des Sprachgebiets müssen im Gegensaz gegen die übrigen organischen Theile der Rede bewußt werden, liegt auch jenes, daß wir den Verfasser besser verstehen als er selbst, denn in ihm ist vieles dieser Art unbewußt was in uns ein bewußtes werden muß, theils schon im Allgemeinen bei der ersten Übersicht theils im Einzelnen sobald Schwierigkeiten entstehen.

---

[1]) Gelegentlich bemerkt hier Schleiermacher: Betrachten wir das gewohnte Verfahren dieses Neubildens, so haben wir Ursache die Ausleger unserer Litteratur zu bedauern, denn die Willkühr dabei ist so groß, daß weder die logischen noch musikalischen Gesetze beobachtet werden. So entstehen Sprachverderbnisse, welche die Sprache verwirren und die Auslegung zweifelhaft machen. Wir können dagegen nichts weiter thun, als daß schlechte neue Sprachbildungen nicht aufgenommen und verbreitet werden.

6. Das Auslegen kann nach der allgemeinen Übersicht oft lange ruhig fortgehn ohne eigentlich kunstlos zu sein, weil doch alles an das allgemeine Bild gehalten wird. Sobald aber eine Schwierigkeit im Einzelnen entsteht, entsteht auch der Zweifel, ob die Schuld am Verfasser liegt oder an uns. Das erste darf man nur nach dem Maaß voraussezen als er sich schon in der Übersicht sorglos und ungenau oder auch talentlos und verworren gezeigt hat. Bei uns kann sie doppelte Ursach haben entweder ein früheres unbemerkt gebliebenes Mißverständniß oder eine unzureichende Sprachkunde, so daß uns die rechte Gebrauchsweise des Wortes nicht einfällt. Von dem ersten wird erst späterhin die Rede sein können wegen des Zusammenhangs mit der Lehre von den Parallelstellen. Hier also zunächst von dem andern.

7. Die Wörterbücher welche die natürlichen Ergänzungsmittel sind sehen die verschiedenen Gebrauchsweisen als Aggregat eines mannigfaltigen lose verbundenen an. Auch das Bestreben die Bedeutung auf ursprüngliche Einheit zurückzuführen ist nicht durchgeführt weil sonst ein Wörterbuch real nach dem System der Begriffe müßte geordnet sein, welches unmöglich ist. Die Mannigfaltigkeit der Bedeutungen ist dann in eine Reihe von Gegensäzen zu zerlegen. Die erste ist die der eigentlichen und uneigentlichen. Dieser Gegensaz verschwindet aber bei näherer Betrachtung. In Gleichnissen sind zwei parallele Gedankenreihen. Das Wort steht in der seinigen und es soll damit nur gerechnet werden. Also behält es seine Bedeutung. In Metaphern ist dieß nur angedeutet und oft nur Ein Merkmal des Begriffs herausgenommen, z. E. coma arborum, das Laub, aber coma bleibt Haar. König der Thiere = Löwe. Der Löwe regiert nicht, aber König heißt deswegen nicht ein nach dem Recht des Stärkeren zerreißender. Solch ein einzelner Gebrauch giebt keine Bedeutung und habituell kann nur die ganze Phrasis werden. Man führt diesen Gegensaz zulezt darauf zurück, daß alle geistigen Bedeutungen nicht

ursprünglich wären, also bildlicher Gebrauch sinnlicher Wörter. Dieß ist aber eine Untersuchung welche jenseits des hermeneutischen Gebiets liegt. Denn wenn θεὸς von θέω (Plato Cratyl. 397.) oder θεὶς (Herodt. 2, 52.) abgeleitet wird, so gehört dieß zur Urgeschichte der Sprache mit der die Auslegung nichts zu thun hat. Es kommt darauf an ob die geistigen Vorstellungen überhaupt einer zweiten Entwicklung angehören, die erst nach Abschließung der Sprache kann stattgefunden haben, und das wird wohl niemand wahrscheinlich machen können. Unleugbar giebt es geistige Wörter welche zugleich leibliches andeuten, aber hier waltet auch der Parallelismus, weil beide, wie sie für uns da sind, in der Idee des Lebens Eins sind. Eben dieß gilt für den Gebrauch derselben Wörter im Gebiet des Raumes und dem der Zeit. Beide sind wesentlich Eins, weil wir nur Raum durch Zeit bestimmen können und umgekehrt. Gestalt und Bewegung lassen sich auf einander reduciren und kriechende Pflanze ist daher kein bildlicher Ausdruck. Nicht besser ist es mit dem Gegensaz zwischen ursprünglicher und abgeleiteter Bedeutung. Hostis Fremder, hernach Feind. Anfänglich waren alle Fremde Feinde. Hernach sah man die Möglichkeit mit Ausländern Freund zu sein, und der Instinkt entschied dafür daß man bei dem Worte mehr an die Gesinnungstrennung dachte, als an die Raumtrennung und so konnten zulezt auch einheimische Feinde hostes heißen, vielleicht aber doch nur weil sie verbannt zugleich waren. Gegensaz zwischen allgemeiner Bedeutung und besonderer, jene im vermischten Verkehr, diese in einem bestimmten Gebiet. Oft wesentlich dasselbe oft elliptisch, wie Fuß für Fußlänge und Fuß in der Metrik für Schritt oder Fußvorwärts. Oft auch weil jede Kunst ein niederes Gebiet durch Mißverständniß der ungebildeten Masse. Oft auch sind es entstellte und bis zum Schein des einheimischen umgebildete fremde Wörter. So wird es mit allen andern Gegensäzen auch gehen.

8. Die ursprüngliche Aufgabe auch für die Wörterbücher, die

aber rein für den Ausleger da sind, ist die die wahre vollkommene Einheit des Wortes zu finden. Das einzelne Vorkommen des Wortes an einer gegebenen Stelle gehört freilich der unendlich unbestimmten Mannigfaltigkeit und zu dieser giebt es zu jener Einheit keinen andern Übergang als eine bestimmte Vielheit unter welcher sie befaßt ist, und eine solche wieder muß nothwendig in Gegensäze aufgehn. Allein im einzelnen Vorkommen ist das Wort nicht isolirt; es geht in seiner Bestimmtheit nicht aus sich selbst hervor, sondern aus seinen Umgebungen, und wir dürfen nur die ursprüngliche Einheit des Wortes mit diesen zusammenbringen um jedesmal das rechte zu finden. Die vollkommene Einheit des Wortes aber wäre seine Erklärung und die ist eben so wenig als die vollkommene Erklärung der Gegenstände vorhanden. In den todten Sprachen nicht, weil wir ihre ganze Entwicklung noch nicht durchschaut haben, in den lebenden nicht, weil sie wirklich noch fortgeht.

9. Wenn bei vorhandener Einheit eine Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweise möglich sein soll, so muß schon in der Einheit eine Mannigfaltigkeit sein, mehrere Hauptpunkte auf eine in gewissen Gränzen verschiebbare Weise verbunden. Dieß muß der Sprachsinn aufsuchen, wo wir unsicher werden, bedienen wir uns des Wörterbuches als Hülfsmittel um uns am gemeinsamen Schaz der Sprachkenntniß zu orientiren. Die verschiedenen dort vorkommenden Fälle sollen nur ein verständiger Auszug sein, man muß sich die Punkte durch Übergänge verbinden um gleichsam die ganze Kurve vor sich zu haben und den gesuchten Ort bestimmen zu können.

Ist das Verständniß eines Sazes aus seiner Umgebung gehemmt, so müssen wir uns nach den allgemeinen und besonderen Hülfsmitteln umsehen. Jene sind Lexika und deren Ergänzung die Syntax, diese Commentarien über die vorliegende Schrift oder ganze Gattungen derselben. Der Gebrauch des Wörterbuches tritt ein, wenn es zum richtigen Verstehen an einer vollständigen Einsicht des Sprachwerthes fehlt. Bei dem richtigen Ge=

brauch desselben kommt es darauf an, daß die Behandlung der Sprachelemente die richtige, ja ob sie die meinige sei. Ist sie die meinige nicht, so muß ich mich in die des Lexikons hineindenken, weil ich sonst sein Urtheil über den einzelnen Fall nicht abschäzen kann. Dieß führt auf die Theorie der Wörterbücher. Ein Wörterbuch soll den ganzen Sprachschaz, die einzelnen Elemente desselben und deren Werth zur Darstellung bringen. Es giebt nun zwei verschiedene Arten der Abfassung eines Wörterbuches, die alphabetische und die etymologische. Bei der etymologischen Art liegt die Idee zum Grunde, die einzelnen Elemente nicht in ihrer Einzelheit, sondern in Gruppen zu sammeln in Beziehung auf die Sprachgeseze der Ableitung. Sonst könnte man sie auch nach den Begriffen classificiren, wie Pollux wollte. Die etymologische Art giebt aber offenbar ein deutlicheres Bild der Sprache, da sie die Ausdrücke auf einen Punkt zurückführt. Die alphabetische hat einen ganz äußerlichen Bestimmungsgrund, die Bequemlichkeit der Gebrauchenden. Der wissenschaftliche Gebrauch beider Arten ist der, daß man in dem alphabetischen Lexikon das Wort und die Andeutung seines Stammes sucht, diesen aber nachher im etymologischen aufsucht, wo die ganze Sippschaft angegeben ist. — Die Aufgabe des Lexikographen ist die Einheit der Bedeutungen eines Wortes in seinem mannigfaltigen Vorkommen aufzufinden und gruppenweise Ähnliches und Unähnliches zusammenzustellen. Bei diesen Gruppirungen muß das Verfahren der Entgegensezung mit dem des Übergehns in einander verbunden werden, wie bei jeder richtigen Naturproduktanschauung. Die Entgegensezung der Bedeutungen gehört mehr der sprachlichen, das Nachweisen der Übergänge mehr der hermeneutischen Aufgabe an. Die gewöhnlichste Entgegensezung ist die der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung. Für die Aufgabe des Auffindens der Einheit muß man bei diesem Gegensaze bei der eigentlichen Bedeutung stehen bleiben. Denn die uneigentliche entsteht außerhalb des Kreises der Elemente des Wortes. Aber wie kam man dazu, eine Anwendung von einem Worte außer seinem

Kreise zu machen? Der Gegensaz scheint keine Realität zu haben und die Einheit des Wortes aufzuheben. Die Einheit ist aber nicht als absolut zu betrachten, sondern als Zusammenfassung verschiedener Elemente, und der Gebrauch richtet sich je nach dem verschiedenen Hereintreten derselben. Das ganze Verhältniß der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutungen beruhet auf dem der Analogie und der Parallelisirung der Dinge. Verkenne ich bei der Auslegung das Bildliche, Emphatische einer Bezeichnung, so entsteht ein quantitatives Mißverständniß. Nun hat freilich die lexikalische Zusammenstellung der verschiedenen Gebrauchsweisen ihre Bequemlichkeit. Aber zum Verständniß einer Schrift gelangt man nicht, ohne zur Einheit gelangt zu seyn, denn diese hat immer den Schriftsteller beherrscht, wenn er sich auch keine Rechenschaft davon zu geben vermochte. Ist aber die Einheit eine zusammengesezte, so findet man sie auch nur, wenn man alle Gebrauchsweisen zusammenfaßt. Das Verfahren der Entgegensezung ist für die hermeneutische Aufgabe nur ein Zwischenverstehen, aber als solches dient es dazu, die ursprüngliche Combination zu erkennen, von der die andern Gebrauchsweisen als Modificationen anzusehen sind. — In der Entgegensezung des ursprünglichen und abgeleiteten in den Bedeutungen kann wahres und falsches sein. Im strengen Sinn ist in der Sprache die einfache Wurzel das ursprüngliche und die Beugungen sind abgeleitet. Dieß liegt aber in den Sprachelementen. In den Bedeutungen eines und desselben Wortes ist die Einheit im ursprünglichen zu suchen, die abgeleiteten sind nur weitere Gebrauchsweisen. Dieß ist wahr, aber kein Gegensaz. Unwahr aber ist das Verfahren der Entgegensezung, wenn alle Bedeutungen ursprüngliche sein sollen, welche zuerst in der Sprache gefunden werden, die auf den geschichtlichen Anfang führen, so daß das Wort eine Geschichte erhält. Das aber ist nur richtig, wenn wir überall in den verschiedenen Vorkommenheiten der Worte die ursprünglichen, ältesten von den später abgeleiteten sondern könnten. Nun ist aber auch ein Kanon aufgestellt, der für die Hermeneutik wichtig ist, daß man nemlich die

sinnlichen und geistigen Bedeutungen entgegensezt und jene die ursprünglichen, diese die abgeleiteten nennt. Allein dieser Kanon ist so gestellt unrichtig und würde zu gänzlichem Mißverstehen hinführen, sofern die Rede ein Produkt des menschlichen Denkvermögens ist. S. oben S. 47. Kein Wort, das in der Sprache gewachsen ist, hat solche Entgegensezungen, sondern jedes ist gleich eine Combination einer Mannigfaltigkeit von Beziehungen und Übergängen. Es giebt in der lebendigen Rede und Schrift kein Wort, von dem man sagen könnte, es könne als eine reine Einheit dargestellt werden. Nur willkührlich gemachte Ausdrücke, die in der Sprache nicht gewachsen sind, haben keine verschiedene Gebrauchsweise. So die technischen. Die lebendige, natürlich wachsende Sprache geht von Wahrnehmungen aus und fixirt sie. Darin liegt der Stoff zur Verschiedenheit der Gebrauchsweisen, weil in der Wahrnehmung immer mehrere Beziehungen sind. Wenn man nun sagen wollte, es gebe keine ursprüngliche Bezeichnung des geistigen, diese sei immer abgeleitet, so wäre dieß eine materialistische Ansicht von der Sprache. Versteht man unter sinnlichem, was durch die äußere Wahrnehmung entsteht und unter geistigem, was durch die innere, so ist dieß einseitig, denn alle ursprüngliche Wahrnehmung ist eine innere. Aber wohl ist nichts abstraktes ursprünglich in der Sprache, sondern das concrete.

Wenn ein einzelner Ausdruck in einem Saze durch die unmittelbare Verbindung, worin er erscheint, nicht klar ist, so kann dieß seinen Grund darin haben, daß der Ausdruck dem Hörer oder Leser nicht in der Totalität seines Sprachwerthes bekannt ist. Dann tritt als ergänzendes Verfahren der Gebrauch der Hülfsmittel ein, welche das Lexikon darbietet. Man muß sich der Einheit des Sprachwerthes bemächtigen um die Mannigfaltigkeit der Gebrauchsweisen zu bekommen. Dieß kann nun nie vollkommen gelingen, wenn man den Gebrauch durch Gegensäze fixirt. Daher müssen die Gegensäze, die das Lexikon macht, aufgehoben und das Wort in seiner Einheit als ein nach verschiedenen Seiten hin Wandelbares angesehen werden.

Es entsteht die Frage, in wiefern in der Geschichte der Sprache ein wesentliches Moment für die Hermeneutik liegt?

Sagen wir, wir haben große Zeiträume vor uns, in denen eine Sprache gelebt hat und können von jedem Punkte aus rückwärts gehen, nur nicht bis zu den Anfängen, — denn die sind uns nirgends in der Zeit gegeben, — und vergleichen wir die Gebrauchsweisen eines Wortes bei den frühesten und spätesten, — haben jene nun mit lebendigem Bewußtsein das Wort gebrauchend alle Bedeutungen, die wir im späteren Gebrauch finden, mit gedacht? Dieß möchte wohl niemand weder bejahen noch beweisen können. Sondern in einer Sprache, die viele Generationen dominirt, müssen nothwendig Kenntnisse erwachsen, die den frühesten gar nicht im Bewußtsein sein konnten. Diese wirken unvermeidlich auf die Sprache. Da aber ganz neue Elemente in der bereits vorhandenen Sprache nicht entstehen können, so entstehen neue Gebrauchsweisen, die in dem Bewußtsein der früheren nicht gewesen. So das Wort *βασιλεὺς* bei den Griechen. — Wollen wir nun genau verstehen, so müssen wir wissen, mit welchem Grade von Lebendigkeit der Redende seine Ausdrücke hervorgebracht und was sie in dieser Innerlichkeit betrachtet für ihn wirklich beschlossen halten. Denn nur auf die Weise finden wir den Proceß seines Denkens. Obwohl nun dieß auf die psychologische Seite zu gehören scheint, so muß es doch hierher gezogen werden, da es vor allem darauf ankommt zu wissen, welcher Sprachgehalt dem gegenwärtig gewesen ist, der das Wort gebraucht, ob ein neuer oder alter Gebrauch. Beides ist verschieden. Denn ein Ausdruck dessen ich mir als eines neuen bewußt bin, der hat einen Accent, eine Emphasis, einen Farbeton ganz anderer Art, als dessen ich mich als eines abgegriffenen Zeichens bediene. Dazu gehört die Kenntniß der ganzen Sprache und ihrer Geschichte und das Verhältniß des Schriftstellers zu derselben. Aber wer vermöchte diese Aufgabe ganz zu lösen wagen! Indeß man muß auch in einem gegebenen Moment die Aufgabe nie ganz lösen wollen, sondern in den meisten Fällen immer nur etwas. Aber

gerade da, wo wir nicht die volle Gründlichkeit erstreben, übersehen wir leicht, was wir nicht übersehen sollten. Wo nicht das Maximum von Anstrengung ist, ist auch weniger Sicherheit und mehr Schwierigkeit. Indeß giebt es Fälle, wo es uns eben nur auf einzelnes ankommt, und wir gleichsam auf die volle Lebendigkeit des Bewußtseins verzichten, indem wir uns auf einzelne Punkte concentriren. In solchen Fällen der Selbstbeschränkung ist aber die Vorsicht nothwendig, daß wir nicht übersehen, was wichtig ist, weil wir sonst in Schwierigkeiten gerathen. Wo wir aber das vollkommene Verstehen suchen, da ist nothwendig den ganzen Sprachschaz im Bewußtsein zu haben. Zu dieser Vollkommenheit des Verstehens gehört auch, daß wir eine vorläufige Übersicht des Ganzen nehmen. Allein dieser vorläufige hermeneutische Proceß ist nicht in allen Fällen möglich und nothwendig. Je mehr wir, z. B. beim Zeitungslesen, nicht die Erzählungsweise selbst betrachten, sondern nur auf das erzählte Factum ausgehen, also eigentlich auf das, was über die Hermeneutik hinausliegt, desto weniger bedürfen wir jenes vorläufigen Prozesses.

10. Es hat dieselbe Bewandniß mit dem formellen Element; die Regeln der Grammatik stehen eben so wie die Bedeutungen beim Wörterbuch. Daher auch die Grammatik bei Partikeln Wörterbuch wird. Das formelle ist noch schwieriger.

11. Der Gebrauch beider Hülfsmittel (Lexikon und Grammatik) ist wieder der Gebrauch eines Schriftstellers und also gelten alle Regeln auch wieder davon nebenbei. Beide umfassen auch nur einen gewissen Zeitraum von Sprachkenntniß und gehen auch gewöhnlich von einem bestimmten Gesichtspunkt aus. Die ganze Benuzung beider durch einen wissenschaftlichen Menschen muß auch wieder zu ihrer Berichtigung und Bereicherung dienen durch das besserverstehen; also muß auch jeder (besondere hermeneutische) Fall etwas dazu beitragen.

Zum vollkommenen Verstehen haben alle Sprachelemente gleichen Werth, die formellen, wie die materiellen. Jene drücken die Ver-

bindungen aus. Lernt man die materiellen aus dem Lexikon, so die formellen aus der Grammatik, namentlich der Syntax. Es gilt aber von diesen formellen Elementen (Partikeln) was von den materiellen, nemlich, daß jedes von ihnen eine Einheit ist, aber auch diese ist nicht durch Entgegensezung, sondern unter der Form des allmählichen Überganges zu erkennen. Nur ist man in der Grammatik mehr an das etymologische Verfahren gewiesen, weil hier die Formen in bestimmter Verwandtschaft aufgeführt stehen.

2. Anwendung des ersten Kanons auf das Neue Testament.

1. Soll die Specialhermeneutik des N. T. wissenschaftlich construirt werden, so muß bei jedem Punkt (der allgemeinen Hermeneutik) betrachtet werden was in Bezug auf einen bestimmten Gegenstand dadurch von selbst gesezt wird oder ausgeschlossen [1]). —

2. Die neutestam. Sprache muß unter die Totalität der griechischen subsumirt werden. Die Bücher selbst sind nicht übersezt, nicht einmal Matthäus und der Brief an die Hebräer. Aber auch die Verfasser haben nicht geradehin hebräisch gedacht und nur griechisch geschrieben oder schreiben lassen. Denn sie konnten unter ihren Lesern überall bessere Übersetzer voraussezen. Sondern sie haben wie jeder Verständige (im Einzelnen wenigstens, denn die erste niemals ausgeführte Conception gehört nicht hieher) in der Sprache auch gedacht in der sie geschrieben.

3. Die neutestam. Sprache gehört aber in die Periode des Verfalls. Diese kann man schon von Alexander an rechnen.

---

[1]) Hier ist, was an diesem Orte weiter über die Bedingungen der Specialhermeneutik überhaupt gesagt ist, ausgelassen, weil alles hierher gehörige schon in der Einleitung S. 24 ff. vollständiger und deutlicher erörtert ist.

Einige Schriftsteller dieser Periode nähern sich dem guten Zeitalter oder suchen es herzustellen. Unsere neutest. Verfasser aber nehmen ihre Sprache mehr aus dem Gebiet des gemeinen Lebens, und haben diese Tendenz nicht. Aber auch jene sind zuzuziehen wo sie sich im Charakter ihrer Zeit ruhig gehen lassen. Daher richtige Analogien aus Polybius und Josephus. Bemerkte Analogien aus attischen Schriftstellern, wie Thucydides, Xenophon, haben einen negativen Nuzen und es ist eine gute Übung sie zu vergleichen. Nemlich man denkt sich oft die verschiedenen Gebiete zu abgeschlossen und meint, einiges könne im klassischen nicht vorkommen, sondern nur im hellenistischen und makedonischen, und dieß wird so berichtigt.

4. Der Einfluß des aramäischen ist nur zu bestimmen aus der allgemeinen Anschauung von der Art sich eine fremde Sprache anzueignen. Volksthümlichkeit und Neigung zum allgemeinen Verkehr sind überall auch im Gebiet der Sprache bei einander. Häufig verschwindet die lezte als Minimum. Wo zu sehr die lezte überwiegt, da ist gewiß die Volksthümlichkeit im Verfall. Die Fertigkeit aber sich viele Sprachen kunstgemäß anzueignen, indem an dem allgemeinen Bilde der Sprache die Muttersprache und die fremde verglichen werden, ist ein Talent. Dieses Talent ist unter den Juden niemals bedeutend gewesen. Jene Leichtigkeit aber, welche jezt bis zum Verschwinden der Muttersprache gediehen ist, war schon damals bei ihnen vorhanden. Aber auf dem Wege des gemeinen Verkehrs ohne Grammatik und Litteratur schleichen sich bei der Aneignung Fehler ein, welche bei wissenschaftlich gebildeten sich nicht finden, und dieß ist der Unterschied zwischen dem N. T. und Philo und Josephus. Diese Fehler sind in unserem Falle zwiefach. Einmal aus dem Contrast des Reichthums und der Armuth an formellen Elementen entsteht daß die neutestam. Schriftsteller den griechischen Reichthum nicht so zu gebrauchen wissen. Dann indem bei der Aneignung die fremden Wörter auf Wörter in der Muttersprache reducirt werden entsteht leicht

eine Täuschung, daß welche sich in mehrerem entsprochen haben sich auch überall entsprechen werden, und aus dieser Voraussezung dann im Schreiben falscher Gebrauch. In beiden Punkten stimmt nun die LXX. mit dem neuen Testam. sehr überein und ist also fast das reichste Erklärungsmittel. Aber als Quelle der neutest. Sprache sie anzusehen, aus der sich diese selbst gebildet hätte, ist zuviel. Einmal hatten die neutest. Schriftsteller, wie sie sehr verschieden sind in dem Grade der Aneignung des griechischen und in dem Beschränktsein durch die angeführten Mängel, auch einen sehr verschiedenen Zusammenhang mit der LXX. Dann läßt sich auch für alle eine andere Quelle nemlich der gemeine gesellige Verkehr nachweisen.

5. Ein anderes ist die Untersuchung, wie weit wegen des religiösen Inhalts das N. Test. noch besonders von der LXX. abhängt. Hier kommen besonders die jüngeren Schriften, die Apokryphen, in Betracht, und so hat die Beantwortung dieser Frage den größten Einfluß auf die ganze Ansicht der christlichen Theologie, nemlich auf die Principien der Interpretation sofern diese selbst der Dogmatik zum Grunde liegt. — Die neutestam. Schriftsteller führen für ihre religiösen Begriffe keine neuen Wörter ein, und reden also aus dem Sprachgebrauch des griechischen A. T. und der Apokryphen. Es fragt sich also, haben sie demohnerachtet andere religiöse Vorstellungen und also andere Gebrauchsweisen der Wörter? oder haben sie auch nur dieselben Gebrauchsweisen? Im lezteren Falle wäre nichts neues in der christlichen Theologie und also, da alles religiöse was nicht bloß momentan ist sich in der Reflexion fixirt, auch nichts in der christlichen Religion. Die Frage aber läßt sich unmittelbar hermeneutisch nicht entscheiden und zeigt sich also als eine Sache der Gesinnung. Jeder beschuldigt dabei den andern daß er seine Principien aus vorgefaßten Meinungen geschöpft habe; denn richtige Meinung über die Bibel kann es nur geben durch die Interpretation. Es liegt freilich ein Lösungsgrund im hermeneutischen Verfahren. Nemlich eines

Theils müßte eine durchgreifende Parallelle des N. T. und der LXX. doch zeigen, ob Gebrauchsweisen in dem einen vorkommen, die dem andern ganz fremd sind. Allein da bliebe immer die Ausflucht übrig, das Sprachgebiet sei größer als diese Überreste. Zu Hülfe müßte also kommen auf der andern Seite die Aussage des Gefühls darüber ob das N. T. für sich erscheint als eine Entwicklung neuer Vorstellungen. Diese Aussage kann aber nur Credit bekommen durch eine allgemeine philologische und philosophische Bildung. Nur wer beweis't, daß er ähnliche Untersuchungen mit Erfolg auch anderwärts geführt habe und daß er sich nicht gegen seine eigene Einsicht bestechen lasse, kann hier leitend werden.

6. Wenn es nun einen nach unsrer Ansicht freilich nur untergeordneten anomalen Einfluß der hebräischen Abstammung auf die neutest. Sprache giebt, so fragt sich wieviel Rücksicht darauf bei der Interpretation zu nehmen sei. Es giebt hier zwei einseitige Maximen. Die eine ist, sich mit dem einen Sprachelement allein zu begnügen bis Schwierigkeiten eintreten und dann diese aus dem andern zu lösen. Dadurch wird aber das erste Verfahren kunstlos und gar nicht geeignet das zweite daran zu knüpfen. Auch kann man dann eben so leicht versuchen aus dem andern Moment zu erklären was seinen eigentlichen Erklärungsgrund ganz anderswo hat, und man ist überhaupt mit der Kenntniß des andern wieder nur auf einzelne Observationen verwiesen. Sondern nach unsrer vorläufigen Regel daß die Kunst von Anfang an eintreten muß, soll man sich eine allgemeine Anschauung vom Verhältniß beider Momente abstrahirt vor allen einzelnen Schwierigkeiten zu bilden suchen durch vorläufiges Lesen und durch Vergleichung mit LXX., Philo, Josephus, Diodor, Polybius.

Unleugbar aber ist, daß der Einfluß des hebräischen bei den eigentlich religiösen Terminis vorzüglich groß ist. Denn im ursprünglich hellenischen — vorzüglich so weit es den neutest. Schriftstellern bekannt war, — fand das neu zu entwickelnde religiöse (nicht nur) keinen Anknüpfungspunkt sondern auch

das ähnliche wurde durch die Verbindung mit dem Polytheismus abgestoßen.

7. Es ist daher die Vermischung des anomalen in dem mannigfaltigsten Verhältniß vorhanden und bei jedem einzelnen Schriftsteller wiederum verschieden. Die Hauptregel bleibt also immer, sich für jedes Wort aus dem griechischen Wörterbuche und aus dem hellenistischen, und für jede Form aus der griechischen Grammatik und aus der comparativ hellenistischen ein Ganzes zu bilden und nur in Bezug auf dieses den Kanon anzuwenden. — Rath an den Anfänger das doppelte Wörterbuch oft auch da wo man keinen Anstoß findet zu Rathe zu ziehen, um alle kunstlose Gewöhnung im voraus abzuhalten.

Eine Sprache kann nur in dem Maaße einer Specialhermeneutik bedürfen, als sie noch keine Grammatik hat. Ist die Grammatik einer Sprache schon kunstgemäß bearbeitet, so ist auch von dieser Seite keine Specialhermeneutik nöthig, die allgemeinen Regeln werden dann nur angewendet nach der Natur der grammatischen Zusammenstellung. Sprachen, in denen das Verhältniß der Elemente des Sazes regelmäßig und wesentlich dieselben sind, bedürfen im Verhältniß zu einander auch keiner speciellen Hermeneutik. Findet aber das Gegentheil statt, so muß wie eine specielle Grammatik so auch eine specielle Hermeneutik stattfinden. Die neutest. Sprache ist allerdings zunächst die griechische. Diese ist nun eine Sprache, deren Grammatik kunstgemäß bearbeitet ist. Aber die neutestam. Sprache steht dazu in einem ganz besonderen Verhältniß. Um dieß Verhältniß überhaupt richtig zu bestimmen, müssen wir zwei Hauptperioden der griechischen Sprache, die der Blüthe und die des Verfalls, unterscheiden. Das N. T. fällt in die zweite, wo die Mannigfaltigkeit der Dialekte, die in der ersten Periode auch auf dem Gebiete der kunstmäßigen Rede charakteristisch war, verschwunden ist. Außerdem tritt in der griechischen Sprache der Gegensaz zwischen Prosa und Poesie sehr bestimmt herausgearbeitet hervor. Das N. T. gehört ganz auf das Gebiet der

Prosa, aber nicht in der künstlerischen, wissenschaftlichen Form, sondern mehr der des gemeinen Lebens (συνήθεια). Dieß verdient Beachtung. Überall wo die Grammatik behandelt wird, sieht man mehr auf die künstlerische, ausgearbeitete Form der Rede. Was im gemeinen Leben vorkommt, wird weniger beachtet. Nur zuweilen wird bei grammatischer Behandlung der Schriftsteller gesagt, wenn ein Ausdruck vorkommt, der mehr ins gemeine Leben gehört. Zu einer Gesammtanschauung der Sprache des gemeinen Lebens aber kommt es nicht. Dieß ist ein Mangel der Grammatik, der hermeneutisch wichtig ist. Je öfter Veranlassung zum Abweichen vom schriftstellerischen Sprachgebrauch vorhanden ist, desto mehr werden besondere Regeln der Grammatik veranlaßt, denn jedes regelmäßige Verstehen hört auf, und Mißverständnisse entstehen, wenn in der Sprache des gemeinen Lebens Combinationen und Formen vorkommen, die in der Grammatik nicht bedacht sind. Bei den neutestam. Schriftstellern ist aber außerdem zu berücksichtigen, daß sie ein gemischtes Sprachgebiet haben, wo vieles vorkommt, was gar nicht in der grammatischen Behandlung einer Sprache, wie sie rein für sich ist, berücksichtigt werden kann. Denkt man sich das Hebraisiren des N. T. so, als wären die neutest. Schriftsteller gewohnt gewesen, in irgend einem semitischen Dialekt zu denken, und ihr griechisch wäre eben nur Übersezung, und zwar so daß sie der Sprache, in welche sie übersezten, unkundig, und ihnen theils unbewußt gewesen, daß sie nur übersezten, wenn sie schrieben, so ist diese Vorstellung nicht auf alle Weise richtig. Es ist möglich, daß viele mehr griechisch als aramäisch gesprochen. Aber das griechisch, welches sie sprachen, war schon ein Gemisch. Diejenigen, welche beständig in solchen Gegenden sprachen, wo diese Mischsprache herrschte, versirten auch in ihrem Denken darin. So ist die neutestamentische Sprache keine momentane Produktion der Schriftsteller selbst, sondern dieß Sprachgebiet war ihnen schon gegeben. Hier eröffnet sich eine weitere historische Betrachtung. Nach der Zeit des N. T., als das Christenthum sich im römischen Reiche immer

mehr verbreitete, besonders in dem griechisch redenden Theile, und nun christliche Schriftsteller und Redner auftraten, welche zunächst in der gewöhnlichen griechischen Sprache erzogen und davon hergekommen waren, mußten diese doch in gewissem Grade die Mischung und Abweichung der neutest. Sprache aufnehmen. Denn das neue Testam. ging in das gemeine christliche Leben über, und durch seinen häufigen Gebrauch verloren die abweichenden Formen seiner Sprache das Fremde, je mehr religiös gesprochen und geschrieben wurde. Dieß war gerade da der Fall, als das öffentliche Leben zerfallen war. So ist zu erwarten, daß wir in der Gräcität der griechischen Kirche Analogien der neutest. finden. Und zwar finden wir eine Abstufung darin von zwei entgegengesezten Punkten aus. Erstlich, je mehr sich die christlichen Grundideen aus der heiligen Schrift in dieser Sprache fixirt hatten und leitende Principien wurden für die Gedankenconstruction, desto mehr Einfluß gewannen die Formen und Abweichungen der neutestamentlichen Sprache und wurden aufgenommen, weil unzertrennlich von jenen Ideen. Zweitens, je mehr in der Christenheit solche Lehrer und Schriftsteller zum Vorschein kamen, welche in der ursprünglichen Gräcität geboren und erzogen und von der alten Gräcität genährt waren, desto mehr wurde von diesen die neutestam. Mischung und Unregelmäßigkeit abgestreift und die Darstellung der christlichen Grundidien in reiner Gräcität angestrebt. Allein die neutest. Gräcität ist in der griechischen Kirche nie ganz überwunden und verschwunden. Und so hat das neutestamentliche Sprachgebiet einen viel größeren Umfang, als man gewöhnlich glaubt.

Um zur genaueren Einsicht in den Charakter der neutestam. Sprache zu gelangen, muß man auf den Proceß der Bilinguität, oder auf die Art und Weise, zwei Sprachen zu haben, zurückgehen. Dieser Proceß ist ein zwiefacher. Wir gelangen zum Besiz einer alten Sprache auf künstlerischem Wege, so daß wir die Grammatik eher als die Sprache bekommen. Wir lernen die alte Sprache nicht im lebendigen Gebrauch. Unser Gebrauch ist

zunächst das Lesen, nicht die eigene Gedankenproduktion in der fremden Sprache. Auf diesem Wege kann es geschehen, daß man die fremde Sprache in ihrer eigenthümlichen Lebendigkeit erfaßt. Will man aber den Versuch machen, die Sprache selbst zu gebrauchen, so wird, weil man in der Muttersprache gewohnt ist zu denken, zunächst eine Übersezung entstehen. Dabei ist ein Unterschied, ob man im unmittelbaren Leben den Versuch macht, oder ob man sich in ein vergangenes Leben zurückversezt. Dieß leztere findet statt bei dem Gebrauch der klassischen Sprache. Daher die Rede gewöhnlich nur in Reminiscenzen besteht aus dem alterthümlichen Gedankenkreise. Gebraucht man dagegen die fremde Sprache im unmittelbaren Leben in unsrem Gedankenkreise, so wird immer Analoges entstehen von dem was die neutest. Sprache zeigt. Es werden Germanismen entstehen. Nimmt man diese bei dem Corrigiren weg, so ist das nur ein zweiter Akt; das Denken bleibt immer wenn auch nur dunkel deutsch. —

Die neutest. Sprache gehört nun zu jenem zweiten Fall, wo die fremde Sprache nicht wissenschaftlich und schulgemäß gelernt wird, und der Einfluß und die Reminiscenzen aus der Muttersprache nicht zu vermeiden sind. So müssen wir also bei der Auslegung des N. T. immer die beiden Sprachen, die griechische und hebräische, im Sinn haben. Die neutest. Sprachmischung war unter den Juden schon vor der Abfassung des N. T. vorhanden, selbst schon schriftlich. Um das ganze Verhältniß, wie diese Sprachmischung entstanden ist, vor Augen zu haben, muß man folgendes bedenken. Das jüdische Volk wohnte in jener Periode nur zum Theil in Palästina. Aber auch Palästina war nicht allein vom jüdischen Volke bewohnt, sondern es gab auch Gegenden, wo ein bedeutender Theil der Einwohner von anderer Abstammung war. So nicht nur in Samarien, wo von früherher Mischung stattfand, sondern auch in Galiläa und Peräa. Im lezteren Landstrich gab es Städte mit griechischem Namen, also griechischer Colonisation. Eben so in Galiläa, und hier gab es daneben noch Vermischung mit phönizischen Einwohnern. Für

alle, die nicht jüdischer Abkunft waren, war das griechische die herrschende Sprache. Sollte also Verkehr stattfinden, so mußten die Einwohner im gewissen Grade sich auch das griechische aneignen, wenn auch nur für den täglichen Geschäftsverkehr. Palästina war ferner in dieser Zeit zum Theil römische Provinz, hatte römische Besazungen und Beamte. Diese konnten sich ihrer lateinischen Muttersprache nicht bedienen; wo lateinisch geredet werden mußte, hatte man Dolmetscher. Im gewöhnlichen Verkehr sprachen auch die Römer griechisch, aber ein latinisirtes. So entstand in Beziehung auf gerichtliche, administrative und militärische Gegenstände latinisirend griechische Ausdrucksweise und es mischten sich griechische und lateinische Elemente mit hebräischen. Daher die Möglichkeit, auch im N. T. Latinismen zu finden. Ferner in Judäa, vorzüglich in und bei Jerusalem hatten sich oft auswärtige Juden niedergelassen, um bei unabhängigen Vermögensumständen das früher entbehrte Heiligthum zu genießen. Diese (Hellenisten) brachten die griechische Sprache mit. Es waren von solchen in Jerusalem Synagogen gestiftet, wo das Gesez in griechischer Sprache vorgelesen wurde. Aber dieß griechisch war auch gefärbt durch das hebräische. Die im Auslande lebenden Juden konnten das griechische gar nicht entbehren. Denn dieß war die Vermittlung zwischen den verschiedenen Sprachen der verschiedenen Theile der Einwohner. Also ganz abgesehen vom N. T. gab es eine eigenthümliche durch den aramäischen Charakter modificirte griechische Sprache, auch mit Latinismen und Idiotismen aus andern Sprachen mannigfach durchzogen.

Wo finden wir nun Hülfe für das Verständniß des N. T.? Zuerst fragen wir, wo ist außer dem N. T. der Siz des der neutestamentlichen Sprache analogen? Um den aramäischen Genius des neutest. Idioms zu finden, müssen wir die aramäische Sprache in Betracht ziehen. Geben wir etwas nach, so können wir sagen, derjenige Dialekt, der damals in jenen Gegenden gesprochen wurde und von dem die Verfälschung des griechischen ausging, war zwar nicht mehr das alttestam. hebräische, aber doch so ver-

wandt damit, daß für den Einfluß auf das griechische dieß ein unbedeutender Unterschied ist. Ohne in die Lesung des A. T. in der Ursprache eingeweiht zu sein, ist es unmöglich, die Hebraismen richtig zu erkennen. Unmittelbar aber in das neutest. Sprachgebiet gehört die alexandrinische Übersezung des A. T. Hier ist eine Fülle von Hebraismen zu erwarten, weil, wenn jemand Werke aus der Muttersprache in eine andere ihm fremde übersezt, er schwerlich alle Spuren der Ursprache verwischen kann, besonders wenn er die Verpflichtung der Treue hat, die durch die Heiligkeit des A. T. besonders bedingt war. Hier ist ein Sprachgebiet, womit verglichen das neutest. als ein reineres anzusehen ist. Demnächst gehören hierher die Apokryphen des A. T., welche ursprünglich griechisch verfaßt sind, aber im hebräischen Sinn und Geist, die geschichtlichen wie die gnomischen. Diese gehören nach ihrer ganzen Structur, selbst in einzelnen Ausdrücken und Formen dem alttestam. Typus. Ferner die originell griechischen Schriften geborener Juden, wie des Josephus und Philo, ohne besondere Beziehung auf das A. T. Diese lernten das griechische theils aus der Schule theils aus dem Gebrauch im Leben; daher in ihren Schriften ein Kampf zwischen dem rein griechischen aus der Schule und dem gemein griechischen des gemeinen Lebens mit hebraisirenden Bestandtheilen. Auch abgesehen von dieser aramäischen Mischung, gehört das griechische des N. T. seiner Zeit nach der makedonischen Sprachperiode an, die von dem klassischen Charakter verschieden ist. Es fällt aber unmittelbar in die Zeit der römischen Herrschaft. In Schriften aus dieser Zeit sind also dem obigen zu Folge Latinismen zu erwarten in gerichtlichen, administrativen, militärischen Ausdrücken. Allein in dem allen sind wir noch nicht sicher zu allem was im N. T. vorkommt bestimmte Analogien zu finden. Es entsteht die Frage, war das Christenthum etwas neues oder nicht? Ein Theil unsrer Theologen will das Christenthum als natürlich aus dem Judenthum entstanden, nur als Modification desselben angesehen wissen. Allein die herrschende Stimme nimmt es als etwas neues, sei es unter der Form gött=

licher Offenbarung oder anderswie. Sofern es nun aber im weiteren oder engeren Sinne etwas neues ist, müssen sich im N. T. Schwierigkeiten in Bezug auf die Sprache ergeben können, welche auf dem bisher bezeichneten Sprachgebiete, wo das neue noch nicht war, nicht gelöſ't werden können. Jede geistige Revolution ist sprachbildend, denn es entstehen Gedanken und reale Verhältnisse, welche eben als neue durch die Sprache, wie sie war, nicht bezeichnet werden können. Sie würden freilich gar nicht ausgedrückt werden können, wenn in der bisherigen Sprache keine Anknüpfungspunkte lägen. Aber ohne Kenntniß des neuen würden wir doch die Sprache in dieser Rücksicht nicht verstehen. Die Unpartheilichkeit des Auslegers fordert, daß er nicht voreilig die Frage entscheidet, sondern erst durch das Studium des N. T. selbst in dieser Hinsicht. Dabei ist denn auch Rücksicht zu nehmen auf die, welche das Christenthum nicht als etwas neues ansehen wollen. Einige von ihnen wollen Analogien ganz in den apokryphischen Schriften finden, andere suchen in den Produkten des ägyptischen Judenthums, wie es mit mancherlei Notizen aus der griechischen Weisheit ausgestattet sei, vornehmlich aus der griechischen Philosophie der späteren Zeit, der neuplatonischen, alle wesentlichen Analogien für den neutest. Sprachgebrauch. Dieß muß berücksichtigt werden, und so haben wir gründlichst zu prüfen, ob die neutest. Ausdrücke als Gedanken und Thatsachen in den Gemüthern der neutest. Schriftsteller sich vollständig erklären lassen aus den Elementen jener Sprachgebiete. Diese Untersuchung muß immer im Gange bleiben und das ganze Gebiet so lange durchforscht werden, bis die Differenzen ausgeglichen sind und eine allgemeine Überzeugung sich gebildet hat. Aber davon sind wir leider noch sehr fern.

Wenn das ganze Gebiet des Hebraismus aus den griechischen Übersezungen des A. T., den Apokryphen, aus Philo und Josephus vollständig erkannt werden könnte, so könnte man auch bei dem N. T. der hebräischen Sprachkenntniß entbehren, weil man dann den ganzen Einfluß schon erkannt hätte. Allein dieß

ist nicht der Fall, weil die neutestam. Schriftsteller überwiegend von der Sprache des gemeinen Lebens herkommen. Die Vergleichung mit jenen Schriften wird also unzureichend sein und man bedarf der unmittelbaren Kenntniß des hebräischen Sprachgenius im A. T., um in jedem gegebenen Fall zu merken, ob und in wiefern etwas Hebraismus ist.

Da man nicht voraussezen kann, daß das Studium des N. T. erst nach vollständiger Bekanntschaft mit den Vorbedingungen anfängt, so bedürfen wir der Hülfsmittel, um uns den ganzen Sprachgebrauch vollkommen gegenwärtig zu erhalten. So lange in der griechischen Kirche die neutest. Sprache fortlebte, bedurfte man derselben nicht in dem Grade, wie in der neueren Zeit. Seit das Studium des N. T. aus dem Schlafe des Mittelalters erwachte, war man auf solche Hülfsmittel bedacht. Das nächste nun ist das Lexikon. Die Duplicität der neutest. Sprache veranlaßt ein doppeltes lexikalisches Verfahren, weil eben das Etymologische hier ein anderes ist. Wenn wir den Sprachwerth eines Wortes im Zeitalter der griechischen Sprache, wozu das N. T. gehört, haben, so sind wir dadurch noch gar nicht in den Stand gesezt, die volle Einheit des Wortes zu finden, sondern wir müssen zuvor unterſuchen, was es denn repräsentirt habe bei denen welche hebräisch zu denken gewohnt waren. So kommen wir auf die Analogie in der hebräischen Sprache. Da finden wir nun aber, daß dasselbe hebräische Wort nicht immer demselben griechischen entspricht und umgekehrt. Dieß Verhältniß läßt sich aber erst aus eigentlichen Übersezungen ausmitteln und daher sind die Wörterbücher der LXX. unentbehrlich für das Studium der neutest. Sprache. Die beste Form derselben finden wir in der Trommschen Concordanz, wodurch man in den Stand gesezt wird, den ganzen Repräsentationswerth eines griechischen Wortes im Hebräischen zu übersehen. Der Schleusnersche thesaurus ist nicht so bequem. Aber man muß auch den ganzen Repräsentationswerth der hebräischen Worte denen ein griechisches entspricht übersehen können. Dazu muß man die hebräischen Lexika zu Hülfe nehmen. Diese Übersicht

könnte dadurch erleichert werden, daß den Wörterbüchern der LXX. ein hebräischer Index hinzugefügt würde, worin von jedem hebräischen Worte angegeben wäre, unter welchem griechischen es zu finden sei.

Schwieriger ist das Verfahren bei den formellen Elementen der Sprache, den Verbindungswörtern, den Partikeln. Während die griechische Sprache sehr reich daran ist, ist die hebräische ausgezeichnet arm. Diese ersezt manches durch Formationen und Beugungen der Wörter, die dem griechischen fremd sind. Denkt man sich nun, daß Menschen, die hebräisch zu denken gewohnt sind, auf ganz kunstlose Weise aus der bloßen Umgangssprache sich sollen griechische Rede angewöhnen, so wird sich sehr natürlich die hebräische Partikelarmuth in das griechische übersezen, weil sie ein Wort immer auf dieselbe Weise zu übersezen geneigt sein werden. Aus der geringen Anzahl von Partikeln in diesem Idiom folgt, daß sie sehr mannigfaltig, also in einem weit größeren Umfange gebraucht sind, als sie in der ursprünglichen griechischen Rede haben. Ferner, die hebräische Sprache hat keinen eigentlichen Periodenbau; sie versirt in einfachen Säzen und stellt dieselben nur parallel neben einander und gegeneinander über. So ist also kein Überfluß von Conjunctionen zu erwarten. Werden nun griechische Partikeln in diesem Idiom gebraucht, so werden sie eine Unbestimmtheit bekommen, welche dem ächt griechischen Gebrauch fremd ist. Das näher bestimmende überläßt der Redende dem Hörenden aus dem Zusammenhange zu erkennen. Die Lexika reichen nicht hin dieß Verhältniß zu erkennen, sondern man muß auf das natürliche Verhältniß des Hörers zum Sprechenden zurückgehen und daraus den Zusammenhang der Säze näher zu bestimmen suchen.

Aber es giebt noch ein anderes Bedürfniß besonderer lexikalischer Hülfsmittel für das N. T. Indem sich nemlich das Christenthum in die griechische Sprache hineinbegab, mußte es in derselben sprachbildend werden. So mußten neue ungewohnte Gebrauchsweisen entstehen. Zwar stellten die Apostel die neutest. Thatsachen als Erfüllung alttest. Weissagungen dar, und so könnte

man glauben, das Christenthum sei eben nichts neues, sondern im A. T. schon gegeben. Allein vergleicht man den ganzen Complexus der christlichen Vorstellungen mit dem A. T., so zeigt sich das Gegentheil: der Unterschied fällt in die Augen. Dazu kommt, daß die Juden späterer Zeit das A. T. ganz anders anwenden als die Apostel, so daß die Voraussezung der Identität des Christenthums mit dem A. T. auch von dieser Seite unstatthaft ist. Ist aber das Christenthum etwas neues, so muß es sich auch im griechischen seine eigene Sprache aus den vorgefundenen Elementen gebildet haben, die sich aus dem Totalzusammenhang der christlichen Gesprächsführung und des christlichen Lebens ergab. Darum sind neutest. Lexika, welche die Eigenthümlichkeit der neutest. Sprache vollkommen darstellen, unentbehrliche Hülfsmittel. Man muß aber wegen der großen Schwierigkeit, die diese Lexikographie hat, an die vorhandenen nicht zu große Anforderungen machen. Eine eigenthümliche Schwierigkeit liegt im Folgenden: Verfolgen wir die Geschichte der Kirche, so sehen wir, wie sich bald in der griechischen Kirche eine eigenthümliche theologische, besonders dogmatische Kunstsprache bildete. Parallel damit bildete sich in der abendländischen Kirche eine lateinische theologische Kunstsprache, aber unter Streitigkeiten mit der griechischen Kirche, die zum Theil wenigstens auf der Differenz der Sprache beruhte. Unsere deutschtheologische Sprache ist nach der lateinischen gebildet. Wofern wir nun aber keine andere Auctorität anerkennen als das N. T., entsteht natürlich das Bestreben, unsere theologische Sprache mit der neutest. zu vergleichen. Nun macht niemand leicht ein neutest. Lexikon ohne von dem christlich kirchlichen Interesse auszugehen. Aus diesem Interesse entsteht leicht die Tendenz eine bestimmte Auffassung der Glaubenslehre durch das N. T. zu bestätigen. Daraus gehen falsche Auslegungen hervor, spätere Vorstellungen und Begriffe werden in das N. T. hineingetragen, um so mehr, je mehr die Stellen einzeln genommen werden als entsprechende Beweisstellen. Nimmt man nun dazu, daß bei den herrschenden Differenzen der eine mit einem neutest. Ausdruck diese,

der andere jene Vorstellung verbindet, so entstehen daraus bewußt und unbewußt Störungen des lexikalischen Verfahrens, daß man bei dem Gebrauch der neutest. Lexika sehr auf seiner Hut sein muß, von dem Interesse des Verfassers nicht verleitet zu werden. Überall aber gilt nach dem Princip des Protestantismus für jeden, der sich als Theolog mit der Erklärung des N. T. beschäftigt, daß er möglichst unbefangen und frei von aller doctrinellen Auctorität an das Werk geht und überall selbst zu sehen und zu untersuchen bestrebt ist. Aber ohne alle theologische Voraussezung muß man die sprachbildende Kraft des Christenthums, sofern es ein individuelles Ganzes ist, einräumen, so daß es im N. T. Sprachformen geben muß, die weder aus dem griechischen noch hebräischen abzuleiten sind. Gelänge es diese in den ursprünglichen christlichen Denkmälern aufzufinden und gehörig zusammenzustellen, so wäre dieß der sprachliche Schlüssel zum Verstehen des Christenthums sofern es sprachbildend geworden ist. Wir haben bei der Werthbestimmung des neutest. Lexikons darnach zu sehen, ob und wieweit es diese Aufgabe zu lösen versucht hat. Es läßt sich dabei ein zwiefaches Verfahren denken, wovon keins an sich unrichtig ist. Ein Philolog könnte wie er alle griechischen Sprachgebiete durchforschen muß so auch die Sprache des N. T. vornehmen. Als Philolog aber hat er nur die eigenthümlichen Wortbedeutungen des N. T. aufzuführen, nicht aber die Eigenthümlichkeit des Christenthums kennen zu lernen, sondern nur was aus dieser Eigenthümlichkeit entstanden ist in die Einheit der Sprache aufzulösen, wie es darin Analoges hat. Ihm erscheint die neutest. Sprache als die technische des Christenthums, wie z. B. die technische philosophische Sprache. Ein anderes Verfahren ist das theologische im engeren Sinn. Wenn der Theolog auch sonst rein lexikalisch verfährt, er wird immer die Richtung haben, das Eigenthümliche des Christenthums selbst zur Anschauung zu bringen. Eine Zusammenstellung aller verschiedenen Elemente, worin sich die Sprachbildung des Christenthums manifestirt, würde eine Skiagraphie sein zu einer neutest. Dogmatik und Moral. Denn

dieß sind die beiden Systeme der eigenthümlichen Begriffsbildung und soweit auch Sprachbildung des Christenthums. Die lexikalische Zusammenstellung solcher Begriffe und Ausdrücke, z. B. πίστις, δικαιοσύνη, ist verschieden von der Begriffszusammenstellung in der biblischen Dogmatik und Moral. Denn während diese auf die gebildeten Formeln und Säze geht ihrem Inhalte nach, bezieht sich die lexikalische auf die einzelnen Saztheile und die Säze in rein sprachlicher Hinsicht. Dabei ist der Kanon zu beobachten, daß man wo es sich um eine eigenthümliche Gebrauchsweise handelt alles was ein Wort eigenthümlich gilt zusammenfaßt, um es zu solchem Verstehen zu bringen, wobei die Eigenthümlichkeit der neutest. Sprache auch im Einzelnen scharf begriffen wird. Der jezige Zustand der lexikalischen Hülfsmittel läßt in dieser Hinsicht viel zu wünschen übrig, so daß man mit ihnen zu keinen sicheren hermeneutischen Resultaten gelangen kann. Aber eben deßhalb schließe man nicht zu bald ab; man beachte jedes Gefühl von Unsicherheit und Bedenken, was aus der nicht völligen Übereinstimmung der einzelnen Ausleger entsteht. So wird man wenigstens die Schwierigkeiten nicht vermehren, welche entstehen, wenn man etwas feststellt ohne ein vollständiges Verstehen aller Elemente.

3. Zweiter Kanon. Der Sinn eines jeden Wortes an einer gegebenen Stelle muß bestimmt werden nach seinem Zusammensein mit denen die es umgeben.

1. Der erste Kanon (1.) ist mehr ausschließend. Dieser zweite scheint bestimmend zu sein, ein Sprung, der gerechtfertigt werden muß, oder vielmehr es ist kein Sprung. Denn erstlich, man kommt von dem ersten Kanon auf den zweiten, insofern jedes einzelne Wort ein bestimmtes Sprachgebiet hat. Denn was man in diesem nicht glaubt erwarten zu können, zieht man auch bei der Erklärung nicht zu. Eben so aber gehört mehr oder weniger die ganze Schrift zum Zusammenhang

und zur Umgebung jeder einzelnen Stelle. Zweitens, eben so kommt man von dem zweiten Kanon zu dem ersten. Denn wenn die unmittelbare Verbindung von Subject, Prädicat und Beiwörtern zum Verstehen nicht genügt, muß man zu ähnlichen Stellen Zuflucht nehmen, und dann unter günstigen Umständen eben sowol außerhalb des Werkes, als außerhalb des Schriftstellers, aber immer nur innerhalb desselben Sprachgebietes.

2. Darum ist auch der Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Kanon mehr scheinbar als wahr, daß jener ausschließend ist und dieser bestimmend, sondern in allem einzelnen ist dieser auch nur ausschließend. Jedes Beiwort schließt nur manche Gebrauchsweisen aus und nur aus der Totalität aller Ausschließungen entsteht die Bestimmung. Indem nun dieser Kanon in seinem weiteren Umfange auch die ganze Theorie der Parallelen enthält, so ist in beiden zusammen die ganze grammatische Interpretation beschlossen.

3. Es ist nun hier zu handeln von Bestimmung des formellen und materiellen Elements, beides aus dem unmittelbaren Zusammenhang und aus Parallelen auf qualitatives sowohl als quantitatives Verstehen gerichtet. Man kann jeden von diesen Gegensäzen zum Haupteintheilungsgrund machen und das eine wie das andere wird immer etwas für sich haben. Aber am natürlichsten ist doch das erste, weil es eine durch das ganze Geschäft hindurch gehende constante doppelte Richtung ist.

4. Die Erweiterung des Kanons welche im zu Hülfe nehmen der Parallelstellen liegt ist nur scheinbar, und der Gebrauch der Parallelen wird durch den Kanon begrenzt. Denn nur das ist eine parallele Stelle, welche in Beziehung auf die vorgefundene Schwierigkeit als identisch mit dem Saze selbst also in der Einheit des Zusammenhanges kann gedacht werden.

5. Sind nun die beiden Elemente Haupttheile, so ist zweckmäßig von Bestimmung des formellen Elements anzufangen, weil sich unser Verstehen des Einzelnen an das vorläufige des Ganzen

anschließt und der Saz nur durch das formelle Element als Einheit herausgehoben wird.

4. Bei der Bestimmung des formellen Elementes unterscheiden wir das Säze verbindende und das die Elemente des Sazes verbindende. Es kommt dabei an auf die Art der Verbindung, auf den Grad derselben und auf den Umfang des verbundenen.

1. Hiebei muß aber auf den einfachen Saz zurückgegangen werden. Denn die Verbindung einzelner Säze in der Periode und die Verbindung der Perioden unter sich ist vollkommen gleichartig, wogegen sich die Verbindung der Glieder des einfachen Sazes bestimmt unterscheidet. Zum ersteren gehört die Conjunction mit ihrem Regimen, und was deren Stelle vertritt, zum andern eben so die Präposition.

2. Es giebt wie überall so auch in der Rede nur zwei Arten von Verbindungen, die organische und die mechanische, d. h. innere Verschmelzung und äußere Aneinanderreihung. Der Gegensaz ist aber nicht streng, sondern die eine scheint oft in die andere überzugehen. Eine Causal- oder Adversativpartikel scheint oft nur anreihend zu sein; dann hat sie ihren eigentlichen Gehalt verloren oder abundirt. Oft aber auch scheint eine anreihende innerlich verbindend zu werden und dann ist sie gesteigert oder emphatisch geworden. Auf diese Art geht dann die qualitative Differenz (in der Art der Verbindung) in die quantitative (in dem Grade der Verbindung) über; allein dieß ist oft nur Schein und man muß doch immer auf die ursprüngliche Bedeutung zurückgehen. Oft auch entsteht der Schein nur wenn man sich den Umfang oder den Gegenstand der Verknüpfung nicht richtig denkt. Also darf niemals über das eine Moment der Verbindung entschieden werden ohne alle andern Fragen mit in Betrachtung zu ziehen.

3. Die organische Verbindung kann zwar fester und loser

sein, aber man darf nie vermuthen daß die verbindende Partikel ganz ihre Bedeutung verloren habe. Man vermuthet dieß, wenn das unmittelbar verbindende nicht zusammenzugehören scheint. Aber erstlich der lezte Saz vor der Partikel kann Zusaz sein und die Verbindung auf den rückwärts liegenden Hauptsaz gehen. Ebenso kann der erste Saz nach der Verbindung Vorrede sein und die Verbindung auf den folgenden Hauptgedanken gehen. Zwar sollten dergleichen Nebensäze in Zwischensäze verwandelt werden um das Gebiet einer jeden Verknüpfung anschaulich zu machen. Allein jede Schreibart verträgt dergleichen nur in gewissem und sehr verschiedenem Maaß, und je leichter, ungebundener die Schreibart desto mehr muß darin der Verfasser auf den Leser rechnen. Zweitens, es kann aber auch die Verknüpfung oft nicht einmal auf den lezten Hauptgedanken gehn, sondern auf eine ganze Reihe, weil auch ganze Abschnitte nicht anders verbunden werden können. In bestimmter gegliederten Schriften geschieht es, daß man beim Übergang das Resultat eines Abschnittes wiederholt und die Verbindung wol in einen ganzen Saz verwandelt der zugleich den Hauptinhalt des folgenden Abschnittes enthält; und schwerfällige Formen vertragen darin bestimmte Anknüpfungen und Wiederholungen, wiewol auch das nicht übertrieben werden darf. Aber in leichteren Formen muß der Leser selbst achten und darum ist allgemeine Übersicht vor dem einzelnen Verstehen doppelt nothwendig.

Es giebt auch subjective Verbindungen nemlich wodurch der Grund angegeben wird, warum das vorhergehende gesagt worden. Unterscheiden sich nun solche Verbindungen in der Form nicht von den objectiven, so glaubt man leicht dieß sei Verringerung der Bedeutung der verknüpfenden Partikel, ein bloßer Übergang.

4. Daß die bloße Anknüpfung auch kann gleichsam emphatisch gesteigert werden geht schon daraus hervor, daß alle unsere organisch verknüpfenden Partikeln ursprünglich nur Raum-

und Zeitpartikeln sind. Also können auch die jezigen bloß anknüpfenden noch einzeln gesteigert werden. Der Kanon dazu geht daraus hervor, daß bloße Anknüpfung im Ganzen nicht vorausgesezt werden darf. Sie herrscht vor in Beschreibungen und Erzählungen, aber auch da nicht rein, weil der Schreibende sonst bloßes Organ wäre. Wo also dieß nicht stattfindet, da kann sie nur untergeordnet sein, d. h. in organische Verknüpfung eingefaßt oder aus derselben gefolgert oder sie vorbereitend. Wo aber keine organische Verknüpfung außerdem vorhanden ist, da muß sie in der bloß anreihenden latitiren.

Die [1]) allgemeine Formel für die schwierigeren Fälle der Sazverbindung ist diese: Werden Säze von ungleichem Gehalte verbunden, so ist die Verbindung keine unmittelbare und man muß auf einen Saz von gleichem Gehalt zurückgehen.

5. Anwendung auf das Neue Testament.

1. Da wenn auch in der (fremden) Sprache der Schrift gedacht wird was man schreibt, doch das Entwerfen oft in der Muttersprache geschieht, und schon im ersten Entwurf die Gedankenverbindung liegt, so ist bei den neutestam. Schriftstellern dem obigen zufolge besonders an Vermischung des griechischen und hebräischen zu denken.

2. Diese Vermischung ist um so mehr von großem Einfluß als beide Sprachen in den Verbindungsformen sehr verschieden sind. Den Reichthum der griechischen Sprache in dieser Hinsicht konnten sich die neutest. Schriftsteller auf dem ungelehrten Wege nicht aneignen, da man auf diesem Wege hierauf am wenigsten achtet und durch flüchtiges Hören sich den Werth der Verbindungsformen weniger aneignet. Dieser Mangel macht denn auch zaghaft im Gebrauch der wirklich schon bekannten. Griechische Zeichen die in mehreren Fällen einem hebräischen entsprachen, wurden dann um so leichter für gleichbedeutend gehalten.

---

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

3. Es ist daher nothwendig aus den griechischen Bedeutungen eines Zeichens und den ihnen entsprechenden hebräischen Ein Ganzes zu bilden und daraus eben so wie vorgeschrieben zu urtheilen.

4. Die leichtere Schreibart erlaubt den freiesten Spielraum im Gebrauch dieses Elements (des verknüpfenden) weil die Säze selbst am wenigsten künstlich verschlungen werden.

5. Große Verschiedenheit der neutestam. Schriftsteller in dieser Hinsicht. Paulus z. B. bauet am meisten griechisch, Johannes am wenigsten.

6. Vorzüglich wichtig bei der Unvollkommenheit der Hülfsmittel ist das Achtgeben auch da wo sich keine Schwierigkeit findet, sonst bekommt man nie einen Tact für das was man sich erlauben darf. Daher auch hier so häufig gefehlt wird.

6. Die Lösung der Aufgabe das sazverbindende Element zu bestimmen geschieht durch allgemeine Mitwirkung.

1. Im Zurückgehen auf den allgemeinen Inhalt wirken zunächst die Hauptideen, in der Betrachtung der unmittelbar verbundenen Säze ihre Subjecte und Prädicate, also das materielle Element.

2. In der allernächsten Umgebung wirkt das combinirte formelle Element nemlich das Regimen erläutert die Partikel und umgekehrt.

3. Im folgenden hat man noch zu sehen auf coordinirte oder subordinirte Verbindungsformeln.

4. Die Anwendung muß der richtige Sinn machen; die lezte Bestimmung muß doch immer von dem unbefangenen Nachconstruiren ausgehen.

7. Unverbundene Säze können nur vorkommen, wenn ein Saz sei es nun nach Causalverknüpfung oder nach Aneinanderreihung als Eins mit dem vorigen gesezt wird.

1. Das erste nemlich wenn ein Saz unmittelbar aus dem vorigen herausgenommen wird, so daß der Hauptpunkt schon in jenem enthalten war, das zweite ist der Fall wenn genau coordinirtes neben einander gestellt wird. Beide Fälle sind nicht selten.

Zusaz [1]). Die Bestimmung der unverbundenen Säze in einer zusammenhängenden Gedankenreihe geschieht mit gehöriger Modification wegen des fehlenden formellen Verbindungszeichens nach Kanon 6.

Die neueren Sprachen haben unverbundene Säze weit häufiger als die alten. Wir schreiben für das Auge, die Alten schrieben für das Ohr. Hier mußte also das unverbundene viel seltener vorkommen und die Verbindungspartikeln häufiger.

2. Alle Beiwörter können bis zu einer enklitischen Unbedeutendheit in gewissen Fällen sinken und dann ist die dadurch angedeutete Verbindung die loseste.

3. Bei Mangel an kritischem Bewußtsein kann von dem Schriftsteller selbst die Verbindung unbestimmt gedacht sein.

4. Bei den neutestam. Schriftstellern kommt alles zusammen, die Lockerheit der Perioden zu erzeugen sowol in den didaktischen Schriften wo die Causalverbindung, als in den historischen wo die erzählende Verknüpfung herrscht, nemlich schlechte Gewöhnung und Gebrauch aus Unkenntniß. Daher beides so schwierig. Man weiß oft nicht wieweit eine didaktische Reihe geht, oft nicht wie weit ein historisches Ganzes. Nur Paulus und Johannes ragen hervor, jener im didaktischen, dieser im historischen. Das Interesse genauer zu bestimmen als der Verfasser selbst gethan hängt von dem dogmatischen Interesse ab und von dem der historischen Kritik. Daher alles dogmatisch sowie kritisch schwierige von der Interpretation abhängt.

Da [2]) die Interpunktion bei den Alten nicht ursprünglich war,

---

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

[2]) Aus der Vorles. v. 1826.

so müssen wir sie in den Schriften des Alterthums immer ganz wegdenken, sonst geht man bei dem, der sie als Ausleger gemacht hat, in die Schule und wird von ihm abhängig und befangen. Ohnehin schwanken die Systeme der Interpunktion und sind unvollkommen, die alten wie die neuen. Man gewöhne sich also rein aus dem inneren Verhältnisse die Verbindung der Säze zu bestimmen.

8. Bei der Verbindung im Saz ist das schwierigste die Präposition und das unmittelbare Abhängigkeitsverhältniß.

1. Es ist dabei gleich ob der Saz aus Subject und Prädicat oder auch zugleich der Copula besteht. Die unmittelbare Verbindung beider ist nie zu verkennen, und auch ihre unmittelbaren Erweiterungen durch Adjectiva und Adverbien concresciren durch die Form zu Einem Ganzen mit ihnen. Die Präposition aber knüpft nähere Bestimmungen des Verbi, nemlich seiner Richtung, seines Gegenstandes u. s. w., an dasselbe an. Der Genitiv, der Status constructus u. s. w. ist nähere Bestimmung des Subjects. Der Sinn der Präposition wird leicht durch Subject und Object bestimmt. Da tritt aber die Entscheidung durch das materielle Element ein.

In [1]) Beziehung auf die materiellen Elemente des einfachen Sazes entsteht die Frage, ob derselbe zweigliedrig ist (Subject und Prädicat) oder dreigliedrig (wo die Copula dazukommt). Die erstere Ansicht ist die dynamische, die zweite die atomistische, weil man glaubt die Verbindung sei wieder etwas sich neben die Theile hinstellendes. Auffallend, daß diese leztere Ansicht noch so allgemein herrschend ist. Wenn man von dieser Seite auf die Frage wie es z. B. mit dem Saze steht, der Baum blüht, antwortet, er sei eigentlich dreigliedrig, nemlich so, der Baum ist blühend, so ist das der Sprache gar nicht gemäß, es würde folgen, daß es nur ein einziges Verbum gebe, das Verbum sein. Dieß ist aber

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

offenbar falsch. Das ursprüngliche in den Sprachen selbst ist die dynamische Ansicht vom Saze.

2. Im N. T. ist hier das hebräisirende eben so vorherrschend, wie in der Verbindung der Säze und man muß immer die dem griechischen correspondirende hebräische Form im Sinne haben.

9. Es giebt Fälle wo man die Schwierigkeit eben sowol auf das materielle als formelle Element zurückführen kann.

Zum Beispiel die hiphilische Bedeutung der Verba und ähnliches kann angesehen werden als Beugung (formelles Element) und als eigenes Wort (materielles Element), und dies gilt von allen abgeleiteten Formen des Zeitwortes, so daß der Gegensaz auch nicht rein ist sondern durch Übergang. In solchen Fällen muß man sehen, durch welche Behandlung man ein reineres und reicheres Ganzes erhält, aus welchem man construiren kann.

10. Subject und Prädicat bestimmen sich gegenseitig jedoch nicht vollständig.

Die genaueste gegenseitige Bestimmung ist die Phrase die im technischen den engsten und festesten Kreis hat. Der entgegengesezte Punkt ist auf der einen Seite der Einfall, wo einem Subject ein seltenes Prädicat beigelegt wird außerhalb des gewöhnlichen Kreises, und auf der andern Seite die Gnome welche auch keine näheren Bestimmungsmittel hat, aber eben deßhalb an sich unbestimmt bleibt und durch die jedesmalige Anwendung bestimmt wird.

11. Beide, Subject und Prädicat, werden an sich und also auch gegenseitig näher bestimmt durch ihre Beiwörter.

1. Adjectiva und Adverbien deuten auf eine bestimmte Rich=

tung und scheiden mehreres aus. Auch die Verknüpfungen durch Präpositionen sind noch nähere Bestimmungen des Verbi wie man daraus sieht daß die Präposition von selbst auch Bestandtheil des Verbi wird.

2. Jedoch ist dieß nicht hinreichend, sondern das recht positive Element kann nur gegeben werden dadurch daß man in der Nachconstruction der ganzen Gedankenreihe begriffen ist.

12. Für das N. Testament ist die Aufgabe von großer Wichtigkeit und Schwierigkeit wegen der neuen und einzigen Begriffe.

13. Wenn die unmittelbare Bestimmung nicht ausreicht muß die mittelbare eintreten durch Identität und Gegensaz. Ähnlichkeit und Unterschied sind hierauf zurückzuführen.

14. Gegensaz ist überall, aber in der dialektischen Composition am meisten.

In Beziehung auf das N. Testam. kommt hier besonders Paulus in Betracht.

15. Die Regeln für die Auffindung sind dieselben für das identische und entgegengesezte.

1. Denn es giebt kein Urtheil über das entgegensezte als in Bezug auf eine höhere Identität, und eben so erkennt man die Identität nur an einem gemeinschaftlichen Gegensaz.

2. Gleichmäßig kommt es bei beiden an auf die Gewißheit daß wir das Verhältniß zweier Säze so stellen wie der Verfasser es selbst gestellt hat.

16. Ein Saz in welchem ohne Unterbrechung noch dasselbe Subject herrscht oder dasselbe Prädicat ist noch als zum unmittelbaren Zusammenhange gehörig zu betrachten (Identität).

17. Wenn das nach einer Unterbrechung Wiederkehrende zum Hauptzusammenhang der Rede gehört, das Unterbrechende aber nicht, so hat die Identität die größte Wahrscheinlichkeit.

18. Wenn das Wiederkehrende Nebengedanke ist und das Unterbrechende Hauptgedanke, so kann man von der Identität nur überzeugt sein nach Maaßgabe der Gleichheit im Zusammenhange und der Identität des Typus in der Wendung des Gedankens selbst.

19. In Absicht der Hauptgedanken kann man über eine Schrift selbst hinausgehen auf die desselben Verfassers, welche sich als Eins mit jener ansehn lassen, und so auch auf Schriften Anderer, welche sich anschließen durch die Identität der Schule und der Ansicht.

20. In Bezug auf den Nebengedanken kommt es bei Beobachtung von §. 18. mehr auf die Identität des Sprachgebietes und der Schreibart an als auf Person und Ansicht.

In wiefern Nebengedanken erklärt werden können aus andern Stellen, wo derselbe Hauptgedanke ist? Qualitativ aber nicht quantitativ.

21. Je mehr man bei der Aufsuchung (15.) sich auf Andere verläßt, desto mehr muß man im Stande sein ihr Urtheil zu controlliren.

22. In der Anwendung auf das N. Testament stehn einander entgegen die philologische Ansicht, welche jede Schrift jedes Schriftstellers isolirt, und die dogmatische, welche das N. T. als Ein Werk Eines Schriftstellers ansieht.

23. Beide nähern sich wenn man bedenkt, daß in Absicht des religiösen Inhalts die Identität der Schule und in Absicht der Nebengedanken die Identität des Sprachgebietes eintritt.

24. Falsch bleibt aus der dogmatischen Ansicht der Kanon: Man müsse nur im höchsten Nothfall bildlichen Gebrauch annehmen [1]). Dieser Kanon geht von einer bestimmten Persönlichkeit des heiligen Geistes als Schriftstellers aus.

25. Die philologische Ansicht bleibt hinter ihrem eigenen Princip zurück wenn sie die gemeinsame Abhängigkeit neben der individuellen Bildung verwirft.

26. Die dogmatische geht über ihr Bedürfniß hinaus wenn sie neben der Abhängigkeit die individuelle Bildung verwirft, und zerstört so sich selbst.

Sie zerstört sich nemlich selbst, weil sie dann dem heiligen Geist den unleugbaren Wechsel der Stimmungen und Modificationen der Ansicht zuschreiben muß.

Zusaz [2]). Dieß wäre auch in Widerspruch mit der Paulinischen Theorie von dem Verhältniß des Einen und selbigen Geistes zu den verschiedenen Gaben in den einzelnen Gemeindegliedern 1. Kor. 12.

27. Es bleibt noch die Frage, welche von beiden über die andere gestellt werden soll, und diese muß die philologische Ansicht selbst zu Gunsten der Abhängigkeit entscheiden.

---

[1]) Dieß ist zu verstehen aus: Ernesti Instit. interpret. ed. Ammon. p. 114. 115. Vulgare est praeceptum, quod jubet *non facile* (oder non sine evidenti causa aut necessitate) *discedere a proprietate significationis.*

[2]) Aus der Vorles. v. 1826.

Theils ist die Individualität der neutestam. Schriftsteller erst Produkt ihres Verhältnisses zu Christo, theils was die von Natur individuelleren betrifft, Paulus und Johannes, so hat der eine sich ganz umgewendet so daß er doch besser aus andern neutestam. Schriftstellern zu erklären wäre als aus eigenen vorchristlichen Schriften; der andere ist offenbar jung zu Christo gekommen und hat erst als Christ seine Eigenthümlichkeit entfaltet.

28. Wenn die philologische Ansicht dieß verkennt, vernichtet sie das Christenthum.

Denn wenn die Abhängigkeit von Christo Null ist gegen die persönliche Eigenthümlichkeit und die vaterländischen Mängel so ist Christus selbst Null.

29. Wenn die dogmatische den Kanon von der Analogie des Glaubens über diese Grenzen ausdehnt vernichtet sie die Schrift.

Denn ein locus communis aus den deutlichen Schriftstellen kann nicht zur Erklärung der dunkeln gebraucht werden ohne daß die Schrift aus dogmatischem Bewußtsein erklärt wird, welches ihre Auctorität vernichtet und also gegen die Principien der dogmatischen Ansicht selbst streitet. Denn die Aufstellung solcher loci communes ist eine dogmatische Operation, wobei außer der bezweifelten Eigenthümlichkeit der Person auch von der doch unbezweifelten Besonderheit der Veranlassung abstrahirt werden muß.

Jede Stelle ist ein Ineinander von Gemeinsamem und Besonderem und kann also nicht aus dem Gemeinsamen allein richtig erklärt werden. Das Gemeinsame ist auch nicht eher richtig aufzustellen bis alle Stellen erklärt sind, und der schwankende Gegensaz von klaren und dunklen Stellen läßt sich darauf zurückführen, daß ursprünglich nur Eine klar ist [1]).

[1]) Schleierm. meint nemlich nach der Vorlesung von 1826., wenn man

Als [1]) Zusammengehörigkeit und Harmonie der Gedanken des N. T. ist die Analogie des Glaubens allerdings ein wahrer Begriff.

30. Die Analogie des Glaubens kann also nur aus der richtigen Auslegung hervorgehen, und der Kanon kann als ein wahrhaft hermeneutischer nur heißen: Es ist irgendwo falsch erklärt wenn aus allen zusammengehörigen Stellen nichts gemeinsames übereinstimmend hervorgeht.

Man kann also nur sagen, die Wahrscheinlichkeit der unrichtigen Erklärung liege dann auf derjenigen Stelle, welche allein der Ausmittlung eines solchen gemeinsamen sich widersezt.

31. Die Einheit und Differenz des N. Testam. kann verglichen werden mit der Einheit und Differenz der Sokratischen Schule.

Auch [2]) Sokrates der Meister schreibt nichts selbst. Seine Ansichten sind nur in den Schriften seiner Schüler überliefert. Diese gestalteten sich zwar nach seinem Tode eigenthümlich, aber die Sokratische Grundfarbe blieb allen. Niemand bezweifelt die Identität und die Eigenthümlichkeit der Sokratiker. Eben so das Verhältniß der Jünger zu Christo. Aber die Verwandtschaft ist in den neutest. Schriftstellern größer, als unter den Sokratikern, weil die Kraft der Einheit, die von Christo ausging, an sich größer war, und selbst bei denjenigen Aposteln, die eine bedeutende Eigenthümlichkeit hatten, wie bei Paulus, so mächtig, daß sie sich in ihrem Lehren ausschließlich auf Christus beriefen. Selbst daß z. B. Paulus als Heidenbekehrer in einem andern und weiteren Kreise wirkte, als Christus, schwächte das Übergewicht der

---

dasjenige klar nenne, was einen bestimmten Sinn gebe, so sei in jedem gegebenen schwierigen Zusammenhange für die allmählige Genesis des Verstehens ursprünglich nur Eins klar.

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

[2]) Aus der Vorles. v. 1826.

Einheit, die von Christus ausging, wesentlich nicht. Denn, wenn auch die Idee der Heidenbekehrung vorzugsweise durch Paulus erst recht klar unter den Aposteln wurde, so war sich doch Paulus dabei keiner andern Kraft als der Christi bewußt, und wenn die Idee nicht in der Lehre Jesu gelegen hätte, würden die andern Apostel ihn gar nicht als Christen anerkannt haben, geschweige als Apostel. Bei den Sokratikern finden wir dagegen, daß sie sich oft mit Gegenständen beschäftigten, die Sokrates nie berührte, und da trat eben ihre Eigenthümlichkeit und Differenz freier hervor.

32. Die philologische Erklärung muß dem zusammenstellenden Gebrauch des N. T. vorangehen.

Ohne [1]) das leztere (die dogmatische Auslegung) ist die theologische Aufgabe nicht vollständig gelöst, aber ohne die voraufgehende philologische Erklärung, die jeden Gedanken und Ausdruck aus seinem Zusammenhange zu verstehen sucht, kann man dabei kein gutes Gewissen haben.

33. Die Grundsäze des Parallelismus sind für beide verschieden wegen der Möglichkeit des gleichen Inhalts bei ganz verschiedenem Sprachgebrauch.

34. Wesentlich ist gänzliche Scheidung des Verfahrens (des philologischen und dogmatischen) und der Ausleger muß ein bestimmtes Bewußtsein darüber haben in welchem er ist.

35. Wenn die Auslegung unter vorausgesezter Sprachkenntniß eben so betrieben werden muß, wie die durch welche die Sprachkenntniß zu Stande kommt, so muß durch den Gebrauch der Parallelstellen in dem Kreise eines Wortes ein bestimmtes Sprachgebiet abgesteckt werden.

---

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

Eigentlich muß alles in den Lexicis unter bestimmten Bedeutungen als Auctorität angeführte eine Sammlung von Parallelstellen sein.

Die [1]) Sprachkenntniß entsteht durch hermeneutische Operationen. Das erste ist möglich vollständige Indices über die einzelnen Schriftsteller, also — Gebrauch der Parallelen. Daraus erhalten wir denn Indices für die Sprache, für bestimmte Gebiete, für das philosophische, rhetorische, mathematische Gebiet u. s. w. Hierbei kommt vorzüglich darauf an, diejenigen Ausdrücke welche am meisten in Hauptstellen vorkommen, die solennen Ausdrücke jedes Gegenstandes und ihr Verfließen in den allgemeinen Sprachgebrauch im Zusammenhange darzustellen. So entsteht das wahre Wörterbuch aus beiden Operationen; es muß für jedes Wort den Hauptsitz angeben und von da aus die Verbreitung des Gebrauchs in Anwendung auf verwandte Gebiete darstellen, so viel möglich historisch, chronologisch. Wie nun dabei nothwendig ist der Gebrauch der Parallelen, oft im weitesten Sinne, so daß man auf verwandte Sprachen, auf die Stammsprache vergleichend übergeht, so ist auch die Auslegung immer an den Gebrauch der Parallelen im engeren und weiteren Sinne gewiesen. Die Sprachkenntniß, die die Auslegung voraussezt, ist immer noch unvollkommen. Sie reicht nur aus, die kunstmäßige Auslegung zu beginnen. Aber eben deshalb muß die künstlerische grammatische Auslegung wieder zurückwirken auf die Erweiterung und Vollendung der Sprachkenntniß.

36. Hiedurch (35.) wird die alte Regel, wenn sich noch Spuren in der Schrift selbst finden, die Erklärungsmittel nicht außerhalb derselben zu suchen, gar sehr beschränkt.

1. Denn wenn nun doch Worte in gleicher Bedeutung außerhalb vorkommen, so würde man solche Stellen doch ins

---

[1]) Aus der Vorles. v. 1826.

Wörterbuch aufnehmen. Der Unterschied zwischen leichteren und schwereren Stellen kann nicht dagegen angeführt werden, aber freilich ist er es von dem man bei jener Regel ausgegangen ist.

2. Bei Hauptgedanken besonders würde sie im N. T. sehr beschränkt dadurch daß die religiöse Umwandlung nicht alles betroffen hat, sondern manche Vorstellungen blieben wie die Zeitgenossen sie hatten, theils auch daß Vorstellungen der Zeit angeführt werden im Gegensaz gegen die christlichen.

3. Bei Nebengedanken ist offenbar daß einem neutestam. Schriftsteller die andern nicht näher verwandt sind als andere nicht neutestam., welche Gedankenkreis, Bildungsstufe und Sprachgebiet mit ihm gemein haben.

4. Noch weniger ist die Regel bei dem N. T. werth, wenn man unter heil. Schrift auch das alte Testament mit versteht. Denn dieß enthält in Absicht der Hauptgedanken manches irrige, was schon dem ganzen neutest. Zeitalter fremd geworden, und in Absicht der Nebengedanken gehört es einer Zeit an von der nur wenig in das Bewußtsein der damaligen übergegangen war.

37. Da der Sinn nicht in den einzelnen Elementen sondern nur in ihrem Zusammensein ist, so sind die nächsten Parallelen die, welche dasselbe Zusammensein darbieten.

Es ist immer eine Art Willkühr, ein Wort für das dunklere zu erklären, denn es kann eben so gut das andere sein, z. E. Joh. 7, 39., wo man sich vergeblich bemühen würde, wenn man aufs Gerathewohl wollte unter den verschiedenen Bedeutungen von *πνεῦμα ἅγιον* herumsuchen, sondern die rechte Parallele ist Apostelgesch. 19, 2., und man kann wirklich sagen die Schwierigkeit liegt in dem *εἶναι*, welches hier nicht streng zu nehmen ist, sondern heißt, in der Erscheinung vorhanden, mitgetheilt sein.

38. Auf das quantitative Verstehen ist überall eben so zu achten wie auf das qualitative.

Also nicht erst damit anzufangen bei schweren Stellen sondern bei leichten, im formellen und materiellen Sprachelement, in Wörtern und ganzen Säzen.

39. Das Minimum des quantitativen ist das Abundiren, das Maximum die Emphase.

1. Das Abundiren besteht darin wenn ein Theil nichts beiträgt zum Ganzen. Doch findet dieses niemals schlechthin statt. Die Emphase besteht darin: einmal wenn das Wort in dem größten Umfang zu nehmen ist, in welchem es gewöhnlich nicht vorkommt, dann auch wenn alle Nebenvorstellungen welche es erregen kann mit beabsichtigt sind. Das Lezte ist etwas unendliches.

2. Da nun die Endpunkte nicht eigentlich gegeben sind, so geht man aus von einem Durchschnitt, als dem gewöhnlichen, was darunter ist nähert sich dem Abundiren, was darüber der Emphase.

40. Alles mehr oder weniger abundirende da es doch einen Grund haben muß, muß entweder aus Rücksicht auf das musikalische der Sprache oder aus einer mechanischen Attraction entstanden sein, und eins von beiden muß man nachweisen können wenn man etwas als abundirendes ansehn will.

1. Mechanische Attraction kann nur stattfinden wenn die Verbindung zweier Redetheile Formel und Phrase geworden ist.

2. Aus musikalischer Rücksicht kann etwas abundirendes nur stehen in solchen Gattungen, wo dieses Element mehr hervortritt und an solchen Stellen wo das logische mehr zurücktritt, welches lezte der Fall ist wenn die Form des Gegensazes ganz fehlt.

3. Abundiren können auf diese Art Theile des Subjects oder Prädicats, wenn es in eine Mehrheit zerfällt ist. Ferner Nebenbestimmungen des einen oder andern, wenn sie keinen bestimmten Gegensaz gegenüber haben.

41. Was emphatisch sein soll muß sich durch die betontere Stellung und andere Hinweisungen zu erkennen geben.

1. Über das gewöhnliche Maaß der Bedeutsamkeit kann einer nicht bewußtlos hinausgehen; es muß auch bemerkt sein wollen, da der emphatische Gebrauch eines Wortes immer eine Abkürzung ist, etwas in ein Wort hineinzulegen was sonst daneben stehen könnte. Kann also das erste nicht mit gehöriger Deutlichkeit geschehen, so wählt doch jeder das andere.

2. Es muß immer ein anderer Redetheil da sein, in Beziehung auf welchen einer emphatisch ist und dieß muß sich durch die Zusammenstellung deutlich machen lassen.

42. Die Maxime so viel als möglich tautologisch zu nehmen ist eben so falsch als die soviel als möglich emphatisch zu nehmen.

1. Die erstgenannte ist die neuere. Man glaubt sie im N. T. durch die vorherrschende Form des Parallelismus und durch die größtentheils geringere logische Strenge hinreichend gerechtfertigt; aber mit Unrecht, und man muß nach den oben gestellten Säzen davon wieder zurückkommen. Besonders glaubt man sich durch jeden leichten Schein von Synonymen gerechtfertigt.

2. Die leztgenannte ist die ältere, zusammenhangend mit der Ansicht daß der heil. Geist Auctor sei, und daß der nichts vergeblich thun werde, daher kein Abundiren, keine Tautologie und zunächst also alles verwandte emphatisch, dann aber auch alles überhaupt, denn an jedem Worte ist etwas zu viel, wenn es nicht ganz an jeder Stelle erschöpft ist. Allein da den ursprünglichen Hörern und Lesern die Person des Schriftstellers

nie verschwand, und sie Rede und Schrift nur nach den gewöhnlichen Voraussezungen beurtheilen konnten, auch die Ausflucht, daß der heilige Geist die ganze inspirationsgläubige Christenheit, welche ihn nur nach der aufgestellten Maxime beurtheilen darf, im Auge gehabt, nichts hilft, indem diese Christenheit nur durch das richtige Verständniß, welches sich den ersten Christen mittheilte, entstehen konnte, so ist diese Maxime schlechthin verwerflich.

3. Indem nun die Wahrheit in der Mitte liegt, läßt sich keine andere Regel der Beurtheilung angeben, als daß man beide Abweichungen immer im Auge habe, und sich frage, welche mit der wenigsten Unnatur könnte angewendet werden. Besonders kommt hier zur Sprache das Urgiren bildlicher Ausdrücke, indem emphatisch betrachtet jede Metapher ein Compendium eines Gleichnisses ist, und ebenso kann man auch ein Gleichniß selbst emphatisiren. Auch dieß muß lediglich nach den aufgestellten Regeln beurtheilt werden, ob das was man noch in einem Gleichniß will auch in demselben Gebiet liegt, worin das Gleichniß spielt. Denn sonst bekommt man doch nur Anwendungen und Einlegungen. Auf der andern Seite muß man aber auch bedenken wie nahe die Metapher der Phrasis liege. Denn in demselben Maaß ist keine Emphasis zu erwarten. Am meisten dominirt die Emphasis im streng dialektischen Vortrage und im wizigen.

43. Das Maaß in welchem abundirendes oder emphatisches vorauszusezen ist hängt nicht nur von der Gattung der Rede ab, sondern auch von der Entwicklungsstufe des Gegenstandes.

Wenn ein Gegenstand für das Gebiet der Vorstellung schon gehörig bearbeitet ist, dann kann man von dem mittleren Durchschnitt ausgehen, und es hängt nur von der Redegattung ab, wann oder wo man mehr Emphase oder Abundanz zu erwar-

ten hat. Ist aber der Gegenstand noch neu und die Sprache für denselben noch nicht gebildet, so entsteht eine Unsicherheit ob die gewählten Elemente auch den Zweck erreichen, und wo diese sich im einzelnen auf etwas bestimmtes gründet, da entsteht denn eine Neigung das nicht genug gesicherte durch einen andern Ausdruck zu sichern. Dieß ist die Entstehung der Häufung, welche dann bald für Tautologie genommen wird bald für Emphasis. Das Wahre aber ist, man muß sie nicht als Einerlei aber auch nicht als entgegengestellt, sondern als Eins ansehn und aus ihnen zusammengenommen die Vorstellung entwickeln. Im N. T. ist dieß der Fall bei Paulus am wenigsten weil seine Terminologie auf einer Masse mündlicher Unterweisung beruhte, in Johannes am meisten. Aus der falschen Emphase ist hernach entstanden daß man alle einzelnen Ausdrücke, Erneuerung, Erleuchtung, Wiedergeburt, in das dogmatische Begriffssystem aufgenommen hat woraus ein verwirrender unwissenschaftlicher Überfluß entstanden ist. Aus der falschen Tautologie ist entstanden daß man den Ausdrücken das Minimum von Gehalt zugemessen und also den Begriff selbst aufgegeben hat.

44. Das quantitative Verstehen der Säze führt sich zurück auf das der Elemente und das der Verbindungsweisen.

1. Säze haben ein Verhältniß unter sich und eins zur Einheit der Rede. Im lezten kommt alles an auf den Gegensaz von Haupt- und Nebengedanken, im ersten alles auf den Gegensaz von coordinirt und subordinirt. Alles ist Hauptgedanke was um sein selbst willen gesagt ist, alles Nebengedanke was nur zur Erläuterung gesagt wird, wenn gleich lezterer oft weit ausführlicher sein kann, als ersterer. Hauptgedanken zu erkennen an den darin vorkommenden Begriffen. Da Nebengedanken Abundanz sind und im Ideal des streng wissenschaftlichen Vortrags keinen Plaz finden, so ist das Verhältniß von Haupt- und Nebengedanken ebenso zu beurtheilen, wie das von Abundanz und Emphase.

2. Ob Säze coordinirt oder subordinirt sind, das muß aus den Partikeln und Verbindungsweisen hervorgehn; aber der Inhalt ist ergänzend. Je mehr in einer Sprache und Redegattung die Verbindungsformeln bestimmt sind, um desto weniger braucht man erst nach dem Inhalt der Säze zu fragen, und umgekehrt je klarer der Zusammenhang ist, desto weniger kommt auf eine Anomalie im Gebrauch der Verbindungsformeln an.

3. In losen Formen aber wie die neutestam. überhaupt sind ist es schwierig, Haupt- und Nebengedanke aus dem Sprachgebiet zu unterscheiden, weil dieser Gegensaz selbst nicht stark gespannt ist sondern beim leichten Wechsel der Materie eins in das andere übergeht. Dann muß das andere zu Hülfe kommen, und indem man das Verhältniß eines Sazes zu einem andern erkennt muß man vermittelst desselben auch das zum Ganzen finden.

Zusaz: Hieraus ist auch die unrichtige Klassification dogmatischer Stellen zu erklären, welche eigentlich auf der Maxime beruht, daß in den neutest. Schriften alles dogmatische gleich müsse Hauptgedanke werden. Diese Maxime ist aber unhaltbar.

Schlußbemerkung.

Die zulezt behandelten Gegenstände haben uns am meisten auf die technische Interpretation hingewiesen. Nicht als ob die Maxime daß eigentlich jede Seite für sich hinreichen müsse an sich unrecht wäre; aber sie sezt eine so vollkommene Sprachkenntniß voraus, wie ohne vollendete Auslegung nicht möglich ist.

Da nun wenn Sprachkenntniß mangelt ich zwar die Sprachkenntniß Anderer zu Hülfe nehmen muß, aber diese selbst nur mit einer mangelhaften Sprachkenntniß benuzen kann: so muß in jedem solchen Falle die technische Auslegung Ergänzung sein. Und eben so umgekehrt kann ich die Kenntniß Anderer vom Verfasser nur mittelst meiner mangelhaften Kenntniß von ihnen selbst benuzen, also muß mir die grammatische Auslegung zur Ergänzung dienen.

[Schleiermacher bemerkt selbst am Rande seines Heftes, daß er im Jahre 1828 von §. 4. an den Vortrag geändert, indem er das materielle Element vorangenommen habe. Noch bedeutender ist die Veränderung schon von §. 3. an im Jahre 1832. Die Randanmerkungen geben aber weder für den Vortrag vom Jahre 1828, noch vom Jahre 1832 ein zusammenhangendes deutliches Compendium oder auch nur Directorium. Die Vergleichung der nachgeschriebenen Hefte zeigt, daß der mündliche Vortrag seit 1828 immer unabhängiger von dem handschriftlichen Entwurf bald abkürzte und ausließ, bald erweiterte und neues aufnahm in immer anderer Ordnung. Unter diesen Umständen war es unmöglich, die bisher befolgte Methode der Composition beizubehalten. Um nichts wesentliches und bedeutendes zu verlieren, schien es rathsam, zuerst den Vortrag, wie Schleiermacher ihn 1819 concipirt hatte, vollständig mitzutheilen mit hie und da eingeschalteten Erläuterungen und Erörterungen aus der Vorlesung vom Jahre 1826, dann aber aus den nachgeschriebenen Heften den lezten, vollendetsten Vortrag vom Jahre 1832. in einem so viel möglich vollständigen Auszuge folgen zu lassen, was jezt geschieht.]

Wenn wir uns nach geschehener Anwendung des ersten Kanons auf das N. T. (§. 1. und 2.) in der grammatischen Interpretation weiter orientiren, so ist der günstigste Fall der, daß wir nach gehöriger Vorbereitung, wozu die Übersicht des Ganzen zu rechnen ist, bei fortschreitender Lesung im Einzelnen die einzelnen Elemente eines Sazes aus seinen Umgebungen unmittelbar so bestimmen können, daß kein Zweifel ist, daß wir den Saz so aufgefaßt haben, wie der Verfasser ihn gedacht hat. Ist dieß aber nicht der Fall, dann müssen wir uns den ganzen Sprachwerth der in einem Saze verbundenen Elemente zu vergegenwärtigen suchen. Dazu bedienen wir uns des Lexikons. Man muß sich aber den Sprachwerth aller Elemente des Sazes vergegenwärtigen und nicht bloß des einen, wobei man anstößt, weil es oft vorkommen kann, daß wir nur an dem einen anstoßen aus Unkenntniß eines andern Elements. Darum muß man alle untersuchen. Das hat freilich seine Ausnahmen, wenn man nemlich aus früherem Gebrauch und anderweitiger Übung in der Sprache das sichere Gefühl gewonnen hat, daß einem

eben nur das eine Element unbekannt ist. Aber man prüfe sich dabei sorgfältig, um nicht in eine Verlegenheit zu gerathen, die durch ein genaueres Verfahren leicht zu vermeiden gewesen wäre.

Haben wir uns nun alle Sprachwerthe gehörig vergegenwärtigt, so kommt es darauf an, den Localwerth jedes Wortes im Zusammenhang der Rede richtig zu bestimmen. Dabei aber ist eine Grenze aufzusuchen. Diese liegt nun darin, daß das Einswerden vom Haupt- und Zeitwort der Saz ist, wobei jenes Subject dieses Prädicat ist, die sich gegenseitig bestimmen. Die Grenze erweitert sich, wenn wir uns den Saz in einer gewissen Gleichmäßigkeit erweitert denken, so daß jedes Element noch ein bestimmendes bei sich hat. So haben wir Elemente, wodurch wir der Aufgabe näher treten können. Nemlich nicht nur wird das Hauptwort durch das Zeitwort bestimmt, sondern auch durch das ihm beigelegte, oder der Einfluß, den das Zeitwort auf das Hauptwort ausübt, erhält durch das dem Hauptworte beigelegte eine bestimmtere Richtung. Allein dieß findet so nur statt bei einfachen Säzen. Oft ist aber Ein Subject für mehrere Zeitwörter. Dann sind alle Zeitwörter bestimmend, und müssen sich in demselben Sinne auf das Hauptwort beziehen, wenn nicht am Tage liegt, daß mit den verschiedenen Sprachwerthen gespielt ist. Aber nicht allein von der ganzen Reihe der Zeitwörter geht die Bestimmung aus, sondern von allen den Zeit- und Hauptwörtern zugegebenen Beiwörtern zugleich. Hier entsteht nun die Frage, woran erkennen wir, daß ein seinem Localwerthe nach streitiges Element anders gemeint ist an der einen Stelle, mit der wir zu thun haben, als an einer andern? — Dieß ist verschieden je nach dem Complexus der Gedanken. Ist der Inhalt einer Gedankenreihe durch eine Überschrift voraus angegeben, so kann man schließen, der darin bezeichnete Begriff sei der Hauptbegriff, und man hat alle Ursache zu vermuthen, daß das denselben bezeichnende Wort überall in demselben Sinne vorkommen werde, selbst in dem Falle, daß der

Begriff getheilt werden kann. Denn die Bezeichnung würde immer die des Ganzen bleiben, und es wäre unlogisch, wenn ohne daß es ausdrücklich bemerkt wird der Ausdruck in einem partiellen Sinne gebraucht würde. Haben wir also durch Überschrift oder vorläufige Lesung eine Übersicht des Ganzen, so können wir die Grenze bestimmen, worin die Hauptgedanken und die ausdrückenden Sprachelemente in einerlei Sinn vorkommen müssen.' Eine solche Übersicht kann nemlich nicht gewonnen werden ohne daß bemerkt wird, ob ein Ausdruck an verschiedenen Stellen in verschiedenen Dignitäten vorkommt. Allein dieser Kanon der Identität gilt nur für die Ausdrücke, welche wesentliche Glieder der Rede sind. Denn bei unwesentlichen ist nichts, was den Redenden hätte hindern können, einen Ausdruck an verschiedenen Stellen verschieden zu gebrauchen, wenn nur in Übereinstimmung mit dem allgemeinen Sprachwerthe. Dieß ist jedoch nur ein relativer Gegensaz. Denn was in dem Complexus der Gedanken an sich unwesentlich scheint kann in der Entwicklung desselben an seiner Stelle wesentlich sein. Wir müssen also einen andern Gegensaz suchen.

Sobald sich ein Complexus von Gedanken in geordneter Rede über die allergrößte Kürze erhebt, so erhalten wir nicht nur einen Unterschied zwischen Haupt- und Nebengedanken sammt den zu beiden gehörigen Sprachelementen, sondern auch einen Gegensaz zwischen solchen Sprachelementen und Gedanken, die Theile des Ganzen sind, und solchen, die eigentlich gar keine Theile desselben sind, sondern nur Darstellungsmittel. Wenn z. B. in einer zusammenhängenden Rede ein Gedanke durch eine Vergleichung klar und anschaulich gemacht wird, so ist die Vergleichung nur Darstellungsmittel und dem Gegenstande eigentlich fremd und kommt nur herein, um als fremdes einem Theile des Ganzen mehr Bestimmtheit und Klarheit zu geben. Dieß kann oft etwas Vereinzeltes sein, oft aber sich auch durch die ganze Darstellung hindurchziehen. Hier haben wir einen wirklichen inneren Unterschied in der Rede, kein bloßes mehr und

weniger. Bei solchen bildlichen, vergleichungsweise gebrauchten Ausdrücken haben wir im Verhältniß zu der Construction des Ganzen aus seinen wesentlichen Elementen gar keine Indication, denn Vergleichung, Bildliches, kann bald so bald so gewendet werden. —

Wie verhält sich nun der Kanon von dem Finden des Localwerthes zu dem ersten Kanon (1.)? Dieser ist nur negativ, ausschließend oder verhindernd, daß die Bestimmung des Localwerthes in einem dem Verfasser und den Lesern nicht gemeinsamen Sprachgebiet gesucht werde. Das allgemeine Sprachgebiet aber ist in der jedesmaligen Rede oder Schrift näher bestimmt, und auf diese nähere Bestimmtheit im Zusammenhange bezieht sich unser zweiter Kanon (3.) und ist deshalb der positive.

Es fragt sich nun nach dem Umfange, der Ausdehnung dieses positiven Kanons. Sobald man über die Schranke des einfachen und zusammensezten Sazes hinausgehet, um den localen Wortwerth zu bestimmen, so tritt der Gebrauch der Parallelstellen ein. Zunächst sind dieß Stellen derselben Schrift, in welcher der Ausdruck auf ähnliche Weise gebraucht ist. Aber nur wenn die Bedingungen zur Bestimmung des Localwerthes in beiden Stellen dieselben sind und der erste Kanon nicht überschritten wird, die Parallele also in demselben Sprachgebiet liegt, ist die Parallele ein erklärendes Hülfsmittel. Unter dieser Voraussezung kann ich auch Parallelen aus andern Schriften desselben Verfassers, ja aus Schriften anderer Verfasser nehmen.

Eine andere Erweiterung des Kanons tritt ein, wenn der Schriftsteller selbst einen Saz in demselben Complexus von Gedanken durch einen Gegensaz erläutert. Je leichter dieser zu fassen ist, je unzweideutiger, desto erläuternder. Solche Gegensäze sind oft wirksamer zur hermeneutischen Bestimmung, als Analogieen, da der Gegensaz weit schlagender ist als die Analogie und die bloße Differenz. Wir sind dann im Gebiete des Gegenstandes selbst; indem wir das eine sezen und ein anderes ausschließen, bestimmen und verstehen wir jenes durch dieses schär=

fer und genauer. Darin liegt also ein wichtiges hermeneutisches Hülfsmittel. Kann Gegensaz und Analogie in demselben Sprachgebiet und in gleichem oder ähnlichem Gedankencomplexus verbunden werden, so ist die Erläuterung noch bedeutender. Dieß hermeneutische Hülfsmittel gilt aber zunächst nur in Beziehung auf Ausdrücke, die im Zusammenhang des Ganzen ihren wesentlichen Ort haben, die zu Theilen des Gegenstandes gehören. Tritt aber der Fall ein, daß Dunkelheiten entstehen, wenn der Schriftsteller durch Dinge außerhalb seines Gegenstandes diesen erklären will, so bleibt nur übrig, daß ich suche wo von dem an einer fraglichen Stelle nur gelegentlich berührten ex professo die Rede ist, oder wo dasselbe auf analoge Weise gebraucht wird. Man muß dann aber das Verhältniß zwischen dem was hier und was dort erläutert ist genauer bestimmen.

Verfolgen wir den aufgestellten Kanon weiter, so müssen wir, um organisch zu verfahren, in Beziehung auf die Elemente einer Rede, die streitig sein können, zuvörderst Haupt- und Nebengedanken und bloße Darstellungsmittel unterscheiden. Könnten wir diese Klassification überall auf gleiche Weise festhalten, so hätten wir auch überall einen sicheren Anknüpfungspunkt für unser vorläufiges Verfahren, wodurch wir eine allgemeine Übersicht gewonnen haben. Allein hier tritt ein Unterschied ein. Je logischer eine Rede ist, desto mehr tritt darin der Gegensaz von Haupt- und Nebengedanken hervor, und desto mehr ergiebt sich die Gliederung schon aus einer allgemeinen Übersicht. Gehen wir nun damit an das vollständige Verstehen, so kann dabei der Fall häufig eintreten, daß es rathsam ist, die Schwierigkeiten in den Nebengedanken vorerst liegen zu lassen und sich vor allem des Hauptgedankens zu bemächtigen und von diesem aus das Verständniß der Nebengedanken zu construiren. Wo diese logische Analyse statt finden kann, da ist das hermeneutische Verständniß leicht. Allein das ist nicht immer der Fall. Wir haben hermeneutische Aufgaben, wo von jener Operation kein Gebrauch gemacht werden kann. Am meisten entzieht sich

der logischen Analyse die lyrische Poesie. In dieser herrscht eine so freie Gedankenbewegung, daß es schwer hält zu bestimmen, was Haupt- und Nebengedanke und bloßes Darstellungsmittel ist. Dieß hat seinen lezten Grund darin, daß in der lyrischen Poesie, wo es darauf ankommt, die Bewegung des unmittelbaren Selbstbewußtseins auszudrücken, der Gedanke selbst eigentlich nur Darstellungsmittel ist. Sind aber alle Gedanken nur Darstellungsmittel, so verschwindet der relative Gegensaz zwischen Haupt- und Nebengedanken. Ebenso verschwindet dieser Gegensaz nur auf entgegengesezte Weise da, wo alle Gedanken Hauptgedanken sind, d. i. in der streng wissenschaftlich systematischen Darstellung. Hier ist Ein Gedanke die unmittelbare Form des Ganzen, und alles Einzelne integrirender Theil desselben. So haben wir die beiden Endpunkte für unseren Kanon, wo er den geringsten Werth zu haben scheint. Aber sie sind am meisten geeignet, die Anwendbarkeit der Theorie von den entgegengesezten Punkten aus deutlich zu machen.

Die hermeneutische Aufgabe ist bei der lyrischen Poesie besonders schwierig. Der lyrische Dichter ist in vollkommen freier Gedankenbewegung, der Leser aber nicht immer lyrischer Leser, und in dem Grade unvermögend aus seinem eigenen Bewußtsein das lyrische Gedicht nachzuconstruiren. Der aufgestellte hermeneutische Kanon beruht auf der Voraussezung eines gebundenen Gedankenganges, ist also insofern nicht unmittelbar anwendbar auf die lyrische Poesie, weil hier die Ungebundenheit herrscht. Wie ist nun zu verfahren? Die vorläufige Übersicht eines lyrischen Produkts giebt uns zwar keinen Unterschied von Haupt- und Nebengedanken, aber sie hebt doch manches hervor, was uns gewiß wird. Dieß ist aber zunächst das was als Negation des gebundenen Gedankenganges erscheint, d. h. was sich als Sprung und als Wendepunkt darstellt. Dieß führt aber wieder auf das Gebundene zurück, wovon auch die freieste Gedankenbewegung sich nicht ganz frei machen kann. Die organische Form im lyrischen Saze ist wesentliche dieselbe, ebenso die

Art und Weise ihrer Verknüpfung, wie in der gebundenen Darstellung. Nur ist die Verknüpfung loser behandelt. Die Sprachelemente sind dieselben, nur in verschiedenen Verhältnissen. Weil aber die logische Entgegensezung und Unterordnung fehlen, so ist am besten nach empfangenem Eindruck des Ganzen sogleich ins Einzelne zu gehen. Dieß gilt aber nur von der sprachlichen Seite, nicht der psychologischen. Anders bei der systematisch wissenschaftlichen Darstellung. Hier steht alles im Verhältniß der Subordination oder Coordination der einzelnen Theile des Ganzen. Von diesem Verhältnisse bekommen wir durch die Übersicht einen allgemeinen Eindruck und dann kommt es nur darauf an das Verhältniß der Sub- und Coordination im Einzelnen genauer zu bestimmen. Das hat aber keine Schwierigkeit weiter, wenn wir nur die Structur der Schrift wie sie der Verfasser im Sinne hatte richtig fassen. Aber freilich eben hierin kann eine Schwierigkeit liegen. Revolutionen auf dem Gebiete der Naturwissenschaft und der Ethik haben neue Systeme hervorgebracht und alte verworfen. Kommt man nun von der Darstellung eines früheren wissenschaftlichen Systems, nachdem man dieses gefaßt hat, plözlich und ohne Überlegung zu einem andern, neuen, so muß man nach geschehener Sprachconstruction so verfahren, daß man das Einzelne noch unbestimmt läßt bis man das Ganze gefaßt hat. Wollte man gleich Einzelnes im neuen System mit Einzelnem im vorhergehenden vergleichen, so würde man mißverstehen, denn das Verhältniß des Einzelnen ist in jedem Ganzen ein anderes. Giebt es Übergänge, Berührungspunkte zwischen dem alten und neuen, so ist das Verfahren leichter, aber es bleibt doch wesentlich dasselbe, denn die Veränderung beruht auf Thatsachen, die entweder ganz neu sind oder ganz neue Verhältnisse zeigen. Damit werden, wenn das Neue auch anfangs in der bisherigen Sprache mitgetheilt wird, neue Ausdrücke hervorgebracht. Die Aufgabe besteht immer wesentlich darin, die hermeneutische Construction mit Einem Schlage hervorzubringen und das Ganze zusammenzuschauen.

Zwischen den besagten beiden End= und Grenzpunkten, von denen wir den ersteren allgemeiner als Poesie den zweiten als Prosa bezeichnen können, liegen alle verschiedenen Arten der Composition und die dadurch bestimmten Modificationen des hermeneutischen Verfahrens. Der allgemeine hermeneutische Unterschied zwischen Poesie und Prosa ist der, daß dort das Einzelne als solches seinen besonderen Werth haben will, hier das Einzelne nur im Ganzen, in Beziehung auf den Hauptgedanken. Von den dazwischen liegenden Arten der Composition grenzt unter den poetischen die dramatische am meisten an die Prosa und in ihr will alles als Eins und so gewissermaßen auf einmal verstanden werden. Die eigentliche Mitte bildet von der poetischen Seite die epische Poesie. Hier ist immer ein Zusammenwirken mehrerer, aber jeder ist da in seiner Einzelheit. Da haben wir das Gebiet des Hauptgedankens, so wie sich derselbe aber im Einzelnen darstellt entsteht das Gebiet der Nebengedanken, aber um diese herum ist ein allgemeines poetisches Leben und da sind im engeren Sinn die Gedanken Darstellungsmittel. Ebenso giebt es in der Prosa eine Form, welche der lyrischen Poesie am nächsten liegt, die epistolarische. Hier ist das freie Aneinanderreihen der Gedanken, die kein Band weiter haben als das Selbstbewußtsein des Subjects, das bald so bald so erregt wird. Ihr eigentliches Gebiet ist in dem Verhältniß gegenseitiger Bekanntschaft. Wo das nicht ist, oder nur fingirt, da geht der Brief aus seinem Gebiet heraus. Die historische Darstellung bildet wieder die Mitte von der Prosa aus. Hier sind die Hauptgedanken Theile der Darstellung, die dem Factum was dargestellt werden soll wesentlich sind. Säze welche sich während jenes dargestellt wird darbieten sind Nebengedanken und Darstellungsmittel. Das didaktische kann sich dem strengsystematischen nähern, aber wenn die Darstellung rhetorisch wird läßt es eine Fülle von Nebengedanken und Darstellungsmitteln zu.

Die Frage aber auf die es hier zunächst ankam war die, wie weit, wo solche Unterschiede und Abstufungen stattfinden, das her=

meneutische Verfahren nach dem aufgestellten Kanon verschieden sein muß. Hier tritt nun nach dem bisherigen folgende Regel ein: Von allem was mit zu dem Hauptgedanken eines Gedankencomplexus gehört, ist vorauszusezen, daß es in derselben Bedeutung gebraucht wird so lange derselbe Zusammenhang fortbesteht. Dieß gilt aber nicht von dem was nur Darstellungsmittel ist. Dieß kann in verschiedenen Stellen verschiedenen Localwerth haben. Parenthesen heben den Zusammenhang und seine Identität nicht auf. Sie sind eben nur Unterbrechungen, nach denen sich der noch nicht geschlossene Zusammenhang wieder herstellt. Weshalb auch bei den Alten Anfang und Ende der Parenthesen sich gleichsam verlieren und unmerklich sind. Nur da, wo ein von dem Verfasser beabsichtigter wirklicher Schluß ist, ist der Zusammenhang gelös't und damit das Gebiet begrenzt, in welchem die Bestimmung eines unbestimmten Ausdrucks zunächst zu suchen ist. Liegt aber in dem so geschlossenen Zusammenhang keine hinreichende Indication für die Bestimmung eines fraglichen Localwerthes, so kann man, wenn sich irgendwo anders, wenn auch bei einem andern Schriftsteller, aber in demselben Sprachgebiete derselbe Gedankencomplexus findet, diesen als Ergänzung gebrauchen. Bei dem Gebrauch solcher Ergänzungen oder Erklärungsmittel ist aber sorgfältig der Grad der Verwandtschaft zu berücksichtigen, denn darnach richtet sich das größere oder geringere Recht und die größere oder geringere Sicherheit des Gebrauchs. Liegt die Schwierigkeit nicht in dem Hauptgedanken, sondern in dem Nebengedanken, so muß die Bestimmung des Localwerthes des Ausdrucks da gesucht werden, wo der Nebengedanke als Hauptgedanke erscheint, aber um sicher zu sein nicht an einer einzelnen Stelle, sondern an mehreren. Diese Regel hat ihren Grund darin, daß, je mehr ein Ausdruck Nebengedanke ist, desto weniger vorauszusezen ist, daß er in seiner ganzen Bestimmtheit genommen ist. Dieß hat einen psychologischen Grund. Bei dem Verfassen einer Schrift ist der Schriftsteller von Vorstellungen begleitet, die sich ihm neben dem Hauptgedan-

ken mehr oder weniger stark aufdrängen. Diese Begleitung von Vorstellungen ist durch die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers bedingt und so hängt davon auch ab, wie Nebengedanken in den Zusammenhang hineinkommen. Je mehr diese Eigenthümlichkeit bekannt ist, desto leichter wird es aus dem bekannten Gesammtwerthe eines Ausdrucks den Localwerth desselben als Nebengedanke auszumitteln. Es kann ein Schriftsteller wohl seine Hauptgedanken klar und bestimmt geben, aber mit den Nebengedanken ist er nicht genau, weil die begleitenden Vorstellungen in seinem gewöhnlichen Leben zu keiner vollen Bestimmtheit gelangen, sondern Andeutungen bleiben; so kann und will er auch dem Ausdruck keine größere Bestimmtheit geben, als die Vorstellung hat. Bei manchen Schriftstellern stehen die Nebengedanken in einer objectiven Verwandtschaft mit dem Hauptgedanken. So bei denen, die logisch zu verfahren gewohnt sind. Überhaupt je logischer jemand denkt und schreibt, desto mehr treten die Nebengedanken zurück. Je unlogischer aber, desto leichter kann das fremdartigste, fernste, wenn nur einige Analogie stattfindet, erwartet werden. Man wird also bei den logischen Schriftstellern genöthigt, die Nebengedanken in Beziehung auf die Hauptgedanken genauer zu fassen, während man bei den andern, je fremdartiger die Nebengedanken sind, desto weniger Ursach hat, es damit genau zu nehmen. Aus dem allen aber folgt, daß hier die hermeneutische Operation auf die psychologische Seite hinübergreift. — Hat die Art wie ein Sprachelement in einem Nebengedanken gebraucht wird, etwas constantes, wovon das Maximum die solennen Ausdrücke sind, so ist um so weniger Schwierigkeit und um so mehr Sicherheit. Je weniger ein Gegenstand schon in der allgemeinen Vorstellung fixirt ist, desto weniger sind solenne Ausdrücke zu erwarten. Dabei aber ist zu beachten, je allgemeiner ein solenner Ausdruck geworden ist, desto mehr verliert er an Interesse, desto leichter geht man darüber hinweg. So veralten solenne Formeln und verlieren den Werth. Versirt ein Schriftsteller in solchen veralteten solennen Formeln, so wird er altmo-

disch. Hier tritt also ein verschiedener Werth hervor und in Beziehung darauf folgende Regel: Je häufiger in gewissen Combinationen ein Nebengedanke und sein Ausdruck vorkommt, desto größer ist die Sicherheit und Leichtigkeit des Verständnisses; je mehr aber diese wächst, nimmt der Werth der Ausdrücke ab. Deshalb ist eine richtige Abschäzung des jedesmaligen Werthes nothwendig. — Die obengegebene Regel für die Auffindung der Localwerthe der Nebengedanken, nemlich zu vergleichen, wo dieselben als Hauptgedanken vorkommen, wo sie ihren eigentlichen Ort haben, ist nur da anwendbar, wo die Nebengedanken in einer gewissen Klarheit und leicht hervortreten, nicht aber da, wo sie an der Grenze des klaren Bewußtseins stehen und ins Verworrene hineinstreifen. In diesem lezteren Falle ist ein indirectes Verfahren nothwendig. Man muß nemlich fragen, in welcher Richtung hat wohl der beigebrachte Nebengedanke zur Wirkung des Ganzen beitragen können? Hat man das gefunden so kann man die obige Regel anwenden und sagen, aus dem oder jenem parallelen Complexus heraus hat der Verfasser den Nebengedanken mit seinem Ausdruck herausgenommen und in dem bestimmten Sinn gebraucht.

Dieß führt zu einer genaueren Betrachtung der für die hermeneutische Operation so wichtigen Verwandtschaftsverhältnisse der Begriffe und ihrer Bezeichnungen. Wir unterscheiden die sprachliche und die logische Verwandtschaft. Die erstere ist zwiefacher Art einmal die zwischen Stammwörtern und abgeleiteten, sodann die Collateralverwandtschaft zwischen den abgeleiteten Wörtern desselbigen Stammes. Ist der Stamm sicher und die Ableitungsform bekannt, so ist das Verfahren das eines Calcüls; denn wir haben im Stamm das allen Gemeinsame, die Einheit, und in den Ableitungsformen das Gesez der Differenzen. Läßt sich der Stamm zu einer gegebenen Sippschaft nicht finden, es sind aber abgeleitete Wörter eines anderen Stammwortes gegeben, dessen Sprachgebrauch ich dem fraglichen ähnlich weiß, so kann ich auch diese als erläuternde Verwandtschaft gebrauchen.

Allerdings scheint das ein bestimmtes Verhältniß vorauszusezen. Finde ich für den Gebrauch eines Stammwortes in dem Sprachgebiet wo es zu suchen ist keine Analogie, und ist das Stammwort nicht gebraucht wie sein Abgeleitetes, so ist in Beziehung auf die Differenz der Zeit ein Archaismus anzunehmen, in Beziehung auf den Ort ein Provinzialismus oder Idiotismus. Viel weiter ist der Gebrauch der Collateralverwandtschaft.

Bei den logischen Verwandtschaften müssen wir zurückgehen auf den Gegensaz zwischen allgemeinen und besonderen Vorstellungen. Wörter die Begriffe bezeichnen, welche von demselben höheren Begriffe abgeleitet und einander coordinirt sind, sind verwandt. Das sezt eine Bildungsform der Vorstellungen durch Entgegensezung aus einem Gemeinsamen voraus. So entsteht, wenn auf das zum Grunde liegende Princip der Entgegensezung zurückgegangen wird, die Erklärung aus Entgegengeseztem. Wenn ein Ausdruck, den ich nur als allgemeine Vorstellung zu halten weiß wo er steht, mir dunkel ist, d. h. nicht auf alle ihm coordinirten, mit ihm aus Einem höheren Begriffe abgeleiteten führt, so kann ich nur zum Verständniß gelangen, wenn ich alle Vorstellungen, die durch Theilung und Entgegensezung entstanden sind, vor Augen habe, denn damit habe ich dann das Getheilte selbst. Der Complexus aller Theile wird das Getheilte selbst und die vollständige Formel für die Grundeintheilung enthalten müssen. Damit kommt man aber oft in Verlegenheit. Fehlt die Erklärung eines allgemeinen Ausdrucks, so ist das dasselbe, als wenn es eine hermeneutische Aufgabe für einzelne Fälle wäre. — Man ist z. B. über die bestimmte Grenze zwischen Animalischem und Vegetabilischem noch nicht einig. Kommt nun in einem Schriftsteller das Wort Thier vor eben in der Grenzregion zwischen Thierischem und Vegetabilischem, so ist der Ausdruck ohne eine bestimmte allgemeine Erklärung dunkel. Fehlt diese Erklärung und ich soll sie suchen, so kann ich sie nur finden, wenn ich alles was den Ausdruck erschöpft in einem logischen Complexus vor mir habe. Daraus aber ergiebt sich, daß sich nicht alles aus dem

Entgegengesezten leisten läßt, so bald nemlich, wie in dem angegebenen Falle die Grenze, das Prinzip des Gegensazes, nicht vollkommen bestimmt ist. Dies führt darauf, ob nicht auch eine andere Verwandtschaft Statt finde, als die durch Gegensaz? Allerdings! Es giebt Verwandtschaften, welche durch Differenzen (Unterschiede) bestimmt sind, die keine Gegensäze sind, keine ausschließenden. Besteht z. B. kein reiner Gegensaz zwischen Thier und Pflanze, und müssen wir sagen, beide seien Formen des Lebens durch unmittelbaren Übergang verbunden, so werden wir wohl eine Menge Differenzen wahrnehmen, die zwar auf bestimmte Gegensäze führen, aber rein quantitative. So giebt es Gebiete wo der qualitative Gegensaz unter den Vorstellungen dominirt, und solche wo die Übergänge (quantitative Differenzen). Auf dem Farbengebiete z. B. haben wir wol gewisse Gegensäze, aber sie werden von dem Übergange beherrscht; wenn wir auch bestimmte Ausdrücke haben für das, was in die Mitte fällt, es giebt immer Farben, die an der Grenze dem einen und dem andern Gebiete zugeschrieben werden können. Je unmittelbarer der Übergang ist, desto größer ist die Verwandtschaft. Diese Art der Verwandtschaft ist schwerer zu behandeln, als die, welche durch reinen Gegensaz entsteht. Es kommt nemlich dabei in Betracht, daß, wie es eine verschiedene Art zu sehen giebt, so auch eine Verschiedenheit der Vorstellung von einem und demselben Object. Wo eine solche Verschiedenheit stattfindet, da muß sie bei der Erklärung eines Ausdrucks aus der Verwandtschaft immer berücksichtigt werden. Dieß hängt mit unserem Princip zusammen, daß alles Einzelne nur aus dem Ganzen zu verstehen ist. Alle Vorstellungen die in einem Complexus durch Gegensäze verbunden sind bilden ein Ganzes; aber ebenso jeder Complexus von Übergängen. Soll dabei Einzelnes aus der Verbindung mit einem andern Schriftsteller erklärt werden, so muß zuvor Gewißheit sein, daß der andere dieselbe Art zu sehen, dieselbe Art des Vorstellens habe.

Betrachten wir in dieser Hinsicht die verschiedenen Charaktere der Sprachelemente, so werden wir, die Sache im Großen ange-

sehen, finden, daß das Hauptwort die Region ist, worin der Gegensaz dominirt, das Zeitwort die Region, worin die Übergänge. Denn das Hauptwort schließt alle mir vorkommenden bestimmten Formen des Seins, die Natur oder die Kunst mag sie hervorgebracht haben, in sich. Jene sind aber der beiweitem größte Theil dieser Region. Die Verba Thätigkeiten bezeichnend haben schon dadurch ihre Richtung auf die Übergänge, also auf Differenzen die keine Gegensäze sind. Hier nur im Allgemeinen die Regel, daß viel größere Vorsicht nöthig ist bei Erklärung eines Wortes aus bloßer Differenz, als aus reiner Entgegensezung, denn hier haben wir es mit objectiv bestimmtem zu thun, womit zusammenhängt, daß die Bezeichnung des Entgegengesezten in der Sprache viel fester steht.

Aber die obige Beziehung der verschiedenen Regionen des Haupt- und Zeitworts gilt nur im Großen, denn wir finden, daß bald Zeitwörter von Hauptwörtern, bald diese von jenen abgeleitet werden. Sind nun dieß die beiden Hauptrichtungen in der Entwicklung des Vorstellungsvermögens, so folgt, daß die Auslegung sicherer ist, wo die Sprache in ihrer Hauptform die Vorstellung rein erschöpft; dann wird die Sprache selbst die Indication auf das eine und andere sein; je nachdem sie aber schwankt, muß auch die Auslegung schwanken. Im Hebräischen z. B., wo allgemein die Voraussezung gilt, daß alle Stammwörter Zeitwörter seien und alle Nomina abgeleitet, wird die Auslegung eben wegen dieser einfachen Richtung der Sprache in diesem Stücke ungemein erleichtert. Wo aber beide Richtungen in der Sprachbildung sind, da fehlt auch die bestimmte Indication in der Sprache selbst, und muß ein großer Reichthum von Erklärungsmitteln gegeben sein, um sicher verfahren zu können. Hat man nun alle Ausdrücke beisammen, die zusammen ein Ganzes bilden, die aber durch Modificationen, welche sich immer auf einen gewissen Gegensaz bringen lassen, verschieden sind, kann man sie dann auf eine gewisse Weise ordnen und den Werth derselben zu einander bestimmen, und kann man dann auch sagen, in dem

Sprachgebiete in welchem man zu thun hat, kommen alle Ausdrücke vor und der Schriftsteller gebraucht sie alle, so kann man den Localwerth aus dem Schriftsteller selbst bestimmen. Ist aber die Schreibweise anderer Art, so ist der Kreis der in der Schrift selbst gegebenen Erklärungsmomente enger und man muß darüber hinausgehen.

Was nun die Gedanken betrifft, welche in einem gegebenen Complexus nur Darstellungsmittel sind, so ist zuerst alles ins Auge zu fassen, was im Allgemeinen durch den Ausdruck Vergleichung bezeichnet wird. Darin liegt, daß eine Vorstellung aus einem andern Gebiete gebraucht wird, um eine in dem bestimmten Complexus liegende ins Licht zu stellen. So ist sie dem Complexus an sich fremd, nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur in Beziehung auf das Verglichene. Dieß kann man aufs engste und weiteste denken. Jede durchgeführte Allegorie ist ein solches Darstellungsmittel, obwohl sie selbst wieder ein ganzer Complexus von Vorstellungen ist. Es gehört dahin aber alles, was wir Parallele, Gleichniß nennen, ja weiter noch alles Erläuternde, also auch das Beispiel, sofern es als Einzelnes nicht für sich ist, sondern nur zur Erläuterung des Allgemeinen. Wiederum kann bei den Historikern das Allgemeine, eine Maxime, Darstellungsmittel sein, wodurch angegeben wird, aus welchem bestimmten Gesichtspunkt das Einzelne was erzählt wird zu betrachten sei. Wollte man solche Maximen zur Charakteristik des Historikers zusammenstellen, so würde man Unrecht thun.

Das engste von solchen Darstellungsmitteln ist der bildliche Ausdruck, wo der Inhalt des Sprachelements ein fremdes ist, wenn wir es im unmittelbaren Sprachwerth nehmen. Aber häufig will der Redende gar nicht einmal, daß ein solcher Ausdruck in seinem eigentlichen Sprachwerth gedacht werde. Es fixiren sich dergleichen Ausdrücke oft in der Sprache, so daß ihr eigentlicher Werth gar nicht mehr mit gedacht wird.

Dieß ist der ganze Umfang der Darstellungsmittel, der all-

gemeine Typus ist die Vergleichung, die beiden Endpunkte die ausgeführte Allegorie und der einfache bildliche Ausdruck.

Ist nun ein solcher Ausdruck im Zusammenhange nicht unmittelbar klar, sondern vieldeutig, so entsteht eine hermeneutische Aufgabe, wobei wir mehrere Fälle zu unterscheiden haben.

Was zuerst den Fall betrifft, wo bei solchen bildlichen Ausdrücken ihr eigentlicher Sprachwerth nicht mitgedacht werden soll, so ergiebt sich wol unmittelbar, daß der obige Kanon zur Bestimmung der Nebengedanken (nemlich aus den Stellen, wo dieselben als Hauptgedanken erscheinen) hier nicht angewendet werden kann. Denn, wenn der eigentliche Sprachwerth nicht mitgedacht werden soll, so kann ich den bildlichen aus diesem nicht erklären. Nun aber giebt es solenne bildliche Ausdrücke. Gewisse Gegenstände haben gewisse Complexe von bildlichen Ausdrücken, durch welche dieselben in gewisser Beziehung dargestellt werden. Diese streifen an die eigentlichen Ausdrücke an, sind aber von ihrem eigenthümlichen Sprachwerth so entfernt, daß sie von hier aus in ihrem Verhältnisse zu dem, was sie erläutern sollen, nicht verstanden werden können. Man spricht z. B. bei einem Gemälde vom Tone, was aus der Musik, von Motifen, was aus der Poesie genommen ist, und das ist wechselseitig. Wo nun solche Verwandtschaft eintritt, da liegt der Erklärungsgrund im Identischen, wie eben dieß die Ursach ist. Aber das ist gerade das Gebiet, wo die hermeneutische Operation am schwersten ist. Musik, Malerei, Poesie sind als Künste verwandt. Rede ich in der Poesie von Farbe, in der Malerei vom Ton, so ist der Ausdruck für die verschiedenen Künste derselbe. Aber der Sprachgebrauch hat sich anders gestellt, für ihn ist der Ton nur Element der Musik, nicht der Malerei. Es mußte also der Ausdruck erst eine Erweiterung erfahren, ehe er auf ein fremdes Gebiet übertragen werden konnte. Es mögen solche Ausdrücke oft gebraucht werden, ohne daß der Gedanke recht zur Klarheit gekommen. Aber wo solche Übertragungen stattfinden, muß die Vergleichung auf einer Verwandtschaft beruhen, einer nachweislichen, denn sonst wären die bildlichen

Ausdrücke völlig willkührlich und wir könnten sie nicht verstehen. Um von hier aus das ganze Gebiet übersehen zu können, unterscheiden wir zwei Punkte. Erstlich, es giebt unter verschiedenen Complexen von Vorstellungen so genaue Verwandtschaften, daß das eine sich von selbst darbietet, um als Darstellungsmittel für das andere zu dienen. Zweitens aber es giebt Vergleichungen, die auf den ersten Anblick willkührlich erscheinen, also nur auf zufälligen Beziehungen, nicht wesentlicher Verwandtschaft beruhen. Diese lezte Art wird nie so allgemeine Gültigkeit erlangen, aber unbedingt verwerflich ist sie nicht. Nur Übermaaß werde vermieden! Kommt diese Art sparsam vor und wird dann dem Leser erleichtert, so macht sie Effekt und die Rede wird prägnant. Es kann aber oft vorkommen, daß wir eine Vergleichung, die auf innerer Verwandtschaft beruht, für eine von der entgegengesezten Art halten, weil die innere Verwandtschaft uns nicht bekannt ist. So entstehen hermeneutische Verwirrungen, die auf falscher Schäzung beruhen. Da tritt die Nothwendigkeit des psychologischen Elements ein. Man muß den Schriftsteller, die Art und Weise seines Verfahrens, seiner Gedankenproduktion kennen, um zu wissen, ob er gern oder ungern willkührliches gebraucht. Im lezteren Falle wird man immer innere Verwandtschaft als Grund der Vergleichung voraussezen. Bei willkührlichen Vergleichungen, die solenn werden können, muß doch auch irgend ein Gemeinsames, worauf die Zusammenstellung beruht, vorausgesezt werden; es wird, wenn auch keine innere Verwandtschaft, so doch eine Parallele vorhanden sein, die indeß ein Zufälliges betreffen kann. Die Hauptaufgabe ist, den Vergleichungspunkt zu finden und so die Vergleichung selbst zu construiren. Je nachdem was aus einem Complexus von Vorstellungen zur Erläuterung gebraucht wird, fern oder nahe liegt, ist die Aufgabe schwer oder leicht. Es kommt darauf an mit dem eigentlichen Gehalte eines bildlichen Ausdrucks so weit bekannt zu sein, daß sich das punctum saliens der Vergleichung daraus ergiebt. Die gewöhnlichen lexikalischen Hülfsmittel reichen da nicht aus. Die Lexika können den bildlichen Gebrauch der einzelnen

Sprachelemente nur nachweisen bei technischen und solchen solennen Ausdrücken, welche auf gewisse Weise in den Sprachgebrauch übergegangen sind. Man muß sich zu den Hülfsmitteln wenden, wo man den Gegenstand selbst in seinem ganzen Zusammenhange erläutert findet: daraus muß man die Kenntniß desselben so ergänzen, daß der Vergleichungspunkt uns nicht entgehen kann. Überhaupt reicht zum Verstehen der Ausdrücke, die bloß Darstellungsmittel sind, die Sprachkenntniß allein nicht aus, sondern nur in Verbindung mit den reichsten Realkenntnissen. Wir unterscheiden die beiden Fälle: Je mehr eine Vergleichung, auf innerer Verwandtschaft beruhend, sich den solennen Ausdrücken nähert, die in der Sprache eingewurzelt sind, desto leichter ist das Verstehen. Je mehr aber das Gegentheil, je mehr willkührliche Zusammenstellung, desto schwieriger. Aber auch die willkührlichen Zusammenstellungen müssen, wenn sie Wahrheit haben sollen, auf einer objectiven Analogie beruhen, und sich darauf zurückführen lassen. Man unterscheide dabei, ob eine solche Vergleichung gebraucht wird, um den Zusammenhang zu constituiren oder bloß als Verzierung. Der erstere Fall ist offenbar der schwierigere, zumal wenn die Analogie versteckt ist, wie z. B. bei Hamann.

Die solennen Vergleichungen beruhen auf Parallelen, die in der Construction des Denkens, wie sie in die Sprache übergegangen ist, gegeben sind. Eine der gewöhnlichsten, die beinahe schon in den eigentlichen Sprachgebrauch übergegangen ist, ist die Parallele zwischen Raum und Zeit. Hier ist die Reduction natürlich und leicht. Bedeutender ist, daß materielle Veränderungen, Verhältnisse durch geistige erläutert werden und umgekehrt. Überwiegend ist das leztere. Daran hängt sich leicht die Meinung, daß in der Sprache eigentlich keine geistigen Ausdrücke vorhanden gewesen. Dieß kann freilich so allgemein nicht zugegeben werden, aber für eine gewisse Bildungsstufe ist's unumgänglich, daß Geistiges durch Sinnliches vergleichungsweise erläutert wird. Das umgekehrte ist seltener, aber z. B. Klopstock hat auf ausgezeichnete Weise Gebrauch davon gemacht. Solche Parallelen aber be=

ruhen auf dem feststehenden Grundparallelismus zwischen dem Gebiete der Ethik und dem Gebiet der Physik. Hierauf gehen am Ende alle eigentlichen Vergleichungen wenn auch oft auf untergeordnete Weise zurück. Dieß ist ihr allgemeiner Grund. Aber sie werden besonders bestimmt durch die Denkweise des Zeitalters, der Nation und der besondern Region, wozu der Schriftsteller gehört, endlich durch die Verschiedenheit der individuellen Ansicht. In diese muß man sich daher versezen, um eine gegebene Vergleichung zu verstehen.

So viel über unseren hermeneutischen Kanon in Beziehung auf das materielle Sprachelement.

Wenden wir nun dieß auf das N. Testam. an, so kann das besondere, was dabei zu bemerken ist, nur bestimmt werden durch die besondere Gattung, wozu die neutest. Schriftsteller gehören und durch die Stufe, auf der dieselben in ihrer Gattung stehen.

Wir haben im N. T. wesentlich mit zwei Hauptformen zu thun, der historischen und didaktischen. Leztere entweder in der Form brieflicher Mittheilung oder in der freien mündlichen Rede (die Reden Jesu und der Apostel). Die Apokalypse liegt außer dieser Eintheilung und ist besonders zu betrachten.

Die briefliche Form gestattet die freiesten Combinationen und Übergänge von einem zum andern. Somit enthält sie keine so vollkommenen Gliederungen, wie andere Formen. Allerdings sind die neutest. Schriftsteller in dieser Beziehung sehr ungleich. Der Brief an die Hebräer hat nur sehr untergeordnet den Charakter eines Briefes, er stellt sich, obwohl er den Briefcharakter nie ganz verläßt, mehr als eine Rede dar, daher er auch eine bestimmtere Gliederung hat. Ähnliches gilt von dem Briefe an die Römer. — Hier ist nun leicht zu bestimmen, wie weit die Identität des Zusammenhanges geht. Selbst in den Briefen, die Briefe im engeren Sinne sind, ist der Gedankengang oft sehr bestimmt, wenn die Apostel sich den Gedankengang ihrer Leser bestimmt vorstellten. Oft aber schrieben sie auch mit der Freiheit des vertraulichen Verkehrs. Dann

ist schwerer zu bestimmen, ob eine nähere oder entferntere Stelle in demselben Briefe zu demselben Zusammenhange gehört. Denn haben wir auch vielleicht einen bestimmten Endpunkt eines Zusammenhanges, so gestattet die Briefform doch nach kurzer Unterbrechung einen Rückgang zu jenem, der gar nicht ausführlich und bestimmt bezeichnet zu sein braucht. Der Fall tritt leicht ein, daß eine Stelle in Form einer Anspielung Rückgang zum Vorigen ist. Das muß nun genau nachgewiesen werden. Denn wenn ich nach einer Stelle, in welcher sich ein dunkler Ausdruck findet, getrennt davon eine Stelle finde, worin derselbe Ausdruck vorkommt, ich habe aber aus der allgemeinen Übersicht das Bewußtsein, daß diese Stelle eine ganz andere sei, so darf ich auch den Ausdruck hier nicht gebrauchen zur Erklärung dort. Habe ich hingegen aus der allgemeinen Übersicht die Erinnerung, der Schriftsteller sei noch in demselben Zusammenhange begriffen, so kann ich auch alles in ihm vorkommende zur Erklärung gebrauchen. Ja selbst wenn der Zusammenhang abgebrochen ist und es folgt ein Anderes, dann aber eine Stelle, in der zwar das mannigfaltigste denselben Ausdruck umgiebt aber mit dem Vorigen übereinstimmend, so kann ich den Ausdruck zur Erklärung gebrauchen. Die Erinnerung aus der allgemeinen Übersicht schließt die nachmalige Prüfung nicht aus, ob der Gedankengang derselbe bleibe. Vor allem aber kehre man sich nicht an die bestehende Kapiteleintheilung, sie führt leicht irre. Da man sich aber des Eindrucks nicht immer erwehren kann, den die Abtheilung macht, daß man nemlich ein Anderes erwartet, so sind zum unmittelbaren Gebrauch die Ausgaben besser, die jene Kapiteleintheilung nicht haben.

Was die historischen Schriften betrifft, so ist hier ein ganz eigener Grund, weshalb die Identität des Zusammenhanges so schwierig ist zu bestimmen, nemlich der, daß bei den meisten überwiegend wahrscheinlich ist, daß sie Zusammenstellungen von früher einzeln oder in andern Verbindungen vorhanden gewesenen Fragmenten seien. Das gilt am meisten von den Schriften des Matthäus und Lukas, weniger von Markus, aber gar nicht auf die-

selbe Weise von dem Evangelium des Johannes. So entsteht bei jenen die Besorgniß, daß zusammengehörige historische Momente getrennt sind an verschiedenen Stellen, und wiederum daß verschiedene Elemente zusammengestellt sind. Da ist dann möglich, daß eine Stelle, die wir zur Erklärung einer andern gebrauchen, gar nicht von demselben Referenten herrührt, also auch aus einem ganz andern Sprachgebiete. Selbst Theile desselben Zusammenhangs können aus verschiedenen Schriftstellern entnommen sein. Matth. 13. z. B. folgen hintereinander mehrere Gleichnisse über die βασιλεία τ. θεοῦ, von denen jedes etwas anderes von dem Gegenstande hervorhebt. Wahrscheinlich sind diese Gleichnisse zu verschiedenen Zeiten vorgetragen und hier nur zusammengestellt. Hier ist nun zwar der Hauptbegriff, als feststehender, derselbe, aber untergeordnete Begriffe, die zu dem Hauptbegriff in keiner festen Beziehung stehen, könnten in verschiedenen Gleichnissen verschieden gebraucht sein. Dieß ist genau zu untersuchen, und dabei überhaupt große Vorsicht nöthig. Stellen, die nicht erweislich demselben unmittelbaren Complexus, demselben historischen Fragment angehören, müssen vorsichtig als Stellen verwandter Schriftsteller, die denselben Gegenstand behandeln, betrachtet werden. Dieser Kanon entscheidet die streitige Frage über die Composition der Evangelien nicht, aber unter den gegebenen Umständen ist er nothwendige Sicherheitsmaßregel, die vor falschen Resultaten bewahrt. Wenn die Stellen wirklich demselben Verfasser angehören, werden sich auch davon Indicien genug darbieten.

Nicht alles in den historischen Schriften ist historisch, manches didaktisch. Dabei entsteht die Frage, ob dieß in historischen und brieflichen Schriften verschieden sei. Der Unterschied kann nicht groß sein. Denn die mündliche Rede, wie sie in den neutest. Schriften vorkommt, hat dieselbe Freiheit, wie der Brief.

Was die Parallelen im eigentlichen Sinn betrifft, so entsteht die Frage, wiefern in dieser Beziehung das N. T. Ein Ganzes ist und wie sich die verschiedenen Schriftsteller zu einander verhalten? Dieß führt auf die Frage über die Inspiration. Aus

dem oben gesagten aber folgt, daß auch das was bestimmt als inspirirt hervortritt auf die hermeneutische Operation von keinem wesentlichen Einfluß ist. Aber das ist hier die Frage, wie sich die Einheit und die Differenz des N. T. zu einander verhalten? Jede Sammlung, Verbindung mehrerer Schriften sezt Identisches voraus. Diese Identität könnte zunächst die des Verfassers sein. Betreffen dann die einzelnen Schriften verschiedene Gegenstände, so haben sie keine engere Verwandtschaft weiter, als daß sie von einem und demselben Verfasser sind. Die Zusammenstellung ist dann nur eine äußerliche, und die hermeneutische Aufgabe bloß auf das Eigenthümliche des Sprachausdrucks des Verfassers gerichtet. Werden Schriften Eines Verfassers über denselben Gegenstand gesammelt, so fragt sich, ob die Verwandtschaft so groß ist, daß wir die verschiedenen Schriften ebenso zur Erklärung anwenden können, als wäre alles Eine Schrift? Die Frage ist nur beschränkt zu bejahen. Jeder ist in seinen Vorstellungen der Veränderung unterworfen. Ist ein Gegensaz zwischen Früherem und Späterem im Bewußtsein des Schriftstellers selbst, so muß der Schriftsteller Rechenschaft davon geben und die hermeneutische Operation ist dann nicht schwer. Ist aber die Veränderung auf relativ unbewußte Weise vor sich gegangen, so fehlt es an Indikationen. Kennen wir in diesem Falle die Abfassungszeit der einzelnen Schriften und die Entwicklungsgeschichte des Verfassers, so ist nicht schwierig zu sondern was zu der einen oder andern Periode seines Gedankenzustandes gehört. Im entgegengesezten Falle aber ist das Vorkommen desselben Ausdrucks in derselben Verbindung kein Beweis der Identität des Lokalwerthes, denn die Beziehungen ändern sich mit den Vorstellungen. Wir müssen also zuvor versichert sein, daß die Vorstellungen dieselben sind. So kommen wir wieder auf den allgemeinen Kanon zurück, daß das Einzelne nur aus dem Ganzen zu erklären sei. Hier tritt nun wieder das Hülfsmittel der vorläufigen Übersicht ein. Daraus läßt sich ein Urtheil gewinnen, ob der Verfasser sich in seinen Vorstellungen gleichgeblieben. Darnach richtet sich denn das Verständniß des Einzelnen. Aber freilich erst

nach vollendetem Verständniß des Einzelnen kann ich mit voller Sicherheit sagen, die Vorstellung sei dieselbe geblieben. Darin liegt eine Schwierigkeit, die nur approximativ gelöst werden kann, indem man was man gewonnen hat nur provisorisch annimmt und noch nicht völlig feststellt.

Der Fall solcher Sammlungen von Schriften und Reden desselben Verfassers ist mehrmal im N. T.

Wie aber, wenn Schriften verschiedener Verfasser über denselben Gegenstand zusammengestellt werden, was für einen Werth haben diese für einander?

Es giebt Fälle, wo Schriften von Verfassern entgegengesezter Meinung, die sich auf einander beziehen, also Streitschriften, zusammengestellt werden. Dieß eigenthümliche Verhältniß ist nach dem zu behandeln, was über das Verfahren der Entgegensezung gesagt ist. Aber selbst in diesem Falle ist immer etwas Identisches, Gemeinsames. Man streitet nicht, wenn nicht Gemeinsames vorausgesezt wird. Dieß ergiebt sich aus der Übersicht, woraus man auch sieht, wo der Streit Mißverständniß ist, wo die Streitenden uneinig scheinen, nicht aber sind. Für dieß Gemeinsame kann der eine aus dem andern erklärt werden, wie das Entgegengesezte aus der Form des Gegensazes.

Werden Schriften verschiedener Verfasser über denselben Gegenstand zusammengestellt, die nichts von einander gewußt haben, so ist auch ungewiß was unter ihnen Differentes ist, und so kann es auch sein, daß selbst die Bezeichnung der Hauptvorstellungen nicht denselben Werth hat. Um hierüber gewiß zu werden, muß man sich die Hauptbegriffe, also die Hauptwörter und die Zeitwörter, welche in der Darstellung wesentliche Momente sind, und die verschiedenen Nebenbestimmungen, mit denen diese Momente bei dem einen oder andern vorkommen, herausziehen und zusammenstellen. Daraus muß sich denn ergeben, wiefern die Hauptgedanken und ihre Bezeichnungen dieselben sind. Ohne solche Analyse

sich auf Vergleichung einzelner Stellen einzulassen, würde nur Ungefähres geben.

Dieser Fall ist der des N. Testaments. Die neutestamentischen Schriftsteller haben wenig von einander gewußt. Nimmt man 2. Petri 3, 15 und 16. und etwa Gal. 2, 11 ff. aus, so ist kein Fall, wo der eine sich auf den andern bezogen hätte. Auch wissen wir sonst wenig von der Kenntniß, die sie von einander gehabt haben. Da ist nun große Vorsicht nöthig und deshalb die vorherbezeichnete vorgängige Analyse unerläßlich, also eine vollständige Zusammenstellung der Ausdrücke sämmtlicher christlichen Vorstellungen im N. T. in ihren verschiedenen Formen, sowol der wesentlichen Subject- und Prädicatwörter, als der wesentlichen Nebenbestimmungen. Nur so kann man sehen, ob der Cyklus von Gebrauchsweisen bei verschiedenen Schriftstellern und in verschiedenen Schriften derselbe ist oder nicht. Darnach bestimmt sich auch der Gebrauch der Parallelstellen.

Unbedachtes Verfahren ist hier um so gefährlicher da wir alle vor der wissenschaftlichen Behandlung schon Kenntniß des N. T. haben, aber aus dem gemeinsamen kirchlichen Leben, aus Übersezungen, aus dem anwendenden Gebrauch der Stellen außer ihrem Zusammenhange leicht Vorstellungen mitbringen, die an dem wahren Verständniß hindern. Diese Schwierigkeiten fielen weg, wenn wir das N. T. als etwas ganz Neues anfingen auszulegen. Das geht nun freilich nicht. Aber um so mehr muß man darnach streben, so vorsichtig und unbefangen als möglich zu Werke zu gehen, und in jedem einzelnen Falle genau zusehen, wie es mit der Verwandtschaft paralleler Stellen steht. Die neutestam. Schriftsteller schließen in dieser Beziehung viele Differenzen in sich; sie gebrauchen Ausdrücke in sehr verschiedenem Localwerthe, und andere die auf gewisse Gebrauchsweisen beschränkt sind. Ohne hier die Totalität im Auge zu haben, werden wir Irrthümer nicht vermeiden.

Will man sich den allgemeinen Kanon in specielle Regeln auflösen, so stößt man auf die bedeutende Schwierigkeit, daß das

Urtheil über die Identität der Verfasser neutestam. Schriften oft sehr schwankt. So wird die Auslegung des Briefes an die Hebräer verschieden sein, je nachdem man ihn für einen Brief des Paulus hält oder nicht. Ebenso schwankt das Urtheil, ob die drei Johanneischen Briefe von Einem Verfasser sind oder nicht, und bei den Petrinischen ist derselbe Fall.

Eine eigenthümliche Schwierigkeit haftet übrigens an den didaktischen Stellen, (Reden) in den historischen Schriften, denn hier tritt ein combinirtes Verfahren ein.

Der günstige Fall für die Auslegung, daß nemlich Prädicat und Subject einander bestimmen, tritt im N. T. oft nicht ein. So ist um so nothwendiger, sich bei der Lesung des N. T. alle Hauptgedanken in jeder Schrift und in den Schriften jedes Verfassers so zu vergegenwärtigen, daß auch sogleich bei der Auslegung alles Ähnliche vor uns liegt.

Allerdings müssen wir davon ausgehn, daß durch das ganze N. T. eine gewisse Identität der Lehren und Überzeugungen hindurchgeht. Das Christenthum wäre sonst kein mit sich selbst Übereinstimmendes. Allein die christliche Sprachbildung konnte doch nur allmählich zu Stande kommen. Und wie dieselben Gegenstände von den Verschiedenen verschieden verstanden werden konnten, so kann es vorkommen und kommt vor im N. T. daß dasselbe Wort von dem einen Schriftsteller so von dem andern anders gebraucht wird, ja derselbe Schriftsteller konnte seine Schreibart ändern. Ein merkwürdiges Beispiel der Differenz in diesem Stücke ist der Widerspruch zwischen Röm. 3, 28. und Jakob. 2, 20. Jakobus verband die beiden Begriffe *δικαιοσύνη* und *ἔργα*, Paulus aber nicht, ohne daß jener die *πίστις* gänzlich ausgeschlossen hätte. Der Widerspruch ist der zwischen dem gänzlichen und nicht gänzlichen Ausschließen. Entweder diesen Widerspruch müssen wir annehmen, oder sagen, beide haben demselben Worte einen ganz verschiedenen Localwerth gegeben. Aber aus dem allen ergiebt sich die Nothwendigkeit, nicht bei den Worten stehen zu bleiben, son-

8*

dern im Aufsuchen der Hauptgedanken und ihrer Verbindungen fortzufahren und das Verhältniß zwischen den Ausdrucksweisen des einen und des andern Schriftstellers genau zu construiren [1]).

Was die Bestimmung des formellen Elements [2]) betrifft, so muß man dabei wieder zurückgehen auf den Saz, als Verbindung von Haupt- und Zeitwort. Die einfachste Form desselben ist die, daß das Hauptwort im Nominativ steht und das Zeitwort sich demselben anschließt. Je nachdem nun das Zeitwort personell oder temporell verschieden bestimmt ist, ist auch das Verhältniß zum Hauptwort und somit der Gehalt des Sazes verschieden. Dieß ist kein abgesondertes Sprachelement, sondern die allgemeine Bedingung in der Sprache, unter der die nähere Bestimmtheit des Sazes allein möglich ist.

Besteht der Saz aus mehreren Elementen, so werden dadurch die Glieder desselben unter einander verbunden, ohne daß der Saz aufhörte ein einfacher zu sein. Wird dem Hauptworte etwas beigefügt, wodurch ein Verhältniß zu andern bezeichnet werden soll, so tritt die Präposition ein, oder fehlt sie die Structur der andern Hauptworte. Beides kann aber auch zusammen sein. So lange wir aber eine organische Verbindung zwischen einem Hauptworte und einem Zeitworte haben, mögen sie auch noch so viel bestimmt sein, bleibt der Saz einfach [3]).

Die Verbindung der Säze unter einander kann eine anreihende und eine organische sein [4]). Werden zwei Säze organisch verbunden so daß Ein Ganzes entsteht und man bei dem einen gleich das Bewußtsein bekommt, daß er nur ein Theil des Ganzen ist, so entsteht die Periode, deren Hauptform die

---

[1]) Alles bisherige von S.91. an, ist Erläuterung der Säze von §.10 an. S. 77 ff.

[2]) Von hier an vergl. §. 4 ff. S. 71 ff.

[3]) Vergl. §. 8. S. 76 ff.

[4]) Vergl. §. 4. S. 71 ff.

von Vorder= und Nachsaz ist. Die aneinandergereihten Säze stehen im Verhältniß der Coordination. Wenn auch der eine Saz eine längere Periode ist und der andere ein einfacher Saz, sie sind doch nur coordinirte Theile eines Ganzen. Die Sprachen sind in dieser Hinsicht verschieden. Es giebt solche, die gar keines Periodenbaus fähig sind, oder in denen die Fähigkeit dazu ein Minimum ist, und wiederum solche, die dazu im größeren Maaße fähig sind u. s. w. Daß aber der Gegensaz zwischen organischer (periodischer) und anreihender Verknüpfung nur ein relativer ist, erhellt daraus, daß wenn z. B. eine sehr zusammenhängende Periode aus dem Lateinischen in eine Sprache übertragen werden soll, welche eine solche Fähigkeit nicht hat, nichts übrig bleibt, als was dort organisch verbunden ist möglichst sachgemäß in so kleine Ganze zu zerlegen, als jene Sprache gestattet. Die Periode hat auf die Weise ihre organische Einheit verloren, aber es ist bis auf einen gewissen Grad möglich zu erreichen, daß die Leser dasselbe Verhältniß der Theile, wie es in der organischen Periode gewollt war, zu denken im Stande sind. Wäre der Gegensaz absolut, so wäre dieß undenkbar. Es müßten sonst ganz verschiedene Weltverhältnisse existiren. Sind wir uns aber bei aller Differenz der Sprachen doch der Identität unserer Weltverhältnisse und Denkgeseze bewußt, so kann auch nicht die bloße Aneinanderreihung in der Sprache die organische Verknüpfung als absoluten Gegensaz ausschließen. Ja wir haben diesen relativen Gegensaz in einer und derselben Sprache. Was der Eine in großen organischen Perioden darstellt, zerfällt der Andere gern, er reihet lieber aneinander.

Soll als möglich gedacht werden, daß eine bloß aneinanderreihende Form dieselbe Wirkung hervorbringt, wie die organisch verbindende, so müssen wir annehmen, daß die einzelnen verbindenden Sprachelemente bisweilen auch bloß aneinanderreihenden Werth bekommen. Beide Bewegungen correspondiren einander in der Sprache, so daß die eine nicht ohne die andere zu denken ist. Allerdings ist ein bedeutender Unterschied zwischen Sprachen

von geringer und großer Capacität. Aber wie die beiden entgegengesezten Bewegungen in der Natur der Sprache liegen, so müssen sie auch beide in allen Sprachen vorkommen, auch in denen von großer Capacität.

Der Werthunterschied zwischen beiden Verbindungsarten ist allerdings ein qualitativer. Die bloß anreihende macht keine organische Einheit, aber die organischverbindende keine neue, sie macht nur etwas zum Theil eines andern. Dieß schließt einander aus, also findet ein qualitativer Werthunterschied statt. Beide Verbindungsarten können aber einander repräsentiren. Stellt ein anknüpfendes Element eine organische Verbindung dar, so entsteht eine Emphasis. Dieß ist dann eine quantitative Verschiedenheit. Dieselbe findet statt, wenn ein organischverknüpfendes Element nur anreihend gebraucht, also sein Werth vermindert wird.

Daß man bloß anreihende mit organischverbindenden Sprachelementen nicht verwechselt, bewirkt schon die elementarische Sprachkenntniß. Aber darüber kann Ungewißheit entstehen, ob ein Element, wovon man weiß daß es seiner Natur nach organisch verbindend ist, in einer Stelle nur anreihend steht. Um diese Ungewißheit zu heben, ja zu vermeiden, muß man dem inneren Zusammenhange der Gedanken genau folgen, und ebendaraus das Verständniß der Folge eines neuen Sazes entnehmen [1]).

Sehen wir auf die Sprachelemente, welche die Elemente innerhalb des einzelnen Sazes verbinden, so können auch hier Ungewißheiten und Verschiedenheiten im Verstehen eintreten.

Die Sprachen unterscheiden sich in dieser Hinsicht sehr. Die einen sind reich an Flexionen der Hauptwörter, andere haben gar keine und drücken die Beziehungen des einen zum andern durch besondere Sprachelemente aus, andere endlich haben zwar solche Flexionen aber eine gewisse Armuth darin. Eine Sprache, die bloß die Genitivflexion hat, leistet damit schon viel, weil alle gewissermaßen unmittelbaren Verbindungen dadurch ausgedrückt

[1]) Vergl. §. 8. S. 74.

werden können. Aber in allen andern Fällen muß sie zu andern Sprachelementen Zuflucht nehmen. Aber auch Sprachen mit dem größten Reichthum an Flexionen haben keinen gänzlichen Mangel an besonderen Sprachelementen, welche die Verbindungen innerhalb desselben Sazes bezeichnen. Wo beides zusammentrifft ist auch beides immer zusammenzufassen, die Präposition von ihrem Casus nicht zu trennen. In manchen Sprachen hat dieß gesonderte Element (Präposition), je nachdem die eine oder andere Flexion damit verbunden ist, verschiedene Bedeutungen. Es ist nicht genug, diese zu wissen. So lange die Einheit derselben nicht gefunden ist, erscheint die Differenz willkührlich, und das Verständniß ist noch nicht vollendet. Unsere Hülfsmittel sind in dieser Hinsicht noch weit zurück.

Ebenso ist es mit den Sprachelementen, wodurch Säze mit einander verbunden werden. In manchen Sprachen hat das Zeitwort eine Flexion, um das Verhältniß eines Sazes zu einem andern auszudrücken (Conjunctiv), und eine primitive Form, welche die Präsumtion für sich hat, daß der Saz ein unabhängiger ist. Sind jene Formen (modi) reich, so kann die Sprache in demselben Maaße die Partikeln entbehren. Ist eine Sprache auch an diesen arm, so ist sie überhaupt wenig fähig, große Combinationen von Säzen zu ertragen. Wo besondere verbindende Sprachelemente (Conjunctionen) und modi zusammentreten, muß auch beides zusammengenommen werden. Doch hat jedes seine Einheit für sich, wie die Präposition und die Casus. Aber eben hier liegt für die Auslegung oft große Schwierigkeit, nemlich darin, daß die Einheit der Sprachelemente nicht unmittelbar zur Anschauung kommt. Bei den formellen Elementen ist dieß schwieriger, als bei den materiellen. Die Differenzen in den verschiedenen Sprachen machen die genauen Übertragungen oft sehr schwierig. Die Sicherheit, daß man richtig verstanden und die Verbindung gemacht hat, die der Verfasser wollte, kann oft erst später kommen, wenn man den Zusammenhang des Ganzen gefaßt hat. Das wichtigste Hülfsmittel ist also auch hier die vorhergehende Übersicht. Dieß

gewährt um so größere Sicherheit, je mehr die Gedankenverbindung organisch ist. Die Verbindung ist aber um so mehr organisch, je mehr der Gedankengang logisch oder dialektisch ist. In Beschreibungen und Erzählungen dagegen herrscht die Aneinanderreihung vor. Je mehr das freie Spiel der Gedanken dominirt, desto größer wird die Ungewißheit der Verbindung, ja es kommen Fälle vor, wo vollkommene Sicherheit unmöglich ist.

Die Aneinanderreihung kann zufällig sein und zwischen ganz zufälligen Säzen, die übrigens wieder in sich selbst organische Verknüpfungen haben können. So wenn ein Saz durch Beispiele erläutert werden soll und Beispiel an Beispiel sich anreihet. In dem Totalzusammenhange hat die bloß anreihende Verbindung untergeordneten Werth. Kommt dann innerhalb dieser lezteren die organische vor, so hat diese für den Totalzusammenhang ein Minimum von Einfluß.

Es ist oft sehr schwierig, den Umfang und das Verhältniß der Verbindungen richtig zu bestimmen. Gesezt auch, eine Rede bestehe aus möglichst einfachen Säzen, so werden diese für den Totalzusammenhang ungleichen Werth haben, die einen Hauptgedanken, die andern Nebengedanken sein. Ist nun ein formelles Element der Verbindung vorhanden, so fragt sich, ob es aneinanderreihend oder organisch verknüpfend ist, ob einzelne Säze oder größere Abschnitte verbindend? Das muß unterschieden werden. Verwechselung bringt Verwirrung und Mißverständniß. Hier trifft die Bestimmung des materiellen (in Beziehung auf den Inhalt) und formellen Elements in dem Geschäft der allgemeinen Übersicht zusammen. Weiß man aus dieser Übersicht, daß Nebengedanken vorkommen, so weiß man auch, daß das formelle Element Verbindung der einzelnen Säze ausdrückt; finden sich aber Hauptgedanken einander coordinirt, so weiß man auch, daß ein= Abschnitte mit einander verbunden werden.

In den Verbindungen selbst treten folgende innere Differenzen hervor. Die verbundenen Säze können gleich sein oder ungleich, d. h. sich gleichmäßig auf ein Gemeinschaftliches beziehen

oder nicht. Sowohl als auch bezeichnet das Verhältniß der Gleichheit, Nicht nur sondern auch Steigerung. Oft überläßt der Schriftsteller einfach aneinanderreihend dem Leser die nähere Bestimmung des Verhältnisses. Sieht man alsdann, daß der Verfasser will, daß das Verhältniß auf die eine oder andere Weise gefaßt werden soll, so bekommen die einzelnen Sprachelemente einen emphatischen Werth. Dafür aber muß dann in der Rede eine besondere Hindeutung sein. Es kann aber auch umgekehrt eine Steigerung gebraucht werden, ohne daß eine wirklich da ist. — Aber auch der Fall kann eintreten, daß der Schriftsteller zwei Sachen für den Zusammenhang der Rede ganz auf gleiche Weise vorträgt, er denkt aber eine Steigerung, von der er meint, sie werde dem Leser von selbst einfallen. Dieß ist dann die subjective Verbindung, die nur in der Gedankenthätigkeit liegt, während die objective sich auf ein Sachverhältniß bezieht. Da keine Sprachelemente vorhanden sind, um diese Verschiedenheit besonders zu bezeichnen, so entstehen Schwierigkeiten und die Gefahr der Verwechselung.

Dem organisch verbindenden Sprachelemente eigenthümlich ist die Duplicität des positiven und negativen Zusammenhangs. Jener stellt sich am allgemeinsten dar im Causalverhältniß, dieser im Verhältniß des Gegensazes. Beide, von entgegengesetztem Werthe, können und dürfen nicht verwechselt werden. Aber jedes für sich kann subjectiv und objectiv sein. Subjectiv nemlich, wenn der Redner z. B. in der Causalform angiebt, warum er das Vorige gesagt oder gerade so ausgedrückt habe. Für den Unterschied des subjectiven und objectiven Causalverhältnisses giebt es keine verschiedenen Sprachelemente. Oft freilich läßt sich beides gleich unterscheiden, oft aber ist auch Verwechselung leicht.

Die organische Verbindung kann so lose sein, daß sie am Ende in die bloße Aneinanderreihung übergeht, in welchem Falle die Sprachelemente in der Anwendung verringerten Werth bekommen. Man darf nicht sagen, die Elemente hätten beiderlei Werth. Das hieße die Sprache so verwirren, daß jede richtige Gedanken-

stellung aufhört. Nur das darf man sagen, daß weil beide Arten der Verbindung nicht streng entgegengesezt sind Übergänge stattfinden. Aber eben hieraus, aus der verschiedenen Auffassung des formellen Elements, entstehen weit mehr Schwierigkeiten, als aus der verschiedenen Auffassung des materiellen. Die wahre Hülfe liegt auch hier in der Übersicht des Gesammtzusammenhanges, in welchem materielles und formelles Element einander bestimmen.

Wir finden fast überall wenn gleich nach den verschiedenen Sprachen in verschiedenen Verhältnissen unverbundene Säze [1]).

Die unverbundenen Säze können entweder Neues anfangen oder nicht. Im ersteren Falle hilft man sich durch Abschnitte, Überschriften, die materiell den Inhalt, formell die Abtheilung bezeichnen. Im zweiten Falle kann die Unverbundenheit darin ihren Grund haben, daß der vorige Saz sich zu den folgenden verhält wie Ankündigung und Übersicht. Dieß kann angedeutet werden durch Formeln, wie folgender Maßen und dergleichen. — Das Unverbundene, was nichts Neues ist, kann angereihet oder organisch verknüpft gedacht werden. Oft ist dieß leicht zu entscheiden, wenn die materiellen Elemente die Indikation geben. Aber in dem Maaße, in welchem der Werth aus dem materiellen Elemente, welches dann das dominirende ist, nicht erfaßt werden kann, ist die Auslegung schwierig. Hier greift nun die grammatische Auslegung in die psychologische über. Es kommt auf die Art, die Gattung der Composition an. Jede Gattung hat darin ihre eigenen Regeln, und in derselben Gattung sind wieder individuelle Differenzen, indem der Eine mehr der objectiven Verbindung folgt, der Andere mehr die subjective zuläßt. Die subjectiven Verbindungen laufen darauf hinaus, daß der Schriftsteller seine Gedankenreihe vor dem Leser mehr entstehen läßt. Aber eben dieß gestattet die eine Gattung der Rede mehr die an-

---

[1]) Vergl. §. 7.

dere weniger, die eine verlangt es, die andere stößt es ab. Aber in allen Gattungen ist immer ein freier Spielraum für die Eigenthümlichkeit des Schriftstellers. Ebenso hängt es von der Sprache und dem Sprachgebrauch des Schriftstellers ab, wie häufig und in welcher Art er nur anreihet oder organisch objectiv oder subjectiv verknüpft. Von der Seite beruht das ganze Verfahren auf der richtigen Auffassung der formellen Sprachelemente, wie diese den Totalzusammenhang bestimmen.

Die Anwendung des Gesagten auf das N. T. [1]) betreffend, so geht aus dem Bisherigen hervor, daß dabei alles darauf ankommt, die Einheit des jedesmaligen Ganzen richtig zu fassen.

In dieser Beziehung sind wir mit dem N. T. in einer sehr üblen Lage. Von den historischen Schriften ist es gar sehr zweifelhaft, ob sie wirklich ein Ganzes sind und wahre Einheit haben. Sie sind größtentheils aus Schriften zusammengesezt, welche früher Ganze gewesen. Wäre dieß nun ausgemacht und wären die Grenzen der früher für sich bestandenen Theile bestimmt, so wäre die Sache leichter abgemacht. Dieß ist aber nicht so. Man muß also davon ausgehen, daß je einfacher die geschichtliche Darstellung ist, desto mehr herrscht darin das chronikenartige Aneinanderreihen. In diesem Aneinanderreihen unterscheiden wir aber ein zwiefaches Moment, einmal das Aneinanderreihen der einzelnen Erzählungen, sodann in diesen das Aneinanderreihen der einzelnen Begebenheiten. Sollen zum Behuf der Auslegung die Grenzen der kleineren Ganzen, woraus unsere drei ersten Evangelien wahrscheinlich zusammengesezt sind, genauer bestimmt werden, so entsteht die Schwierigkeit, daß diese Aufgabe nicht gelöst werden kann vor der Auslegung, sondern nur mittelst derselben. Die verschiedenen Physiognomien jener beiden Momente der Aneinanderreihung in den Evangelien müssen hermeneutisch erforscht werden. Dabei wird

---

[1]) Vergl. §. 5.

aber häufig gefehlt, daß man zufrüh abschließend sagt, findet sich eine gewisse Formel (des Anfangs und Schlusses) wiederkehrend bei manchen Erzählungen, so ist dieß ein Zeichen, daß ein neues historisches Ganzes beginnt. Diese Voreiligkeit versperrt den Weg zur Wahrheit. Man muß erst das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen vollständig erkannt, das Ganze analysirt, und alle materiellen Vorkommenheiten geprüft haben, ehe man zu einem sicheren Resultate gelangen kann.

Sind unsere drei ersten Evangelien historische Zusammensezungen der bezeichneten Art, so erklärt sich, wie es kommt, daß das Zeitmaaß darin fast gar nicht angegeben ist. Werden einzelne Erzählungen von Andern, als Augenzeugen, aneinandergereiht, so kann das Zeitverhältniß, wenn es nicht besonders angegeben ist, dem Leser nicht klar werden. Wären die Verfasser der Evangelien Augenzeugen gewesen, so würden sie auch das Zeitverhältniß der einzelnen aneinandergereiheten Erzählungen haben hervortreten lassen. Ebenso ist es mit dem Localverhältniß. Auch dieß ist in den drei ersten Evangelien dunkel. Um so schwieriger wird es, eine richtige Ansicht von dem Verhältniß des Einzelnen in ihnen zum Ganzen zu gewinnen. Anders im Evangelium des Johannes. Hierin ist auch keine fortlaufende Geschichtserzählung, aber man ist dabei nie in solcher Verlegenheit. Wenn der Evangelist auch das Zeitverhältniß nicht immer unmittelbar angiebt, so sind doch die Grenzen der einzelnen Erzählungen, sowohl was die Zeit als den Ort betrifft, angedeutet, wenigstens mittelbar.

Bei den didaktischen Theilen des N. T. haben wir genauer zu unterscheiden zwischen den didaktischen Stellen in den Evangelien und der Apostelgeschichte und den eigentlich didaktischen Schriften, den Briefen. Jene sind offenbar anders zu behandeln als diese. Diese sind jede ein Ganzes für sich, von jenen ist's zweifelhaft, sie können Zusammenstellungen von Gnomen, von einzelnen abgerissenen Aussprüchen sein. Da findet denn also nur Aneinanderreihung statt, sofern in einem zusammenhängenden Flusse der Rede nicht so verschiedene Gedanken zusammentreten

können. Nimmt man dieß nicht an, sondern eine verborgene organische Verknüpfung, so entsteht ein ganz anderes Verfahren und Verschiedenheit der Meinung über das Verhältniß des einen zum andern ist unvermeidlich. Ebenso kann zweifelhaft sein, ob eine didaktische Stelle in den Evangelien nur Auszug ist aus einem größeren Ganzen. Dieß kommt besonders bei dem Evangelium des Johannes in Betracht, worin Dialogen vorkommen, von denen man sagen muß, daß sie für das ursprünglich gehaltene Gespräch zu kurz und in ihren Resultaten zu wenig befriedigend sind. Das Gespräch mit Nikodemus z. B. ist gewiß nur ein Auszug aus dem wirklich gehaltenen, woraus nur gewisse Hauptpunkte hervorgehoben sind. In solchen Fällen wird die Auslegung sehr schwierig, weil man nicht weiß, was unmittelbar zusammengehört und welches die Mittelgedanken sind, also die einzelnen Elemente und ihre Verbindung nicht leicht mit Sicherheit abschäzen kann. Unter anderer Voraussezung wäre die Auslegung eine ganz andere. Dasselbe gilt mit größter Wahrscheinlichkeit von vielen nicht dialogischen Reden Christi, daß sie nur Auszüge sind. Je nachdem man nun Auszüge annimmt oder Zusammenstellung ursprünglich nicht zusammengehöriger Theile, ist das hermeneutische Verfahren sehr verschieden. Suche ich hier bloß nach dem Schlüssel zur bloßen Aneinanderreihung, so ist dort die Aufgabe, die Fugen der Zusammensezung, die Momente der ursprünglichen organischen Verbindung des Ganzen ausfindig zu machen. Aber hier findet wieder ein Kreis statt. Die Interpretation wird durch die eine oder andere Voraussezung bestimmt, diese umgekehrt wieder durch jene. Die Aufgabe kann nur approximativ gelöst werden durch Übersicht des gesammten Inhalts, wobei wieder die gegenseitige Bedingung des materiellen und formellen Elements in Betracht kommt.

Bei den eigentlich didaktischen Schriften, den Briefen, ist zu unterscheiden, ob sie mehr oder weniger eigentliche Briefform haben und welche. Es ist ein anderes Briefe zu schreiben in Beziehung auf schon vorhandene und bestimmte Verhältnisse, und ein an

deres, in Beziehung auf erst zu stiftende (der Brief an die Römer), oder an ein noch unbestimmtes Publicum (Brief an die Hebräer). Zur ersten Rubrik gehören die meisten neutestamentlichen und sind in sofern eigentliche Briefe. Ein anderer bedeutender Unterschied liegt in der Composition selbst. Wenn die Anwendung der allgemeinen Regeln über die Verbindung um so schwieriger ist, je weniger die Verbindung die eines organischen Ganzen ist, so ist die Auslegung der Briefe des N. T. in dieser Hinsicht immer schwierig, weil die Briefform an und für sich gar nicht zum Organischen neigt. Nur da ist Ausnahme zu erwarten, wo eine bestimmte Aufgabe zu lösen ist, in welchem Falle der freie Erguß, der dem Briefe eigen ist, beschränkt wird. Daher in einigen Paulinischen Briefen selbst kein geringer Unterschied zwischen dem ersten und zweiten Theile. In jenem ist durch die Verhältnisse ein bestimmtes postulirt, eine bestimmte Aufgabe zu lösen. Nach Verhältniß von Zeit und Raum folgt dann im zweiten Theile ein freierer Erguß. Oft sind diese Theile bestimmt unterschieden, oft nicht. Im Allgemeinen aber ist das hermeneutische Verfahren in jedem ein anderes. Im ersten Theile herrscht die organische Verknüpfung, im zweiten die freiere Aneinanderreihung und das Unverbundene.

In eigentlichen Briefen von freiem Erguß, wo also nur aneinandergereiht wird, ist die hermeneutische Behandlung der verbindenden Sprachelemente um so schwieriger, je weniger wir von demselben Briefsteller haben. Je mehr wir von ihm haben, desto eher läßt sich eine bestimmte Vorstellung gewinnen von seiner ganzen Art und Weise zu denken und Gedanken zu verbinden, worin dann der hermeneutische Schlüssel liegt. Beispiele der Schwierigkeit in diesem Stücke sind die 2 Petr. Briefe.

Eine Hauptschwierigkeit macht in diesem Theile der Auslegung die eigenthümliche Zusammensezung der neutest. Sprache aus zwei Sprachen von ganz verschiedener Natur. Die griechische reich an formellen Sprachelementen, an substantiellen oder Partikeln und an accidentiellen oder Beugungen; die hebräische arm

an Partikeln, hat einen gewissen Reichthum an Beugungen, aber dieser Reichthum ist so verschiedener Art, daß er in der griechischen Sprache nicht aufgeht und im Gebrauch derselben häufig Verwirrung hervorbringt. Dieß nicht in einander aufgehen beider Sprachen ist der Grund, daß die neutestam. Schriftsteller sich in einer ganz freiwilligen unnöthigen Armuth bewegen. Insbesondere macht die Armuth des hebräischen an Partikeln, daß sie von der periodischen Schreibart, die dem griechischen eigenthümlich ist, so wenig Gebrauch machen. Sie zerfällen in mehrere unabhängige Säze, was periodisch verbunden auch klarer sein würde. Dazu kommt, daß weil die Rede äußerlich griechisch ist man auch mehr periodische Verbindung erwartet. Dieß hemmt das Verstehen. Finden wir Säze getrennt die wie sie gemeint sind jeder Schriftsteller verbunden haben würde, so glauben wir, sie müßten auch gerade so verstanden werden, was aber leicht täuschen kann.

Nur Paulus und der Verfasser des Briefes an die Hebräer haben sich den eigenthümlichen Ausdruck und das Periodische der griechischen Sprache mehr angeeignet. In andern Schriften, z. B. in den Briefen des Petrus und Jakobus, ist der Mangel an Ordnung, Zusammenhang und Übergang der Gedanken gewiß nicht bloß aus dem Briefstyl, sondern auch aus der Sprachmischung, der Unkenntniß der Sprache zu erklären.

Man darf sich nicht darüber wundern, daß eben aus der Sprache für die Auslegung des N. T. große Schwierigkeiten entstehen, wohl aber darüber, daß nach der Wiederherstellung der Wissenschaften das N. Testam. so lange Gegenstand der Hermeneutik gewesen und man doch die Schwierigkeiten, die es hat, im Ganzen erst so spät klar erkannt und zu überwinden angefangen hat. Wie kam dieß? Man betrachtete das N. T. ganz anders als andere Schriften. Darin lag zweierlei, erstlich man betrachtete die einzelnen Schriften desselben nicht genug jede für sich, zweitens man legte dem Einzelnen einen Werth und eine Verständlichkeit bei außer seinem Zusammenhange. Beides, das Ganze zu isoliren und das Einzelne als Ganzes anzusehen, ging

von dem dogmatischen Interesse aus. Abgesehen von der Inspiration dachte man sich das N. T. wenigstens als corpus doctrinae, als Kanon. Das dogmatische Interesse aber, wo es vorherrscht, verleitet dazu, unaufmerksam über alles wegzueilen was nicht eben das dogmatische Interesse erregt. Es handelt sich dabei meist nur um einzelne schwierige und streitige Säze, die aus dem Zusammenhange genommen durch analoge ebenfalls aus ihrem Zusammenhange gerissene erläutert werden. Es leuchtet ein, daß ein solches Verfahren der reine Gegensaz des kunstmäßigen ist. Das Zusammenstellen der Parallelen nur aus dem bestimmten Bedürfniß einer einzelnen Stelle läßt das ganze Verwandtschaftsverhältniß ignoriren; man sieht nur nach dem einzelnen Ausdruck, wo die Verwandtschaft gar kein Maaß hat, und so entstehen leicht Fehlgriffe. — Nur von der Abnahme des dogmatischen Interesses war Heil zu erwarten. Und dieß ist das Gute, welches gewisse Zeiten, wenn auch nur per accidens hervorgebracht haben. Das heilsame Abnehmen des dogmatischen Interesses soll nicht zum (dogmatischen) Indifferentismus führen, sondern nur die Polemik ausschließen, welche auf schnelle Entschließung dringend die hermeneutische Operation in Gefahr bringt sich zu übereilen, und es zu keiner ruhigen historischen, kritischen Forschung kommen läßt. Großes Verdienst haben in dieser Hinsicht zuerst die Socinianer, nachher besonders die Remonstranten. Beide waren freilich auch in der Polemik begriffen, aber namentlich unter den Remonstranten waren ausgezeichnete Männer, die mit einem gewissen unabhängigen philologischen Sinne die Richtung hatten das Biblische von den auf leidenschaftlichem Wege entstandenen Auslegungen zu reinigen, wodurch die Exegese der Remonstranten einen mehr eigentlich hermeneutischen Charakter bekam.

Wie ist es jezt? Auf der einen Seite fängt alles an sich zu wiederholen was ehedem den richtigen hermeneutischen Gang gehemmt hat. Aber auf der andern Seite sind bedeutende Fortschritte gemacht in der Reinigung der hermeneutischen Maximen. Besonders ist zweierlei hervorzuheben, einmal, daß man nach einer

klaren Anschauung und Einsicht von dem Einzelnen in der Sprache strebt, sondern daß man die hermeneutische Operation mit der historischen Kritik in genauere Verbindung zu bringen sucht.

Großes Verdienst hat, was das erste betrifft, Winers Grammatik. Indem sie die verschiedenen formellen Elemente, die substantiellen und die Flexionen, auf eine einfache Anschauung zurückbringt, so daß eine Einheit gewonnen wird, zerstört sie eine Menge falscher Ansichten über einzelne Gebrauchsweisen. Nur wäre zu wünschen, daß die Auffindung des Einzelnen immer mehr noch erleichtert würde.

Beachtungswerth ist das Bestreben der neueren Zeit die Sprachcharaktere der einzelnen neutest. Schriftsteller zu bestimmen. Auf einem reichen litterarischen Gebiete ist solche Charakteristik möglich. Aber wenn man im N. T. von einem Schriftsteller kaum drei Bogen im Druck hat, wird die Arbeit leicht mikroskopisch, und das vertragen wenige Augen lange. Auch versieht man es dabei wol darin, daß man dem gewöhnlichen, aufs Gerathewol entstandenen Text folgt. Bei unzuverlässigem Text aber kann das minutiöse Unterscheiden eben so verderblich werden als das Untereinanderwerfen.

Kehren wir nun zu unserer Aufgabe zurück, so haben wir nach dem Obigen im Allgemeinen vorauszusezen, daß die Mischung der verschiedenen formellen Sprachelemente je nach dem Talent und der Übung der neutestam. Schriftsteller verschieden ist. Wir fragen nun nach einem allgemeinen Kennzeichen, Maaßstabe, diese Verschiedenheit zu bestimmen. Dieser liegt darin, daß während in dem griechischen Sprachelement die periodische Verknüpfung vorherrscht, im aramäischen das Abgebrochene. Daraus ergiebt sich die Regel: Je mehr wir in einem neutest. Schriftsteller Periodisches finden, desto mehr ist zu glauben, daß er sich das griechische so angeeignet, daß er darin auch zu denken vermochte. Würde er sonst periodisch übertragen haben, was er nicht periodisch gedacht? Je periodischer aber ein Schriftsteller ist, desto mehr müssen wir bei dem formellen Sprachelement auf das

griechische zurückgehen. Je mehr das Gegentheil, desto mehr haben wir auf das hebräische Element zurückzugehen. Aber diese allgemeine Regel ist auch wieder zu begrenzen, und zwar nach zwei Seiten. Es giebt in allen Sprachen, so auch in der griechischen gewisse Sprachweisen, die sich im gemeinen Leben bilden. Dergleichen werden nun aber im neutest. Idiom sich in Palästina nach der Analogie des Hebräischen gebildet haben. Auch bei einem Schriftsteller wie Paulus, der sonst des Griechischen mächtig ist, sind solche Sprachweisen dennoch aus dem Hebräischen zu erklären. Dieß ist die Begrenzung auf der einen Seite. Auf der andern Seite wird auch ein vom Hebräischen mehr gebundener neutest. Schriftsteller z. B. für die hebr. Verbindungspartikel ו nicht überall καί gebrauchen. Es giebt solche Extreme. Aber in Allgemeinen ist anzunehmen, daß von dem griechischen Partikelreichthum immer vieles in das Ohr der griechischredenden Juden eingegangen ist, und so im neutest. Idiom für das hebräische ו verschiedene griechische Partikeln in Gebrauch gekommen sind. Allein, da doch immer die vollkommene Kenntniß des Griechischen fehlte, so waren bei der Übertragung des Hebräischen ins Griechische Unrichtigkeiten, Verwirrungen kaum zu vermeiden. Daher eine besondere neutest. Grammatik ein wesentliches hermeneutisches Bedürfniß ist. Dabei ist, wie oben gezeigt, das ganze Sprachgebiet des jüdischen Hellenismus zu berücksichtigen. Die Hauptsache bleibt aber bei dem formellen Sprachelement immer die neutestam. Analogie selbst. Ist nun, um diese richtig zu bestimmen, nöthig die neutestam. Schriftsteller in dieser Hinsicht zu klassifiziren, so muß man dabei von den oben angegebenen Punkten ausgehen.

Durch Mangel an Periodenbau charakterisiren sich die überwiegend hebraisirenden Schriftsteller. Aber es giebt da Abstufungen. Man bemerkt in dieser Klasse ein Fortschreiten der Gedanken nach Art des Hebräischen in einfacher Aneinanderreihung oder in gar keiner (Asyndeton), nach andern Gesezen, als im Griechischen. Ferner zeigt sich auch ein gewisses Bestreben,

große Massen von Säzen in eine organische Verbindung zu bringen, die aber noch keine eigentliche periodische wird. Wir finden hiervon selbst bei Paulus eine Spur, nemlich in dem zu einem wahren Periodenbau nicht gedeihenden Gebrauch der Relativen, die er oft in einander schachtelt ohne periodische Verknüpfung. Aus seiner Lebendigkeit erklärt sich das nicht. Sondern seine Geläufigkeit im Griechischen muß nicht so groß gewesen sein, um wenn er nach Periodenbau strebte immer die rechte Form zu finden. Doch ist dieß nicht ganz so schlimm, wie man meint. Manche Schwierigkeit ist erst hineingebracht durch die in der recepta gemachte Interpunktion. Man hat sich diese ganz wegzudenken, selbst die von Lachmann gemachte, um ganz frei und unabhängig zu sein. — Ganz anders als bei Paulus ist das verfehlte Streben nach Periodenbau bei den überwiegend hebraisirenden Schriftstellern. Hier ist es nur ein versuchter Übergang, der deutlich zeigt, daß ihnen zwar die Differenz der beiden Sprachen wohl zum Bewußtsein gekommen war, so daß sie das bloße Aneinanderreihen vermeiden wollten, aber auch daß sie das Wesen des Periodenbaues überhaupt noch nicht gefaßt hatten. Hier liegt für die Auslegung ein großes Hinderniß, in Betreff der Interpunktion, weil schwer zu bestimmen ist, was und wie der Schriftsteller hat verbinden wollen. So entsteht der Schein einer Verworrenheit. Aber diese hat man nicht dem Denkvermögen des Schriftstellers zuzuschreiben, sondern wegen der fremden Sprache, worin er schreibt, muß man billigerweise voraussezen, daß sein Gedankenzustand besser ist, als sein Ausdruck.

Die Voraussezung einer früheren Zeit, daß weil die Schrift vom heiligen Geiste ausgegangen sei keine Unvollkommenheit in der neutest. Schreibart angenommen werden dürfe, hat wie sie selbst falsch ist auch zu falschen Maximen geführt, die leider oft noch jezt vorkommen und Einfluß haben. Diese falschen Maximen treten besonders in zwei Punkten hervor, einmal in Beziehung auf das Qualitative, das Verhältniß des Eigentlichen zu dem Uneigentlichen, Bildlichen, sodann in Beziehung auf das Quan=

titative, das Verhältniß des Emphatischen zu dem Unbedeutenden, Tautologischen, Abundirenden. Von unserm Principe aus kommen wir auf solche Maximen nicht; aber durch ihre Geltung haben sie ein Recht auf genauere Untersuchung erlangt.

Die erste Maxime, völlig allgemein alle Sprachelemente umfassend, materielle und formelle, lautet so, daß im N. T. niemals ein uneigentlicher Gebrauch zuzulassen sei, so lange es irgend möglich sei, die eigentlichen geltend zu machen. Von selbst sind ausgeschlossen solche Stellen, wo der uneigentliche Gebrauch bestimmt indicirt ist, also z. B. in allen augenscheinlich metaphorischen und parabolischen Stellen. Es werden die Fälle gedacht, wo das Eigentliche und Uneigentliche gleich denkbar ist. Da soll denn jedesmal der eigentliche Gebrauch vorgezogen werden. Es beruht dieß auf der Voraussezung, daß die neutest. Schriftsteller in jedem Falle, wo eigentlicher und uneigentlicher Gebrauch möglich war, immer den ersten gewählt haben. Auf diese *κυριολεξία* legten die Alten schon einen großen Werth. Aber die Nothwendigkeit der *κυριολεξία* ist nicht überall gleich. Sie ist nöthwendig z. B. bei Schließung einer Übereinkunft, wo es auf die möglich größte Bestimmtheit im Ausdruck ankommt. Aber mit welchem Rechte verlangt man die *κυριολεξία* von den neutest. Schriftstellern? Einmal geht man davon aus, daß man von dem Uneigentlichen doch nur dann Gebrauch mache, wenn der eigentliche Ausdruck in der Sprache nicht sowol fehle, als nicht gegenwärtig sei. In der Inspiration der heil. Schrift liege aber die Allgegenwärtigkeit der Sprache, d. h. die stete Gegenwärtigkeit des richtigen und eigentlichen Ausdrucks bei den heil. Schriftstellern, also Unfehlbarkeit in dieser Hinsicht. Sodann aber sagt man auch, die neutest. Schriften seien gerade eben so bestimmt, eine genaue Darstellung der göttlichen Wahrheit zu geben, wie ein Contract bestimmt sei, die Verbindlichkeit beider Theile genau anzugeben, und so müsse bei beiden dieselbe Regel gelten; daher seien lauter eigentliche Ausdrücke nothwendig, wenn nicht die Schrift ihrem Zwecke nur unvollkommen entsprechen solle. — Man kann dieß im

gewissen Sinne auch ohne jene Theorie zugeben. Allein wir müssen doch bestimmte Grenzen aufstellen; wir werden sagen müssen, in sofern und in solchen Stellen, wo es auf Darstellung solcher Wahrheiten ankomme, werde jene Regel gelten. Allein gerade bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des N. T. läßt sich dasselbe so gut wie auf nichts reduciren. Betrachten wir z. B. die Art, wie in den Paulinischen Briefen die Wörter *δίκαιος*, *δικαιοσύνη* und *δικαιοῦσθαι* gebraucht werden, so sehen wir, daß sie eigenthümliche Vorstellungen von dem Verhältnisse des Menschen zu Gott, wie es im Christenthume entstanden ist, bezeichnen; zugleich finden wir, daß sie eine polemische Beziehung haben auf den altteſtam. Gebrauch. — Wenn im Christenthume das Verhältniß des Menschen zu Gott auf eine eigenthümliche Weise gefaßt wird, wie sollte dieß ausgedrückt werden? Wenn es streng *κυρίως* geschehen sollte, mußten für die neuen Vorstellungen neue Wörter erfunden werden. Das ging nicht. Sie konnten also nur auf indirectem Wege dargestellt werden, d. h. es mußten schon vorhandene Ausdrücke genommen, aber anders gewendet, potenzirt werden. Der Apostel modificirte die Nebenbeziehungen, änderte die näheren Bestimmungen jener Ausdrücke, und verwandelte auf die Weise den Grundgedanken derselben. Für jeden jüdischen Leser war das ein uneigentlicher Gebrauch der Ausdrücke, er mußte sagen, der Apostel gebraucht *δικαιοσύνη* in einem anderen Sinne, als wir. So findet sich also gerade in der Darstellung der Hauptwahrheiten der uneigentliche Gebrauch. Wird jene Maxime wie gewöhnlich, angewendet, so wird die richtige Auslegung verfehlt und viel Übles angerichtet. Der dogmatische Werth im N. und A. T. ist offenbar verschieden. Vieles was sich auf das politische und theokratische Verhältniß im alten Bunde bezog, mußte, wenn es im N. T. wieder aufgenommen wurde, gänzlich modifizirt werden. — Ferner ist gegen jene Maxime zu bemerken, daß die neuteſtam. Schrift nicht die ursprüngliche Lehre ist, sondern die mündliche zur Basis hat. So entstehen zweierlei Möglichkeiten. Entweder ist das Schriftliche Erläuterung, weitere

Ausführung oder Einschärfung schon bekannter Wahrheiten. In beiden Fällen braucht die κυριολεξία nicht so bestimmt zu herrschen, wie in der ersten, ursprünglichen Mittheilung. So hat also die Maxime für das N. T. gar keinen Werth und Grund; sondern die Frage, ob etwas eigentlich oder uneigentlich gebraucht sei, kann im N. T. nur eben so wie bei jedem andern Schriftsteller aus dem Zusammenhange erklärt werden. Die Inspiration kann dem Obigen zu Folge diesen allein richtigen Grundsaz nicht aufheben.

Die andere Maxime bezieht sich auf die Differenz des quantitativen Werthes der Ausdrücke. Es giebt, wie schon die ältesten Sprachforscher und Logiker gesagt haben, Ausdrücke, die ein mehr und minder zulassen. Es ist hier nicht die Rede von Zeit- und Eigenschaftswörtern, welche die Differenz des Grades involviren, sondern von den quantitativen Differenzen der Localwerthe, die durch den Zusammenhang bestimmt werden. Die Sprache hat neben dem logischen Werth der Worte auch einen musikalischen, das ist das Rhythmische und Euphonische. Wenn in einer Periode des Rhythmus wegen etwas hinzugefügt wird, so hat dieß natürlich nicht denselben logischen Werth, wie anderes, was im Gedankenzusammenhang nothwendig ist, es nähert sich in logischer Hinsicht dem Abundirenden. Eben so ist es mit dem Euphonischen, in Beziehung auf einzelne Laute. Der einzelne Laut an sich ist kein Übellaut, aber er kann im Zusammensein mit anderen ein solcher werden. Finde ich in einem Saze einen Ausdruck, bei dem mir sogleich ein andrer synonymer einfällt, so entsteht die Frage, warum hat der Schriftsteller gerade diesen vorgezogen? Giebt nun der Zusammenhang an, daß gerade dieser Ausdruck nothwendig war, so hat derselbe hier seinen höchsten Werth, weil die Differenz des anderen, synonymen, mit eingeschlossen ist. In diesem Falle hat der Ausdruck einen besonderen Nachdruck, er ist emphatisch. Hat aber der Schriftsteller den Ausdruck nur gewählt aus rhythmischem oder euphonischem Interesse, so hat derselbe einen geringeren Werth, d. h. einen unbestimmten allgemei-

nen, weil die Differenz des synonymen nicht eingeschlossen ist, und es logisch gleichviel ist, ob der eine oder andere Ausdruck steht, dieß ist denn das Gegentheil des Emphatischen. Dieser Gegensaz ist gegeben und durch die Duplicität der Sprache bedingt. Manche Arten des Styles erfordern mehr musikalisches als andere. Aber auch in der strengsten Gattung der Rede wird der musikalische Einfluß nicht ganz fehlen. Man hat nun im N. T. die Maxime aufgestellt, alles so emphatisch als möglich zu verstehen. Warum? Weil die neutest. Bücher keinen andern Zweck und Charakter hätten, als die reine göttliche Wahrheit vollkommen darzustellen. Allein das N. T. enthält offenbar Stellen, in denen das rhetorische, andere, in denen das musikalische Element keinen unbedeutenden Spielraum hat. Also ist jene Maxime falsch. Man kann nicht sagen, daß das Emphatische dem N. T. eigenthümlich sei. Es findet sich auch außerdem. Es giebt in jeder Composition Differenzen, die auf das eine oder andere hinweisen, das Emphatische oder Abundirende. Der Punkt, von dem man hier auszugehen hat, ist die Identität zwischen Denken und Reden. Aber diese Identität gestattet einen sehr freien Spielraum. Zu einem und demselben Gedanken kann ein größeres oder geringeres Sprachmaterial consumirt werden. Freilich müssen, genau genommen, wo mehr Worte sind, auch mehr Gedanken sein, weil jedes Wort ein Ausdruck ist. Allein wir können uns Fälle denken, in welchen in einem beschränkteren Sprachmaterial alles gedacht werden muß, was nur durch ein größeres ausgedrückt werden zu können scheint. Ist bei dem geringeren Material durch den Zusammenhang möglich gemacht, daß der Leser das Fehlende hinzudenkt, so wird dasselbe erreicht, als wenn ein größeres gebraucht wäre. So lassen sich in verschiedenen Fällen verschiedene Methoden denken, d. h. Fälle, wo der Kanon des Emphatischen anwendbar ist, und wo er es nicht ist. Im N. T. haben die älteren Ausleger die oben bezeichnete Maxime gehabt, so viel als möglich emphatisch zu nehmen, die neueren dagegen, so wenig als möglich. Beide Maximen sind aber offenbar nur Ausdruck ent=

gegengesezter Einseitigkeiten und taugen in sofern beide nicht. Es genügt auf die Paulinischen Briefe zu verweisen, worin oft rhetorische Stellen, besonders Schlußstellen von Abschnitten vorkommen, in denen eine gewisse Sprachfülle vorherrscht, und manche Wörter fast tautologisch sind. Hier ist also das Gegentheil des Emphatischen. Aber wir finden auch bei Paulus ὀξύμωρα, und was damit verwandt ist, ein gewisses Spiel mit den Bedeutungen desselben Ausdrucks. Solche Stellen haben auch einen bestimmten rhythmischrn Charakter, aber das ist untergeordnet, und so entsteht die Aufforderung, die Ausdrücke genau zu nehmen. Wendet man den Kanon jener Stellen auf diese an, oder umgekehrt, so verfehlt man den Sinn des Schriftstellers. Sieht man nun im Gegentheit von dieser Art von Stellen, wo die Gedanken nicht in fortschreitender Entwickelung sind, — denn auch die ὀξύμωρα sind nur Ruhepunkte inmitten der Rede, — auf solche, wo eine bestimmte Gedankenentwickelung fortschreitet, so finden wir auch hier einen entgegengesezten Charakter. Nemlich im Hebräischen finden wir an der Stelle des Periodischen, so wie des Unterschiedes zwischen Prosa und Poesie, einen bestimmten Typus, oder Parallelismus, worin ein gewisses Wiegen des Gedankens liegt, so daß in einer gewissen Arsis und Thesis derselbe Gedanke mit geringer Modification ausgedrückt wird. Die dialektische Differenz verschwindet, die Säze haben ein verschiedenes Colorit, aber keinesweges den Charakter dialektischer Schärfe. Wo wir diesen Typus im N. T. finden, im Gnomischen namentlich und im Hymnischen, da herrscht der hebräische Sprachcharakter, und es wäre unrecht, da die Differenzen bestimmt zu unterscheiden. Dagegen darf auf dialektisch fortschreitende Säze nicht dieser Kanon angewendet werden, sondern der entgegengesezte. Beide Regeln haben im N. T. ihr Gebiet der Anwendung, man muß jedes gehörig unterscheiden.

Die quantitative Differenz findet im N. T. auch ganz besonders in den formellen Sprachelementen Statt, namentlich in dem Gebrauch der Partikeln. Adversative Partikeln werden in nicht ent-

gegengesezten Säzen gebraucht, organisch verknüpfende bloß anreihend u. dergl. Eben so umgekehrt. Ist im ersteren Falle der Werth der Partikeln verringert, so wird er im anderen Falle vermehrt. Im N. T. beruht dieß zum Theil auf dem Mangel an Aneignung des griechischen und dem Einfluß des hebräischen Denkens. Die Aufgabe ist, die verschiedenen Fälle gehörig zu unterscheiden. Einseitiger Gebrauch der einen und anderen Maxime würde zur höchsten Verwirrung führen. Die neutest. Spezialhermeneutik hat bei der Anwendung der allgemeinen Regeln nur das Eigenthümliche zu berücksichtigen, was in dem Verhältniß des Griechischen zum Hebraischen im N. T. seinen Grund hat.

Von der richtigen Betrachtung der bezeichneten Maximen hängt der richtige Gebrauch der Hülfsmittel zur Auslegung des N. T. ab. Nicht nur Commentarien, auch Lexika, Grammatiken, sind wohl nach jenen einseitigen Maximen gearbeitet, und dann natürlich mit großer Vorsicht zu gebrauchen. Bei dem eigenen Verfahren gilt der Kanon: Sobald nicht nothwendig auf das hebräische und auf das eigenthümlich christliche Element in der neutest. Sprachbildung Rücksicht zu nehmen ist, hat man sich bloß an die allgemeinen hermeneutischen Regeln zu halten. Dabei ist denn auf die Art der Composition und den Charakter des Schriftstellers in der besonderen Art der Composition zu sehen, ob der Schriftsteller kunstlos verfährt oder nicht, ob er sich an die Sprache des gemeinen Lebens hält. Man mache nur, was das N. T. betrifft, keinen scharfen Unterschied zwischen historischen und didaktischen Schriften, denn es giebt keine historischen Bücher, in denen gar nichts didaktisches wäre.

Dieß führt die ganze Frage auf den Gegenstand der Darstellung zurück. Man fragt, giebt es im N. T. gewisse Gegenstände oder Complexe von Begriffen, worauf die eine oder andere Maxime ausschließlich anzuwenden ist? Wenn wir eben von der verschiedenen Beschaffenheit der einzelnen Stellen gesprochen haben, wo die eine oder andere Maxime vorzugsweise anwendbar ist, so fragt sich, ob die verschiedene Beschaffenheit der Stellen mit der Ver-

schiedenheit der Gegenstände coincidirt? — Wo Begriffsentwickelung im N. T. ist, werden dogmatische oder moralische Gegenstände der Inhalt sein. Denn hierauf bezieht sich ja das N. T. vorzugsweise. Nicht ist, wenn auch etwas rhetorisches vorkommt, dieß außer jenem Kreise, sondern es kann, wenn ein Begriff mit dialektischer Schärfe entwickelt ist, eine Stelle mit rhetorischer Fülle folgen. Es ist also die Form das Hauptbestimmende in Beziehung auf die Anwendung einer Maxime. Die falsche Anwendung beruht zum Theil auf der Tendenz, die religiösen Vorstellungen, so wie sie sich später entwickelt haben, im N. T. zu finden. Es liegt in der Idee des Kanons der heil. Schrift, daß man in den theologischen Verhandlungen auf das N. T. zurückgeht. Aber eben so natürlich ist, daß daraus in den theologischen Verhandlungen differente Gebrauchsweisen neutestam. Ausdrücke entstehen, je nachdem die Entwickelung weiterschreitet und different ist. Der Sprachgebrauch, der im Leben gilt, übt auf den Exegeten eine unwillkührliche Gewalt aus. Man denkt die neutest. Vorstellungen mit den jedesmaligen theologischen Verhandlungen im Zusammenhange. Daraus aber entstehen erkünstelte Auslegungen, wodurch man die dicta probantia im Sinne der jedesmaligen theologischen Verhandlungen rechtfertigen will. Es muß daher als Regel aufgestellt werden, bei dem exegetischen Verfahren den jedesmaligen theologischen Sprachgebrauch als nichtexistirend anzusehen. Dagegen schützt am besten die oben berührte Methode, alle Ausdrücke des N. T., welche in einer bestimmten Beziehung nöthig sind und den Kern der kanonischen Dignität bilden, in allen Verbindungen, in denen sie im N. T. vorkommen, zusammenzustellen.

Es ist hier die sprachbildende Kraft des Christenthums im N. T. in Betracht zu ziehen. Der christliche Sprachgebrauch ist auf dem jüdischen gleichsam gelagert. Die neutest. Schriftsteller konnten in der Bildung christlicher Ausdrücke auf dem Grunde des jüdischen Sprachgebrauchs ein doppeltes Verfahren beobachten, entweder bei der vorhandenen jüdischen Gebrauchsweise stehen blei-

ben und damit das Neue verbinden, oder den früheren jüdischen Gebrauchsweisen neue entgegenstellen. Das erste Verfahren ist das historische, wo die Anknüpfung, das andere das dialektische, wo das Entgegensezen dominirt. Das Charakteristische liegt hier nicht in der Person des Schreibenden oder Sprechenden. Jeder konnte nach den Umständen bald das eine bald das andere Verfahren beobachten. Die Verschiedenheit des Verfahrens giebt sich in der Form des Vorkommens zu erkennen. Der Ausleger hat darauf zu achten. So wird der jüdische Ausdruck *δικαιοσύνη* in der Bergpredigt in der ersten Art gebraucht, anknüpfend, in den Paulinischen Briefen aber dialektisch, polemisch. In der jüdischen Frömmigkeit hatte das Opfer eine große Bedeutung. Christliche Ansicht aber ist, daß alle Opfer durch Christus aufgehoben sind. Diese konnte nun dargestellt werden, entweder indem man anknüpfend den Begriff des Opfers erweiterte, oder indem man denselben negirte und sagte, es bestehe jezt ein Verhältniß zwischen Gott und den Menschen, worin das Opfer seinen Einfluß verloren habe. Im N. T. ist das erstere Verfahren dominirend, das andere nur Resultat desselben. — Stellt man nun die Hauptbegriffe, worauf es hier ankommt, in allen Beziehungen zusammen, so muß man auch erkennen können, wie das N. T. jede Vorstellung nach der einen oder andern Methode gebraucht. Am Ende beruht Alles auf einer Synthese alles verschiedenen Vorkommens. Eine Hauptschwierigkeit bei der Auslegung des N. T. macht auch in dieser Hinsicht immer, daß die historische Kritik noch nicht vollendet ist und noch so sehr viel streitiges enthält.

Bei den didaktischen Schriften hat dieß weniger zu bedeuten. Im Ganzen haben sie denselben Sprachgebrauch. Auf die persönliche Identität der Verfasser kommt weniger an, und selbst die Zeitdifferenz hat keinen großen Einfluß, da sie höchstens um eine Generation unterschieden sind, worin keine bedeutenden Fortschritte oder Veränderungen Statt finden konnten. Nur Paulus hat sein eigenes Gebiet, aber bei ihm ist die Masse groß genug,

um alle nöthigen Analogien zu finden; die andern bilden ein Ganzes ohne besondere hermeneutische Wichtigkeit in ihrer Differenz. Und ihr Sprachgebrauch stand unter dem Einflusse des Paulus, weil dieser zuerst hellenische Gemeinden bildete, also auch zuerst den griechischen Sprachgebrauch in der Lehre fixirte. Er hielt dabei die Verbindung mit der Muttergemeinde in Jerusalem so fest, daß den andern Aposteln dadurch möglich wurde, seine Weise anzunehmen.

Größere Schwierigkeit machen die historischen Schriftsteller wegen der Streitigkeit und Unsicherheit ihrer Entstehungsweise und ihrer Einheit. Das Verstehen des quantitativen ist nur sicher, wenn die kritische Aufgabe zuvor gelöst ist. Allein die Auslegung soll gerade darüber mit entscheiden, was der Kritik nach unsicher und streitig ist, da die äußeren Zeugnisse fehlen. Hierauf muß das hermeneutische Verfahren Rücksicht nehmen, und deßhalb in der Bestimmung der Resultate sehr vorsichtig sein. Die Auslegung hat dabei auf zweierlei zu sehen, erstlich auf das Verhältniß der einzelnen Erzählungen, sodann auf das Verhältniß der einzelnen didaktischen Elemente. Was das leztere betrifft, nemlich die Reden, so bemerkt man, daß sie den bestimmten Verhältnissen nicht entsprechen, sofern sie entweder zu kurz sind, oder in längeren oder zu langen das Einzelne darin oft nicht genug zusammenhängt, um eine Einheit zu bilden. Entweder nun ist eine solche Rede nur Auszug aus der wirklich gehaltenen, aber doch ein Ganzes, oder kein Ganzes, sondern von dem Referenten aus verschiedenen zusammengetragen. Hierauf hat die Auslegung zu achten und bei jeder Verknüpfung hermeneutisch zu untersuchen, ob sie ursprünglich sei, oder willkührlich Saz an Saz, Reihe an Reihe geknüpft. Hier kommt alles auf genaue Beobachtung der verknüpfenden Elemente an. — Was das Verhältniß der historischen Elemente betrifft, so ist offenbar, daß wir nur Einzelnes haben, kein continuirliches Ganzes, weil sonst das ganze Leben Christi sehr zusammenschrumpfen würde. Es ist nun zu unterscheiden, ob ein genauer Zusammenhang ist zwischen dem Einzelnen oder nicht, und zu untersuchen, ob die Zusammenhangs-

losigkeit bemerkt ist oder nicht. Im Evangelium ist bemerkt, wo eine Lücke oder ein Zusammenhang ist, wo das Continuum anhebt und aufhört. In den drei ersten Evangelien ist dieß nicht der Fall. Da ist denn auf die Beschaffenheit der verbindenden Formeln zu achten. Aber der Werth derselben, ob gleich oder verschieden, läßt sich nur durch Vergleichung ermitteln. Man muß dabei davon ausgehen, wo die Erzählung Bestimmtes ergiebt und darnach die streitigen Stellen beurtheilen. So kommt die Hermeneutik der historischen Kritik zu Hülfe. Diese sollte freilich zuvor vollendet sein, dann wäre das Verfahren ein rein hermeneutisches. Sie könnte es auch, wenn die äußeren Zeugnisse hinreichten über die Entstehung und ursprüngliche Beschaffenheit der Schriften. Aber da dieß nicht der Fall ist, muß das hermeneutische und kritische Verfahren verbunden werden zu gegenseitiger Vollendung. Aber eben hierin zeigt sich, daß das grammatische und psychologische Element der Auslegung unzertrennlich sind.

Freilich ist oben behauptet worden, jede Seite müsse für sich so betrieben und vollbracht werden können, daß die andere überflüssig werde. Dieß ist auch in der That das wahre Ziel, das Ideal. Die Probe, daß die Aufgabe völlig gelöst ist, ist allerdings die, daß das eine Verfahren dasselbe ergiebt, was das andere. Allein in der Wirklichkeit finden oft große Differenzen in dieser Hinsicht Statt. Wir können uns denken, daß wir eine Schrift in sprachlicher Hinsicht so verstehen, daß wir daran ein Maaß für die psychologische Eigenthümlichkeit des Schriftstellers haben. Allein das sezt voraus, daß alle Schwierigkeiten auf jener Seite gelöst oder keine vorhanden sind. Eben so wenn ich die psychologische Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers genau weiß, kann ich auch die sprachliche Seite ohne Schwierigkeit verstehen, wiewohl dieß schwieriger ist und doch immer die Kenntniß des Sprachlichen voraussezt. Aber genauer betrachtet sezt auch die sprachliche Seite ihrerseits die psychologische voraus. Es ist unmöglich, beide Seiten nicht immer zu verbinden, man müßte sonst den Zusammenhang zwischen Sprache und Denken aufgeben und sich des

fortgesezten Lesens ganz enthalten. Die sprachliche Aufgabe läßt sich, wenn man einzelnes rein lexikalisch oder grammatisch verfährt, bis auf einen gewissen Punkt isoliren. Allein sobald man an das Verstehen eines Ganzen geht, an ein zusammenhängendes Lesen, ist die Isolirung der sprachlichen Seite unmöglich. Die grammatische Auslegung getrennt zu vollführen, ist eine bloße Fiction.

Bei dem Briefe an die Römer kann man als anerkannt ansehen, daß die psychologische Auslegung ihr Werk noch nicht vollbracht hat. Es giebt noch viele Stellen, deren Zusammenhang streitig ist. Haben wir durch Zusammenstellung der Hauptelemente des Briefes in allem ihren Vorkommen den Gesammtwerth jedes Ausdrucks und seine Differenzen bestimmt, dann kann entschieden werden, ob z. B. manche schwierige Fragen von dem Apostel selbst gestellt oder ihm fremd sind. Im ersteren Falle müßte der Localwerth der darin vorkommenden Ausdrücke mit allen anderen Stellen übereinstimmen, im anderen Falle verschieden sein, so daß die Fragen als Einwürfe der Gegner erscheinen. Bei dieser Untersuchung ergänzen sich die grammatische und psychologische Seite gegenseitig.

Wir machen einen relativen Gegensaz zwischen leichteren und schwereren Gedankenverbindungen. Die subjective Schwierigkeit kann so weit gehen, daß man sagt, ich kann mir nicht denken, daß einer so combinirt. Bis die Unmöglichkeit einer andern Combination nachgewiesen ist, ist man nicht zufrieden. Ist dann aber die grammatische Auslegung vollendet und sicher, so wird man dadurch genöthigt anzunehmen, daß es eine solche Combination giebt. So bestimmt die grammatische Auslegung die psychologische. Aber eben so kann der Fall eines grammatischen Räthsels eintreten, so daß Jemand sagt, ich kann nicht glauben, daß ein Wort den Werth hat, den es doch zu haben scheint, bis die Unmöglichkeit nachgewiesen ist, einen anderen Werth zu finden. Hie entscheidet denn die psychologische Construction und nöthigt, wenn sie vollendet und sicher ist, zur Anerkennung des bezweifelten Localwerthes.

Zweiter Theil [1].

Die psychologische [2] Auslegung.

1. Der gemeinsame Anfang für diese Seite der Auslegung und die grammatische ist die allgemeine Übersicht, welche die Einheit des Werkes und die Hauptzüge der Composition auffaßt. Aber die Einheit des Werkes, das Thema, wird hier angesehen als das den Schreibenden bewegende

---

[1]) Dieser Theil ist in dem handschriftlichen Nachlasse weniger ausgearbeitet, als der erste. Namentlich fehlt darin die bestimmte Anwendung der allgemeinen hermeneutischen Grundsäze auf das N. T. Es scheint auch hier das gerathenste, zuerst den von Schl. zulezt concipirten Vortrag vollständig mitzutheilen und darauf die Vorlesung v. J. 1832. im Auszuge, mit Benuzung der von Schl. zu seinem Hefte gemachten Randanmerkungen, folgen zu lassen.

[2]) Schl. nennt in seinem handschriftlichen Nachlasse diesen Theil die technische Interpretation, obwohl er in der Einleitung die andere Seite der Auslegung regelmäßig die psychologische genannt hat. In seiner Vorlesung vom J. 1832. aber nennt er diesen Theil den psychologischen, unterscheidet aber in demselben eine doppelte Aufgabe, die rein psychologische und die technische. Damit stimmt die Randanmerkung vom J. 1832. zusammen. Dieser Eintheilung und Bezeichnung haben wir um so mehr Grund hier zu folgen, da sie nicht nur der lezteren Auffassung Schleiermachers, sondern auch, wie die Entwickelung zeigen wird, einer wirklich tieferen Begründung und reicheren Ausführung dieser Seite der Hermeneutik angehört.

Princip, und die Grundzüge der Composition als seine in jener Bewegung sich offenbarende eigenthümliche Natur.

Die Einheit des Werkes ist in der grammatischen Auslegung die Construction des Sprachgebietes und die Grundzüge der Composition sind dort Constructionen der Verknüpfungsweise. Hier ist die Einheit der Gegenstand, das, wovon der Verf. zur Mittheilung in Bewegung gesezt wird. Die objectiven Differenzen, z. B. ob die Behandlung populär oder scientifisch ist, sind schon mit darunter begriffen. Aber der Verf. ordnet sich nun den Gegenstand nach seiner eigenthümlichen Weise, die sich in seiner Anordnung abspiegelt. Eben so, da jeder immer Nebenvorstellungen hat, und auch diese durch seine Eigenthümlichkeit bestimmt werden, so erkennt man die Eigenthümlichkeit aus der Ausschließung verwandter und der Aufnahme fremder.

Indem ich den Verf. so erkenne, erkenne ich ihn, wie er in der Sprache mit arbeitet: denn er bringt theils Neues hervor in ihr, da jede noch nicht gemachte Verbindung eines Subjects mit einem Prädicat etwas neues ist, theils erhält er das, was er wiederholt und fortpflanzt. Eben so, indem ich das Sprachgebiet kenne, erkenne ich die Sprache, wie der Verf. ihr Product ist und unter ihrer Potenz steht. Beides ist also dasselbe, nur von einer andern Seite angesehn.

2. Das lezte Ziel der psychologischen (technischen) Auslegung ist auch nichts anderes, als der entwickelte Anfang, nemlich das Ganze der That in seinen Theilen und in jedem Theile wieder den Stoff als das Bewegende und die Form als die durch den Stoff bewegte Natur anzuschauen.

Denn wenn ich alles Einzelne durchschauet habe, so ist nichts weiter zu verstehen übrig. Es ist auch an sich offenbar, daß der relative Gegensaz vom Verstehen des Einzelnen und dem Verstehen des Ganzen vermittelt wird dadurch daß jeder Theil dieselbe Behandlung zuläßt wie das Ganze. Aber das Ziel

ist nur erreicht in der Continuität. Wenn auch manches allein grammatisch zu verstehen ist, so ist es doch nicht in seiner Nothwendigkeit zu verstehen, die man nur inne wird, wenn man die Genesis nie aus den Augen verliert.

3. Das ganze Ziel ist zu bezeichnen als vollkommenes Verstehen des Styls.

Gewohnt sind wir unter Styl nur die Behandlung der Sprache zu verstehen. Allein Gedanke und Sprache gehen überall ineinander über, und die eigenthümliche Art den Gegenstand aufzufassen geht in die Anordnung und somit auch in die Sprachbehandlung über.

Da der Mensch immer in einer Mannigfaltigkeit von Vorstellungen ist, so ist jedes entstanden aus Aufnahme und Ausschließen. Ist aber dieses oder sonst etwas nicht aus der persönlichen Eigenthümlichkeit hervorgegangen, sondern angelernt oder angewöhnt, oder auf den Effekt gearbeitet, so ist das Manier und manierirt ist immer schlechter Styl.

4. Jenes Ziel ist nur durch Annäherung zu erreichen.

Wir sind ohnerachtet aller Fortschritte noch weit davon entfernt. Der Streit über Homer wäre sonst nicht möglich. Über die drei Tragiker. Unvollkommenheit ihrer Unterscheidung.

Individuelle Anschauung ist nicht nur niemals erschöpft, sondern auch immer der Berichtigung fähig. Man sieht dieß auch daraus, daß die beste Probe ohnstreitig die Nachahmung ist. Da aber diese so selten gelingt, und die höhere Kritik noch immer Verwechselungen ausgesezt ist, so müssen wir noch ziemlich weit von dem Ziele entfernt sein.

5. Vor dem Anfang der psychologischen (technischen) Auslegung muß gegeben sein die Art, wie dem Verfasser der Gegenstand und wie ihm die Sprache gegeben war, und was man anderweitig von seiner eigenthümlichen Art und Weise wissen kann.

Zu dem ersten ist mitzurechnen der Zustand, worin sich die bestimmte Gattung der das Werk angehört vor seiner Zeit befand; zu dem zweiten was auf diesem bestimmten und nächstangrenzenden Gebiete üblich war. Also ein genaues Verständniß dieser Art ohne Kenntniß der gleichzeitigen verwandten Litteratur und dessen was dem Verf. als früheres Muster des Styls gegeben war. Ein solches zusammenhängendes Studium kann in Beziehung auf diese Seite der Auslegung durch nichts ersezt werden.

Das dritte ist zwar sehr mühsam, aber da es nicht leicht anders als aus der dritten Hand, also mit Urtheil vermischt ist, welches erst durch ähnliche Auslegung geschäzt werden kann, so muß man es entbehren können. Lebensbeschreibungen der Verfasser sind ursprünglich wol aus dieser Absicht ihren Werken beigefügt worden, allein gewöhnlich wird diese Beziehung übersehen. Auf das Nothwendigste von den beiden andern Punkten sollen allerdings zweckmäßige Prolegomena aufmerksam machen.

Aus diesen Vorkenntnissen entsteht bei der ersten Übersicht des Werkes eine vorläufige Vorstellung davon worin das Eigenthümliche vorzüglich zu suchen sei.

6. Für das ganze Geschäft giebt es vom ersten Anfang an zwei Methoden, die divinatorische und die comparative, welche aber wie sie auf einander zurückweisen auch nicht dürfen von einander getrennt werden.

Die divinatorische ist die, welche indem man sich selbst gleichsam in den andern verwandelt, das individuelle unmittelbar aufzufassen sucht. Die comparative sezt erst den zu verstehenden als ein allgemeines, und findet dann das Eigenthümliche, indem mit andern unter demselben allgemeinen befaßten verglichen wird. Jenes ist die weibliche Stärke in der Menschenkenntniß, dieses die männliche.

Beide weisen auf einander zurück, denn die erste beruht zunächst darauf, daß jeder Mensch außer dem daß er selbst ein

eigenthümlicher ist eine Empfänglichkeit für alle andere hat. Allein dieses selbst scheint nur darauf zu beruhen, daß jeder von jedem ein Minimum in sich trägt, und die Divination wird sonach aufgeregt durch Vergleichung mit sich selbst.

Wie aber kommt die comparative dazu, den Gegenstand unter ein allgemeines zu sezen? Offenbar entweder wieder durch Comparation, und dann ginge es ins unendliche zurück, oder durch Divination.

Beide dürfen nicht von einander getrennt werden. Denn die Divination erhält ihre Sicherheit erst durch die bestätigende Vergleichung, weil sie ohne diese immer fantastisch sein kann. Die comparative aber gewährt keine Einheit. Das Allgemeine und Besondere müssen einander durchdringen und dieß geschieht immer nur durch die Divination.

7. Die Idee des Werkes welche als der der Ausführung zum Grunde liegende Wille sich zuerst ergeben muß, ist nur aus den beiden Momenten, dem Stoffe und dem Wirkungskreise zusammen zu verstehen.

Der Stoff allein bedingt keine Art der Ausführung. Er ist zwar in der Regel leicht genug, auszumitteln auch wenn er nicht geradezu angegeben wird, dafür aber kann er auch angegeben zu einer falschen Ansicht verleiten. — Was man hingegen Zweck des Werkes in einer engeren Hinsicht nennen kann, das liegt auf der andern Seite, ist oft etwas ganz äußeres und hat nur auf einzelne Stellen einen beschränkten Einfluß, der doch noch gewöhnlich aus dem Charakter Einiger für die das Werk bestimmt ist erklärt werden kann. Weiß man aber für wen der Gegenstand bearbeitet werden, und was die Bearbeitung in ihm bewirken soll: so ist dadurch zugleich die Ausführung bedingt und man weiß alles was man nöthig hat.

Die [1]) Aufgabe der psychologischen Auslegung für sich betrachtet ist im Allgemeinen die, jeden gegebenen Gedankencomplexus als Lebensmoment eines bestimmten Menschen aufzufassen. Was haben wir für Mittel, diese Aufgabe zu lösen?

Wir müssen auf das Verhältniß eines Sprechenden und Hörenden zurückgehen. Ist Denken und Gedankenverbindung in beiden ein und dasselbe, so ergiebt sich bei Gleichheit der Sprache das Verstehen von selbst. Wenn aber das Denken in beiden wesentlich verschieden ist, ergiebt es sich nicht von selbst auch bei Gleichheit der Sprache. Nehmen wir beide Fälle absolut, so verschwindet die Aufgabe, denn im ersteren Falle entsteht sie gar nicht, weil sie mit der Auflösung rein zusammenfällt, im zweiten Falle ist sie, wie es scheint, unauflösbar. Allein in dieser Schärfe oder Absolutheit ist der Gegensaz gar nicht vorhanden. Denn in jedem Falle ist immer eine gewisse Differenz des Denkens vorhanden zwischen dem Sprechenden und Hörenden, aber keine unauflösliche. Selbst im gewöhnlichen Leben, wenn ich bei vollkommmener Gleichheit und Durchsichtigkeit der Sprache die Rede eines anderen höre und mir die Aufgabe stelle, sie zu verstehen, seze ich eine Differenz zwischen ihm und mir. Aber in jedem Verstehenwollen eines andern liegt schon die Voraussezung, daß die Differenz auflösbar ist. Die Aufgabe ist, in die Beschaffenheit und Gründe der Differenzen zwischen dem Redenden und Verstehenden genauer einzugehen. Dieß ist schwierig.

Zuvor aber müssen wir noch auf eine andere Differenz aufmerksam machen, nemlich auf den Unterschied zwischen dem unbestimmten, fließenden Gedankengange und dem abgeschlossenen Gedankencomplexus. Dort ist wie im Flusse ein Unendliches, ein unbestimmtes Übergehen von einem Gedanken zum andern, ohne nothwendige Verbindung. Hier, in der geschlossenen Rede, ist ein bestimmter Zweck, auf den sich alles bezieht, ein Gedanke bestimmt den andern mit Nothwendigkeit, und ist das Ziel erreicht,

---

[1]) Aus der Vorlesung v. J. 1832.

so hat die Reihe ein Ende. Im ersten Falle ist das Individuelle, rein Psychologische vorherrschend, in dem zweiten das Bewußtsein eines bestimmten Fortschreitens nach einem Ziel, das Resultat ein vorbedachtes, methodisches, technisches. Darnach zerfällt die hermeneutische Aufgabe auf dieser Seite in die rein psychologische und in die technische.

Jeder Mensch ist bisweilen wenn auch nur innerlich in einem solchen Vorstellungszustande, den wir, auf den eigentlichen Lebensgehalt gesehen, für Null rechnen. Nehmen solche Zustände überhand, so wird dadurch der reale Lebensgehalt des Subjects verringert. Man nennt einen solchen zerstreuet, er ist, sagt man, in Gedanken, d. h. in solchen die sich eigentlich auf Null reduciren. So lange ein solcher Zustand ein innerlicher ist, ist er natürlich kein Gegenstand für unsere Theorie. Allein wie steht es um unser gewöhnliches Umgangsgespräch? Wenn dasselbe nicht irgend ein Geschäft ist, so daß ein bestimmter Gegenstand erörtert wird und somit eine Tendenz entsteht, werden eben nur Vorstellungen ausgetauscht, oft ohne unmittelbare Beziehung, so daß was der eine sagt keinen nothwendigen Einfluß hat auf die Gedankenentstehung in dem andern, man spricht mehr neben, als zu einander. Aber selbst ein so freies, loses Gespräch ist schon Gegenstand der Auslegung und gerade in Beziehung auf unsere Aufgabe ein sehr intricates. Je mehr einer aus sich selbst redet, und der Grund seiner Combinationen rein in ihm selbst liegt, desto mehr entsteht die Frage, wie derselbe wol dazu gekommen sei. Es kommt vor, daß man zu wissen meint, wie der andere wol auf das, was man zu ihm sagt, antworten werde. Es ist etwas bedeutendes, wenn Jemand die Fertigkeit hat, die Succession der Vorstellungen eines Andern als Thatsache seiner Individualität zu verstehen. Litterarisch betrachtet hat dieß freilich keinen Werth, weil das rein freie Gedankenspiel nicht leicht litterarisch wird. Allein analog ist auf dem litterarischen Gebiete der rein freundschaftliche Brief. Solche Briefe von bedeutenden Männern machen keinen kleinen Theil unserer Litteratur aus.

Als Thatsachen ihres Gemüthes in persönlichen Verhältnissen haben sie großen Einfluß auf das Verstehen ihrer übrigen litterarischen Produkte. Es gehören hieher die freien Gedankenproduktionen von größerem objectiven Gehalt, z. B. in Reisebeschreibungen und dergl. ohne Kunstform, in Briefen. Diese können auf gleiche Weise als Thatsache des Gemüthes der Reisenden und Beschreibenden aufgefaßt werden. Denken wir uns zwei zusammenreisende, die ihre Auffassungen wieder geben. Diese Auffassungen werden verschieden sein. Kennen wir die objective Beschaffenheit der Sache, so wird die Differenz dadurch recht deutlich für uns. Oft aber lernen wir erst den Gegenstand aus verschiedenen Beschreibungen kennen, dann ist's schwer, das Objective und Subjective darin zu unterscheiden. — Ferner gehören hieher Beschreibungen des Geschehenen in Memoiren, Tagebüchern und dergl., worin das kunstlose Wiedergeben der eigenen Auffassung herrscht. Da können sich Urtheil und objective Wahrnehmung sehr vermischen, so daß die Unterscheidung der objectiven und subjectiven Elemente schwierig wird. Es ist dann die Aufgabe, das Wiedergeben der Auffassung als Thatsache im Gemüth des Verfassers zu betrachten.

Ganz anders, wenn die Combination unter der Potenz eines bestimmten Zieles steht. Da ist zwischen den einzelnen Elementen ein anderes Band des Fortschreitens, eine constante Größe, ein bestimmtes Verhältniß jedes Punktes zu dem vorgesezten Ziele in Vergleichung mit jedem vorhergehenden. Je nachdem das Ziel ein anderes ist, ist auch die Art und Weise der Combination verschieden. Hier ist Methode der Combination und künstlerische Produktion. Dem kunstlosen Memorienschreiber auf jener Seite z. B. steht auf dieser Seite der künstliche Geschichtschreiber gegenüber. Das hermeneutische Verfahren ist hier natürlich ein anderes, als dort. Ich darf an den Memorienschreiber nicht die Ansprüche machen, wie an den Geschichtschreiber.

Es giebt keine Gattung der Mittheilung durch Rede, in der diese Differenz nicht wäre. Überall, auch auf dem Gebiete der

Wissenschaft, giebt es ein freies Spiel der Gedanken, welches der künstlerischen Produktion in gewissem Grade vorbereitend vorausgeht.

Sehr mit Unrecht würde man jenes freie Spiel aus dem litterärischen Gebiete verbannen. Die Geschichtforschung z. B. käme zu kurz ohne die kunstlosen Denkwürdigkeitenschreiber. Ja dieß gilt selbst auf dem Gebiete der Wissenschaft im engeren Sinne. In einem philosophischen Kunstwerke kann ich, je strenger wissenschaftlich es ist, desto weniger die Genesis der Gedanken des Verf. erkennen. Diese ist versteckt. Was an der Spize des Systems steht, hat der Verf. nicht unmittelbar gefunden, sondern ist das Produkt einer großen Menge von Gedankenreihen. Um ein solches Werk in seiner Genesis als Thatsache des Gemüths seines Verf. zu verstehen, muß etwas anderes gegeben sein, ein Werk freierer Mittheilung. Ohne das kann die Aufgabe nur durch eine Menge von Analogien gelöst werden. So ist es schwer, den Aristoteles aus seinen Werken psychologisch kennen zu lernen, weil ein Werk des freien Gedankenspiels von ihm fehlt. Plato ist in dieser Hinsicht schon leichter zu erkennen, weil seine Werke die Form der freien Darstellung haben. Diese ist freilich nur Maske, aber man sieht leichter hindurch, als bei Aristoteles. Dasselbe gilt sogar von der Mathematik. Die Elementen des Euklid hat man lange als ein Lehrbuch der Geometrie angesehen, bis andere gesagt haben, sein Zweck sei die Einschließung der regelmäßigen Körper in der Kugel zu demonstriren, er gehe dabei von den Elementen aus, schreite aber so fort, daß er jenen Punkt immer im Auge habe. Über diese subjective Seite des Euklid würde nur möglich sein zu entscheiden, wenn wir von ihm ein Werk der andern Art hätten.

Die Verschiedenheit der Gedankenerzeugung ist nicht bloß bedingt durch den Gegenstand und die Individualität des Redenden, sondern auch durch die Verschiedenheit der Kunstformen. Pindar hat z. B. den Argonautenzug besungen, dieß ist ganz etwas anders, als die epischen Gedichte über denselben Stoff. Ja Pindar selbst rde denselben ganz anders episch dargestellt haben, als er ihn

lyrisch dargestellt hat. Die Auslegung hat also zu achten auf die Geseze der verschiedenen Arten der Produktion unter dem Begriffe des Kunstwerks. Sonst verfehlt sie die verschiedenen Charaktere und Interessen.

Der relative Gegensaz des rein Psychologischen und Technischen ist bestimmter so zu fassen, daß das erste sich mehr auf das Entstehen der Gedanken aus der Gesammtheit der Lebensmomente des Individuums bezieht, das zweite mehr ein Zurückführen ist auf ein bestimmtes Denken und Darstellenwollen, woraus sich Reihen entwickeln. Am nächsten kommen sich beide Seiten, wenn ein Darstellenwollen, ein Entschluß nur festgehalten und die gelegentliche Wirksamkeit abgewartet wird. Aber in ihrem Unterschiede ist das technische das Verstehen der Meditation und das der Composition, das psychologische das Verstehen der Einfälle, unter welchen auch die Grundgedanken mit zu begreifen sind, aus welchen sich ganze Reihen entwickeln, und das Verstehen der Nebengedanken.

Zur psychologischen Interpretation gehören zwei Momente. Sie wird desto leichter und sicherer, je mehr Analogie zwischen der Combinationsweise des Verfassers und der des Auslegers, und je genauer die Kenntniß von dem Vorstellungsmaterial des Verfasser ist. Beide Momente können sich auf gewisse Weise gegenseitig ergänzen. Je genauer ich das Vorstellungsmaterial des Andern kenne, desto leichter werde ich die Differenz zwischen seiner und meiner Denkweise überwinden und umgekehrt. Wenn ich mir die eine Bedingung vollkommen erfüllt denke, muß die andere dadurch zugleich erfüllt werden.

Betrachten wir nun eben so die technische Seite in ihrer Allgemeinheit, so müssen wir von der Voraussezung ausgehen, daß sich irgend ein Denkzustand, eine Gedankenreihe aus einer Lebensthätigkeit entwickelt. Sofern eine Gedankenreihe aus einer Lebensthätigkeit entsteht, ist sie in ihrem Anfange schon implicite völlig gesezt, d. h. die ganze Reihe ist nur Entwicklung jenes Entstehungsmoments; die einzelnen Theile der Reihe sind schon

durch die That bestimmt, wodurch die Gedankenbewegung entsteht, und verstehe ich diese, dann verstehe ich auch jene. Dann fällt aber alles heraus, was in der Eigenthümlichkeit des Denkenden keinen Grund hat; ich finde nur was sich aus der freien That selbst entwickelt hat. Da tritt nothwendig das Technische ein. Denn sobald Jemand mit freiem Entschluß, freier That etwas zum Bewußtsein bringen will oder Bewußtes darstellen, was hier gleichviel ist, so ist er gleich genöthigt, eine Methode zu befolgen. Aber diese wird verschieden sein, je nachdem er sich in seiner Selbstbestimmung fragt, wie komme ich dazu, den Gegenstand gründlich zu durchforschen, oder, wie bringe ich das Durchdachte in einer gewissen Richtung und für gewisse Menschen zur Darstellung? Jenes ist die Methode der Meditation, dieses die Methode der Composition. Beide sind immer zweierlei, und nicht bloß in einzelnen Beispielen, sondern in jedem Fall, wo der Begriff der Composition involvirt ist, zu unterscheiden. Die Meditation kann den Entschluß bisweilen nur auf eine ruhende Weise festhalten, so daß er nur gelegentlich wirksam ist, und dann wird gewiß die Composition, die Verknüpfung des Einzelnen zu einem Ganzen, als ein zweiter Akt postulirt. Dieser Fall ist aber im Grunde immer da. Denn auch wenn im ersten Entschluß die Form schon mitgegeben ist (man denke sich, daß Jemand den Entschluß faßt, ein Gedicht von bestimmter Art zu machen) und diese schon sehr viel Ausschließung und positive Bestandtheile enthält, wird doch im Componiren einzelnes so entstehen, das es provisorisch muß zur Seite gelegt werden. So ist also die volle hermeneut. Aufgabe eben die, beide Akte in ihrer Verschiedenheit zu verstehen.

Diese Unterscheidung zwischen Meditation und Composition kann zweifelhaft machen, ob bei der weiteren Betrachtung die Haupteintheilung in die psychologische und technische Seite der Aufgabe festzuhalten sei, oder die Unterabtheilung in der Ordnung der Composition betrachtet werden soll. Also in diesem Falle zuerst Auffindung des Entschlusses, d. i. der

Einheit und eigentlichen Richtung des Werkes (psychologisch); alsdann Verständniß der Composition als der objectiven Realisirung von jenem; dann Meditation als genetische Realisirung desselben (beides technisch); dann Nebengedanken als fortwährende Einwirkung des Gesammtlebens, worin der Verfasser sich befindet. Betrachten wir nemlich die Rede als ein abgeschlossenes Ganzes, und erklären sie aus ihrem Anfangspunke, so ist damit zugleich der Endpunkt gegeben. Der Anfangspunkt ist nur aus dem Leben des Einzelnen zu begreifen, also psychologisch. Allein wir sehen zugleich, wie der Redende dadurch gebunden sein Werk so oder so vollendete. So kommen wir auf die technische Seite. Da sind denn Composition und Meditation zu betrachten. Diese aber lagen schon implicite in dem Anfangspunkte. So kehrt die Aufgabe wieder zur psychologischen Seite zurück. Und so scheint es, als könnten beide Seiten, die psychologische und technische, vereinigt werden. Indeß dieß geht nicht. Jede Seite bildet in Ansehung der Regeln ein Ganzes.

Das Wesen des Unterschiedes zwischen beiden Seiten liegt darin, daß auf der rein psychologischen Seite der Mensch frei ist und wir also auf seine Verhältnisse als Principien seiner Selbstbestimmung zurückgehen müssen, während auf der andern, der technischen Seite, sowohl in dem Moment der Meditation als der Composition die Macht der Form ist, die den Auctor beherrscht. Hier liegt im Conceptionsentschluß schon die Form mit. Sofern diese etwas schon bestehendes ist, ist klar, daß der Autor eben so Organ der Form ist, als Typus des geistigen Gesammtlebens, wie wir ihn auf der grammatischen Seite als Organ der Sprache ansehen. Dieß ändert sich auch nicht wesentlich, selbst wenn wir auf den Erfinder einer Form stoßen. Da fragen wir, wie kam der Verfasser dazu eine neue Form, Gattung zu erfinden? Wir unterscheiden ein negatives und ein positives Moment. Jenes ist das, daß der Keim eines Gedankencomplexus die vorhandenen Formen abstößt wegen Mangels an innerer Zusammenstimmung. Da muß denn

entweder der Stoff aufgegeben oder eine neue Form gesucht werden. Wird nun diese gesucht, so tritt das positive Moment ein. Absolut neu ist keine neuerfundene Form. Sie existirt schon irgendwo, nur nicht gerade an dem Punkt, wo der Verf. sie hervorbringen will. Sie liegt entweder auf einem andern Kunstgebiete. Indem der Verf. sie auf das seinige herüberzieht, so erscheint er bei aller Neuheit doch als Nachahmer der schon vorhandenen. Oder die Form ist schon im Leben vorhanden, nur noch nicht in der Kunst gebraucht. So nahm das alte Drama als es entstand seine Form aus dem im Leben überall vorhandenen Gespräch, so wie der frühere Typus für die Kunstform des Epos die Erzählung ist. Selbst der Chor in den Dramen findet seinen Typus in dem Zusammentreffen des Einzelnen mit dem Volke. Wir müssen also sagen, selbst der Erfinder neuer Formen der Darstellung ist nicht rein frei in seinem Entschlusse; es steht zwar in seiner Macht, ob die Form eine stehende Kunstform werden soll oder nicht, aber er ist auch bei der Bildung der neuen in der Gewalt der Analoga, die schon vorhanden sind.

Indem wir nun den Hauptunterschied der psychologischen und technischen Seite festhalten, fangen wir natürlich bei dem Verständniß des Impulses im Individuum an und gehen zum Fortwirken des Gesammtlebens auf die Entwicklung des Ganzen über, wobei wir, was dabei von Composition erwähnt werden muß, als aus dem litterarischen Leben schon bekannt voraussezen können.

Die psychologische Aufgabe insbesondere.

Die Aufgabe enthält ein Zwiefaches, was in Beziehung auf die Totalität des Werkes sehr verschieden, aber in Beziehung auf dessen elementarische Produktion sehr ähnlich ist. Das eine ist, den ganzen Grundgedanken eines Werkes zu verstehen, das andere die einzelnen Theile desselben aus dem Leben des Autors zu begreifen. Jenes ist das, woraus sich alles entwickelt, dieses das

in einem Werke am meisten zufällige. Beides aber ist aus der persönlichen Eigenthümlichkeit des Verfasser zu verstehen.

Die erste Aufgabe also ist, die Einheit des Werkes als Thatsache in dem Leben seines Verfassers. Es fragt sich, wie ist der Verf. zu dem Gedanken gekommen, woraus das Ganze sich entwickelt, d. h. welche Beziehung hat es zu seinem ganzen Leben und wie verhält sich der Entstehungsmoment in Verbindung mit allen andern Lebensmomenten des Verfassers? —

Man könnte glauben, die Aufgabe sei schon durch die Überschrift gelöst. Aber dies ist Täuschung. Denn die Überschrift ist nichts wesentliches für die Hermeneutik und hat im Alterthum fast immer gefehlt. In den Werken des Alterthums ist sie meist spätern Ursprungs; ist auch oft ganz zufällig ohne Bedeutung für die Einheit des Werkes, z. B. die Überschrift Ilias.

Bei der Lösung der Aufgabe muß man von folgendem Gegensaze ausgehen. Auf der einen Seite, je mehr ein Werk der Form nach in den Beruf seines Verf. gehört, desto mehr versteht sich die Genesis im Allgemeinen von selbst. Da bliebe nun die Frage, wie der Verf. eben zu dem bestimmten Beruf gekommen. Allein dieß hat in Beziehung auf das einzelne Werk, welches vorliegt, gar kein Interesse. Der entgegengesezte Fall ist der, daß die Aufgabe in dem Maaße schwer ist, in welchem die Thätigkeit, woraus ein Werk hervorgeht, in dem Leben des Verf. zufällig erscheint. In diesem Falle müßte, um die Aufgabe lösen zu können, das ganze Leben des Verfassers vorliegen.

Wir unterscheiden hier die Frage, *unter welchen Umständen ist der Verfasser zu seinem Entschluß gekommen*, von der, *was bedeutet dieser in ihm, oder was hat er für einen bestimmten Werth in Beziehung auf die Totalität seines Lebens?* —

Die *erste* Frage bezieht sich auf das Äußerliche und führt auch nur zur Erklärung des Äußerlichen. Ja es liegt darin etwas, was leicht vom rechten Wege abführt. Es giebt in der Entstehung eines schriftstellerischen Entschlusses immer Zufälligkei=

ten. Dasselbe, was einmal im Gemüth und Leben angelegt ist, kann auch unter ganz andern Umständen zu Stande kommen. Man geräth, wenn man hier sucht und zusammenstellt, leicht in Anekdotenkrämerei.

Denkt man sich einen fruchtbaren Schriftsteller und stellt sich seine Werke zusammen, so wird die richtige Betrachtung darauf ausgehen, eine gewisse Nothwendigkeit in denselben nachzuweisen, den inneren Fortschritt in der Zeitfolge, wie der Verf. unter den gegebenen Zeitverhältnissen angefangen, wie er gestiegen, seine Höhe erreicht habe, dann wieder gesunken sei. Ohne eine solche Anschauung der Zeitfolge in den Werken versteht man keinen Schriftsteller. Auch ist allerdings wichtig, wenn in einem Werke Anspielungen auf Zeitverhältnisse u. s. w. vorkommen, dieselben aus den Zeitverhältnissen zu verstehen. Aber die äußeren Umstände geben an sich nie eine genügende Erklärung des Entschlusses.

Im Allgemeinen läßt sich in Beziehung hierauf folgende Regel feststellen: Je mehr ein Werk aus dem inneren Wesen des Schriftstellers hervorgegangen ist, desto unbedeutender sind für die hermeneutische Aufgabe die äußeren Umstände, ist hingegen der Verf. durch Äußeres zu dem Werke gedrängt worden, desto nothwendiger ist, die äußeren Veranlassungen zu kennen.

Viel wichtiger ist die zweite Frage, was bedeutet der wahre, innere Keim des Werkes, der Entschluß im Leben des Verfassers?

Nur bei eigentlichen Kunstwerken geht die Frage auf in der nach dem Verhältnisse zwischen Stoff und Form. Die hermeneutische Aufgabe hat aber auf dieser Seite ein ungleich größeres Gebiet. Man denke sich den Fall, daß mehrere derselben historischen Stoff bearbeiten und darstellen, wie verschieden werden sie darstellen? Der eine schreibt eine Chronik, der andere giebt eine pragmatisch zusammenhängende Geschichte. Der eine hat vorzugsweise eine kritische Tendenz, der andere will die ethischen Motive der Begebenheiten zur Anschauung bringen. Ohne Kenntniß der besonderen Tendenz, des besonderen Zweckes, versteht man die Construction des Werkes nicht.

Aber die Tendenz, der Zweck eines Werkes kann sehr verschieden aufgefaßt werden. Diese Verschiedenheit wird durch die hermeneutischen Regeln nicht nothwendig gleich aufgehoben; jeder wird sich derselben auf seine Weise, nach seinem Standpunkte bedienen.

Nun giebt es freilich Fälle, wo der Verf. seine eigenste Tendenz kund giebt. Doch ist's auch damit eigen. Liest man, die bezeichnete Tendenz im Sinne, fort, und es kommen Stellen vor ohne eine Spur jener Tendenz, so wird man zweifeln, ob der Verf. wirklich die Tendenz gehabt. So wird die Lösung der Aufgabe sehr erschwert. Das schwierigste aber ist, wenn man Werke vor sich hat, welche in das geschäftliche Leben eingreifen. Da kann es Fälle geben, wo die Tendenz absichtlich verborgen ist. Hat man genaue Kenntniß von der Sinnes- und Denkweise, so wie von den Verhältnissen des Verf., und findet unter seinen Werken ein bestimmtes Verhältniß statt, so ist die Lösung dadurch erleichtert. Aber es giebt Fälle, wo die Frage nach der Tendenz des Verfassers gar nicht zu beantworten ist. Steht die Frage an der Spize des ganzen hermeneutischen Verfahrens, so ist dasselbe allerdings gefährdet selbst von der grammatischen Seite, wenn jene nicht beantwortet werden kann. Es giebt solche Werke, die hermeneutische Räthsel bleiben, wo es uns an allem fehlt, um jene Frage zu beantworten. Aber es giebt etwas, wodurch das Übel verringert werden kann. Es findet, wie gleich anfangs gesagt ist, zwischen der Einheit des Ganzen und den einzelnen Theilen eines Werkes eine Gegenseitigkeit statt, so daß die Aufgabe auf zwiefache Weise gestellt werden konnte, nemlich, die Einheit des Ganzen aus den einzelnen Theilen und den Werth der einzelnen Theile aus der Einheit des Ganzen zu verstehen. Ist die Einheit des Ganzen unbekannt, so kann ich auch die einzelnen Theile nicht daraus verstehen, ich muß dann den andern Weg einschlagen, von dem möglichst vollkommenen Verstehen des Einzelnen aus die Einheit des Ganzen zu erkennen. Allein jenes ist selbst sehr schwierig, daher kein sicherer Weg zur Lösung der Aufgabe. Nur wird dadurch das Räthselhafte auf gewisse Weise be-

schränkt. Die Hauptsache aber ist die Methode, nach welcher das Ganze und seine Einheit aus dem Einzelnen zu verstehen ist. Dieß geschieht vermittelst der Composition, aber, um nicht beide Seiten der Interpretation, die psychologische und technische zu verwirren, nur so daß davon nur so viel vorausgesezt wird, als davon schon an dieser Stelle der Auslegung verstanden werden kann. Geht nach Analogie eines Kunstwerks alles Einzelne in der Einheit des Stoffes und der Form auf, so ist indem ich dieß erkannt habe die Aufgabe gelöst. Wenn dagegen das Einzelne nicht alles in der Einheit des Stoffes und der Form aufgeht, und zwar so, daß das übrigbleibende eine gemeinsame Beziehung hat, so liegt eben hierin die verborgene Einheit, der heimliche Zweck des Verfassers. Diesen mit Sicherheit zu erkennen, hat natürlich große Schwierigkeit. Man kann sich dieß anschaulich machen an der Hypothese von der antichristlichen Tendenz des Werkes von Gibbon. Jeder solche Zweck stört die natürliche Unbefangenheit des Schriftstellers in der Composition. Daher ist eine heimliche Absicht in Werken, die rein auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft liegen, nicht so zu erwarten, wie in Werken, welche dem Geschäftsleben angehören. Kommt so etwas in Werken der Kunst und Wissenschaft vor, so wird dadurch der künstliche und wissenschaftliche Werth bedeutend verringert. Das Geschäftsleben ist für die litterärische Produktion ein sehr beschränktes Gebiet. Aber es giebt nicht selten Collisionen zwischen der rein wissenschaftlichen und künstlerischen Richtung auf der einen Seite und der Richtung auf die Lebensgestaltung auf der andern Seite. Da kann das Diplomatische eindringen. Dieß geschieht vornehmlich in Zeiten und Zuständen, wo auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft Partheiungen sind, die ins Leben eingreifen, oder wo das Staatsleben mit dem wissenschaftlichen und künstlerischen in Opposition ist. Also ist eine vollständige Kenntniß der Lebensverhältnisse und Zustände des Verfassers nothwendig, um zu wissen, ob man dergleichen geheime Absichten in seinen Werken zu suchen hat oder nicht.

Die Präliminarien zu dem Studium eines Werkes müssen andeuten, ob in demselben eine solche Einheit vorauszusezen sei, in der das Ganze aus dem Einzelnen und umgekehrt zu erklären ist. Aber damit ist die eigentliche Tendenz nur im Allgemeinen gegeben. Die Aufgabe aber ist dann dieselbe durch alle Einzelheiten des Werks zu verfolgen.

Gehen wir zur Lösung dieser Aufgabe auf den Keimentschluß des Verf. genau ein, so entsteht zuerst die Frage, was für ein quantitativer Theil seines Lebens ein solcher sei.

Der Keimentschluß kann in dem Verf. selbst einen dreifachen Werth haben. Das Maximum des Werthes haben wir in dem eigentlichen Lebenswerk, wenn jener Entschluß ein das ganze Leben ausfüllender ist. Das Minimum davon ist in dem Gelegenheitswerke, welches mit keinem Theile des Berufs im Zusammenhang steht, sondern rein zufällig ist. Dazwischen liegt ein drittes, Studien, als auch gewöhnlich von Gelegenheit ausgehende Vorübung auf ein Werk. Jede solche Produktion ist nicht das Werk selbst, noch ein Theil desselben, gehört aber auch nicht ins Gelegentliche, weil es in Beziehung auf jenes Werk steht. Dieß sind die drei quantitativen Abstufungen im Keimentschluß, und es ist leicht einzusehen, daß sie für die hermeneutische Operation von großer Wichtigkeit sind. Ist das hermeneutische Verfahren ohne Kenntniß und richtige Ansicht von dem verschiedenen Werth des Keimentschlusses, woraus eine Schrift hervorgeht, so sind Mißverständnisse unvermeidlich. Man kann ein Stückwerk nicht auslegen, wie ein eigentliches Lebenswerk. Dort z. B. sind Ungleichheiten in der Behandlung zu erwarten. Je organisirter ein Werk ist, so daß jedes mit dem Ganzen und der Grundeinheit genau zusammenhängt, um so weniger werden Ungleichheiten bemerkbar sein. Das hermeneutische Verfahren muß dort ein anderes sein, als hier.

Wie gelangen wir nun dazu, zu bestimmen, ob ein Werk das eine oder andere sei? Wir müssen die Gesammtthätigkeit des Verfassers kennen. Denken wir uns, daß ein und derselbe Schriftsteller ein eigentliches Werk und auch Studien zu dem Werke ge=

macht habe, jenes aber sei verloren gegangen, und nur diese noch vorhanden. Weiß ich das nicht, so wird man über den Verfasser schwerlich ein richtiges Urtheil gewinnen. Man wird sagen, das Werk sei unvollkommen, einseitig gearbeitet. Das ist aber ein falsches Urtheil und das Verstehen der Schrift als Thatsache wird dadurch wesentlich alterirt. Oder ein Anderer wird urtheilen, es sei durchaus keine Harmonie in jener Produktion und man könne daraus schließen, der Verf. habe kein gleiches Interesse an der Bearbeitung der ganzen Gattung gezeigt, nur einzelne Theile bearbeitet. Dieß Urtheil wäre aber eben so falsch. Das eine wie das andere ist der hermeneutischen Behandlung nachtheilig, beide beruhen aber auf der Unkenntniß von der Gesammtthätigkeit des Verfassers. Nehmen wir den Gegensaz zwischen Werken und gelegentlichen Produktionen, so ist klar, daß in jenen der Verfasser sich weit klarer aussprechen muß als in diesen. Diese beruhen nemlich auf einfachen Impulsen und sind für sich bestehende Elemente. Es ist in ihnen eine gewisse Selbstverläugnung und die Thätigkeit des Verf. bestimmt sich mehr durch sein Verhältniß zu dem, von dem der Impuls ausgegangen. Er muß sich auch richten nach dem Geschmack des Kreises, in welchem seine Produktion entstanden ist. Die Materie wird ihre Erklärung finden aus einem bestimmten Kreise des Gesammtlebens, auf den es sich bezieht, nicht aus dem Verfasser selbst. Was eine Gelegenheitsschrift ist, hätte auch können ein Werk werden, aber dann wäre es ein ganz anderes geworden. Es giebt ein Beispiel von hohem Kunstwerthe, an dem jener Unterschied schwer zu erkennen ist, das sind die Pindarischen Oden. Auf der einen Seite erscheinen sie als Gelegenheitsstücke, auf der andern sind sie vollendete Kunstwerke, und so erscheint was das entgegengesezteste schien hier in gegenseitiger Durchdringung. Das Räthsel löst sich, wenn man sagt, der Dichter habe jene Gelegenheitsstücke zu seinem Beruf gemacht, d. h. der Dichter will eben in diesem bestimmten Lebenskreise, worauf das Gedicht sich bezieht, sich manifestiren, und so nöthigt er das Gelegenheitswerk als solches auch Kunstwerk zu werden.

Solche Erscheinung ist selten, aber für die Hermeneutik muß sie in ihrem quantitativen Werthe richtig geschäzt werden.

Nehmen wir beide Differenzen die der Gelegenheitsschrift und des Werkes zusammen, und gehen davon aus, daß jedes Werk eine Einheit haben könne, die höher ist als die reine Beziehung von Stoff auf Form, so ist das Gelingen der hermeneutischen Aufgabe ganz davon abhängig, daß diese richtig gefunden werde. Beide Arten haben verschiedenen Werth nach der Verschiedenheit des Werthes des Schriftstellers. Bei einem unbedeutenden kümmert man sich nicht darum, was er mit dem Werke gewollt. Worin liegt aber der Unterschied zwischen einem wichtigen und unwichtigen Schriftsteller? Der leztere ist ein solcher, bei dem es am wenigsten darauf ankommt, sein Werk als Thatsache seines Lebens zu verstehen, wo vielmehr diese Seite ganz gegen die grammatische verschwindet. Es giebt, wie oben gesagt, Fälle, wo der Schriftsteller die Einheit seines Werkes zu verbergen sucht. In einem solchen Falle werden am meisten solche Theile sein, die durch die gegenseitige Beziehung von Stoff und Form nicht verstanden werden können. Vergleichen wir nun dieß mit der zulezt bemerkten Differenz und fragen was zu jenem Maximum und Minimum gehört? Denken wir es gebe in einem Werke nichts Einzelnes, was nicht aus der Beziehung von Stoff und Form zu verstehen sei, so würde dieß das vollkommenste Kunstwerk im gewissen Sinne sein, aber weil nur Kunstwerk als Werk des Einzelnen sehr unvollkommen. Ließe es sich nemlich ganz begreifen aus der Beziehung von Stoff und Form, so würde, wenn die Form gegeben wäre, die ganze Thätigkeit des Verfassers sich darauf beziehen, daß er den Stoff gewählt und die dazu gehörige Form. Dieß kann nun so nicht vorkommen, weil es nicht so absolut bestimmte Formen giebt, daß, wenn der Stoff gegeben ist, sich alles von selbst versteht. Aber je mehr Stoff und Form bestimmt sind, desto weniger wird Individuelles, Eigenthümliches vorkommen. Sollen wir uns denken, daß ein Werk einen gewissen Grad von Vollkommenheit habe ohne allen Einfluß der Eigenthümlich-

keit seines Verfassers, so müßte das Gebiet, wozu es gehört, mechanisirt sein. In feststehenden Formen nähert man sich solchem mechanisirten Gebiete. Je bestimmter die Geseze einer Form sind, desto leerer ist die Produktion von Eigenthümlichkeit. So steht das individuelle Leben dem Mechanisirten gegenüber. Aber das Verhältniß ist in den Schriften verschieden. Rein tritt das Individuelle nie zurück.

Hier kommen wir aber in Verlegenheit in Beziehung auf das, was sich in der Theorie der Kunst geltend gemacht hat. Denke man sich den Fall der alten Tragödie. Hier ist die Form auf eine gewisse Weise und in einem bestimmten Grade bestimmt. Haben mehrere Dichter denselben Stoff neben einander zu bearbeiten, so werden ihre Dispositionen sehr ähnlich sein. Je größer die Differenz ist, desto mehr wird auf der einen oder andern Seite größere oder geringere Unvollkommenheit sein. Welches ist nun aber der Grund der Verschiedenheit? Indem wir das Ganze auf einen Willensakt der Verfasser zurückführen, fragt sich, was hat der eine und der andere gewollt? Die Beziehungen von Stoff und Form sind dabei nur äußerlich. Wollte man sagen, der eine oder andere habe dabei einen bestimmten politischen oder moralischen Zweck gehabt, so würde die Kunsttheorie einwenden, dadurch sei der reine Charakter des Kunstwerks verlezt, ein Kunstwerk müsse keinen bestimmten Zweck haben. Ist diese Theorie richtig, so würde man nur sagen dürfen, es könne eine bestimmte Richtung zum Grunde liegen, aber kein bestimmter Zweck. Dieß gilt aber nur sofern als das auszulegende Werk ein reines Kunstwerk ist, denn da bleibt nichts übrig, es geht alles in Stoff und Form auf. Soll der Werth einer Schrift der eines reinen Kunstwerks sein, so darf auch nichts anderes in den Keimentschluß gesezt werden, als die reine Selbstmanifestation in der gegenseitigen Correspondenz von Form und Inhalt. So entsteht aber die Frage für die Hermeneutik, ob ein Werk als Kunstwerk angesehen sein wolle oder nicht? Wird dieß nun durch die Form bestimmt oder nicht? Hat sich in einem bestimmten Sprach- und Nationalgebiete die

Kunst auf eine gewisse Weise gestaltet, dann muß sich an der Form sicher unterscheiden lassen, ob ein Werk so wolle behandelt sein oder nicht. Aber wo ist dieß jemals so vollkommen bestimmt gewesen? Denkt man es aber auch aufs vollkommenste, im zusammenhängenden Leben werden die Fälle nicht ausbleiben, wo die eigentliche Kunstform zu besonderen Zwecken gemißbraucht ist. Doch läßt sich das leicht erkennen. Der Künstler hat vielleicht seinen eigentlichen Zweck verborgen, aber das Kunstwerk wird Einzelheiten enthalten und zwar nicht zerstreuet und nicht Nebensachen, die ein Ganzes bilden und die wahre Tendenz ausmachen. Allein hier kommen wir auf ein großes Gebiet, welches in dieser Beziehung im gewissen Sinne zweideutig ist. Nemlich überall, auf allen Gebieten auch außer dem eigentlichen Kunstgebiet findet sich eine gewisse Tendenz zur Kunst, wodurch die Frage zweideutig wird und die Antwort schwierig. So hat die Geschichtschreibung einen rein wissenschaftlichen Ursprung, aber eine große Annäherung an das Kunstgebiet. Niemand aber erzählt Begebenheiten ohne seine Art und Weise die Sache anzusehen und zu beurtheilen. Dieß ist nicht sein Zweck, sondern das Unvermeidliche; in dem Grade aber, in welchem es das ist, ist es bewußtlos und in sofern ohne Einfluß auf die Composition. Ganz anders, wenn Jemand die Geschichtschreibung als Mittel gebraucht, um gewisse Principien und Maximen zu empfehlen oder zurückzuhalten. Das ist ein bestimmter Zweck, der nicht in dem natürlichen Verhältniß von Stoff und Form liegt. Je mehr aber ein besonderer Zweck der Darstellung so obwaltet, daß er sich verbergen muß, um so mehr ist die Form für sich als Kunstgebiet zu betrachten. So giebt es also nicht bloß einen Gegensaz zwischen Praxis und Kunst, sondern auch zwischen Wissenschaft und Kunst. Die wissenschaftliche Darstellung hat auch ihren Zweck in sich selber, aber er ist ein anderer, als die Selbstmanifestation in der Kunst, nemlich die Mittheilung von etwas Objectivem, von Erkenntniß. In dem Grade in welchem sich die wissenschaftliche Darstellung der Kunstform nähert, entsteht auch eine andere Compo=

sition. Je mehr ein wissenschaftlicher Gegenstand jene Annäherung verträgt, desto mehr entsteht bei der Auslegung die Frage, ob der Schriftsteller eine solche Annäherung gewollt habe. Hat er sie ursprünglich gewollt, so wird sie sich in der ganzen Composition darlegen. Was aber den verborgenen Zweck betrifft, so ist ein solcher in der rein wissenschaftlichen Mittheilung weniger denkbar, als da, wo eine Annäherung zur Kunstform statt findet. In diesem Falle liegt der besondere Zweck nicht so am Tage und will aufgesucht werden. Nun giebt es schon gewisse Kunstmaaße an und für sich in der schriftlichen Darstellung. Ein mehr und weniger davon hat Einfluß auf die ganze Composition. Dieselben Gedanken erfordern eine andere Darstellung, wenn die Schrift auch wohlgefällig sein soll in künstlerischer Hinsicht, als wenn bloß der Zweck der objectiven Darstellung obwaltet. Verfehlt man diese Differenz, so kann man das Verfahren des Schriftstellers nicht gehörig reconstruiren. Aber wiewohl das Extreme sind, die rein künstlerische Darstellung für sich und das Erreichen eines positiven Zweckes, so gehört doch selbst zu dem lezteren eine gewisse künstlerische wohlgefällige Behandlung der Sprache, weil sonst die Leser abgestoßen werden. Es kommt nur darauf an, den Grad des künstlerischen Elements zu bestimmen.

Alles was in einem gewissen Umfange Mittheilung durch die Rede ist, ist Gegenstand der Auslegungskunst, und es liegt dieß entweder in einem bestimmten Geschäftskreise oder hat Analogie mit der Wissenschaft oder mit der Kunst. Diese sind nun unmöglich einander schroff entgegengesezt. Selbst das was im Geschäftskreise versirt, kann eine kunstgemäße Darstellung haben. Es giebt da Gemeinschaftliches und Übergänge. Aber man kann sich bestimmte Gesichtspunkte stellen und unterscheiden, ob ein Werk mehr aus dem einen oder dem andern aufzufassen sei.

Gewisse Complexus von Gedanken, die Gegenstand der Auslegung werden, haben eine Einheit, die in der Beziehung zwischen Gegenstand und Form liegen. Das ist die objective Einheit in allen drei Gebieten. Man kann dabei noch unterscheiden

die objective, sofern sie rein im Stoff liegt, und die technische, in Beziehung auf die Form. Die eine muß durch die andere verstanden werden. Außerdem hat jeder Gedankencomplexus eine Einheit, die über jene hinausliegt, die subjective, die Willensmeinung des Verfassers, wodurch Stoff und Form zusammenkommen. In jedem Werke, das im Kunstgebiet liegt, ist keine andere Einheit vorauszusezen, als die Selbstmanifestation. Da wie gesagt die rein künstlerische Produktion durch jede anderweitige Richtung alterirt wird, so entsteht die Aufgabe dieß zu finden, wenn es vorhanden ist. Im Allgemeinen fragt sich, wie sind in den verschiedenen Arten und Gebieten der Composition die subjectiven Nebenzwecke oder untergeordneten Einheiten zu finden? Man darf einen solchen Nebenzweck niemals unmittelbar voraussezen, es müßte denn schon aus der Schrift selbst eine Ahnung davon entstehen. Es ist oben der Fall gesezt worden, daß bei Werken auf dem Gebiete der Kunst eine bestehende Kunstform so dominire, daß die Differenz zwischen mehreren, die denselben Stoff künstlerisch darstellen, sehr gering werde. Allein dieß war nur eine Fiction, um zu zeigen, wie die objective Einheit so dominiren könne, daß die subjective Selbstmanifestation nicht genug heraustreten könne. Sezen wir nun aber, daß ein Zustand der Kunst sich jener dominirenden Macht des Objectiven nähere, dabei aber in den Subjecten ein mächtiger Drang zur Selbstmanifestation vorhanden sei, so werden in diesem Falle neue Formen gesucht werden. Es entsteht ein Antagonismus zwischen dem Beherrschtwerden des Künstlers durch die Form und dem Produciren desselben in der Form. Denken wir uns, daß dabei ein Nebenzweck sei, so wird dieser eine gewisse Gewalt ausüben gegen jenes Herrschen der Form. Und eben daran wird man die Selbstmanifestation des Verfassers erkennen. Alles, was nicht durch die Darlegung des Stoffes bestimmt ist, giebt uns ein Bild von dem Verfasser in seiner Art zu denken. Eben so, wenn mehrere denselben Gegenstand behandeln mit derselben Tendenz, und es finden sich Elemente, worin sich jene gemeinsame Tendenz nicht zeigt,

so erkennt man hierin die Verschiedenheit und Eigenthümlichkeit in den Willen der Verfasser. Selbst in jedem wissenschaftlichen Werke wird es Elemente geben, an welchen sich das Maaß von dem Willen des Verfassers in der Darstellung nehmen läßt. Hat der Wissenschaftliche den Zweck durch seine Darstellung Wohlgefallen zu erregen, so ergiebt sich aus dem Zusammenstellen der rein didaktischen Form mit den nicht dazu wesentlich gehörenden Elementen die ursprüngliche Willensmeinung des Verfassers. Der besondere Nebenzweck kann verborgen sein oder nicht. Im lezteren Falle z. B. wird eine wissenschaftliche Schrift offenbar polemisch sein. Auf dem reinen Kunstgebiete ist es nothwendig, den Nebenzweck zu verbergen, auf dem Gebiete des Geschäftslebens nur möglich. Dort ist das Verbergen mit der Willensmeinung gleich mitgesezt, und wird sich also auch in der Darstellung im Einzelnen zu erkennen geben. Wenn das Verbergen dagegen nur möglich ist, so gehört viel Aufmerksamkeit während der hermeneutischen Operation dazu, das Verborgene zu finden, man müßte denn durch genaue Kenntniß des Schriftstellers und seiner Lage im Voraus eine Ahnung davon haben. Dabei kommt es aber an auf das richtige Auffassen der Haupt- und Nebengedanken. Die Hauptgedanken hängen mit dem Ineinandergehen des Stoffes und der Form genau zusammen, die Nebengedanken nicht. Das Verhältniß ist aber sehr verschieden, die Bestimmtheit desselben gehört wesentlich zur Einheit des Werkes und bestimmt den Charakter desselben. Um zur Einsicht davon zu gelangen, muß man sich das Verhältniß in seinen Extremen denken. Auf der quantitativen Seite des Verhältnisses kann der Gegensaz zwischen Haupt- und Nebengedanken verschwinden, wenn die Nebengedanken entweder ausgeschlossen sind oder einen verhältnißmäßig gleichen Raum einnehmen. Ist der Gegensaz aufgehoben, so wird das Werk mehr eine freie Gedankencombination sein, ein freies Spiel. Dominirt dagegen der Gegensaz, so wird die Einheit des Werkes bestimmter, höher, sein. Im andern Falle tritt die Selbstmanifestation des Verfassers schärfer hervor. Im Allgemei-

nen können wir folgendes feststellen: Wo bestimmte Form ist, da dominirt jener Gegensaz, und umgekehrt, wo der Gegensaz nicht dominirt, da ist Formlosigkeit oder die Form ein Minimum. Damit ist das qualitative Verhältniß bezeichnet. Ist der Gegensaz durch einen Entschluß aufgehoben, so ist das nichts anderes, als sich auf unbestimmte Weise einer freien Produktion hingeben von dem Punkte an, wo der Entschluß ist. Eine solche Aktion wäre Null, wenn nicht ein bestimmender Punkt da wäre, ein Anknüpfungspunkt. Man kann sich dieß anschaulich machen an der freien Produktion in der Conversation; da ist der Anknüpfungspunkt wenigstens das Zusammensein. Das Analogon davon auf dem Schriftgebiete ist die Correspondenz, ein durch die Form auseinander getretener Dialog. Hier ist der Gegensaz zwischen Haupt- und Nebengedanken gar nicht in der ursprünglichen Volition der Schreibenden. Gegenüber stehen alle Produktionen, in denen jener Gegensaz dominirt.

Hier tritt nun für die hermeneutische Theorie wieder die Frage ein nach dem Verhältniß des Psychologischen und Technischen.

Gehen wir von dem Keimentschluß aus, um die Einheit eines Werkes als Thatsache im Leben seines Verfassers zu begreifen, so ist die Entwicklung des Keimes abgesehen von dem freien Gedankenspiel Gegenstand der technischen Interpretation, in der wir Meditation und Composition unterschieden haben.

Denke man sich den Fall eines freien sich gehen lassens in Gedanken, die einem anderen mitgetheilt werden, so müssen wir, um den Anknüpfungspunkt zu finden, das Verhältniß zwischen beiden, dem Verfasser und Leser, kennen. Da entsteht nun gleich der Unterschied zwischen dem, was sich aus diesem Verhältniß von selbst entwickelt, und dem, was von Außen zu dem Schriftsteller kommt. Diesen Unterschied muß man auffassen, aber er kann in diesem Falle ein Minimum sein. Eben so läßt sich gar nicht behaupten, daß z. B. ein Brief keine Form, keine Composition habe. Da tritt auch der Unterschied zwischen Meditation und Composition hervor, sofern doch der Brief einen Gedankeninhalt hat. Das Alles freilich im verjüngten Maaßstabe. Der Gegensaz zwischen

Haupt- und Nebengedanken gestaltet sich immer aus der Nothwendigkeit der Form, wenn er auch nicht von Anfang an gewollt ist. Dieß ist das Nächste, wovon alle weitere hermeneutische Operation auf dieser Seite abhängt. Die Form sei, welche sie wolle, von dem Augenblicke an, wo der Entschluß zu einer Form entstanden ist, ist der Verfasser Organ der Form, freier oder gebundener, je nachdem die Form selbst mehr frei oder gebunden ist.

Die Einheit selbst kann in dem Keimentschluß stärker und schwächer gedacht sein. Die schwächste ist wenn der Entschluß nur lautet, sich in der Gedankenmittheilung gehen zu lassen. Hierin ist der Gegensaz zwischen Haupt- und Nebengedanken ganz aufgehoben. Am stärksten und für die Auslegung am fruchtbarsten ist sie, wenn sie am meisten für den Verfasser bindend ist und auf eine bestimmte Form sich bezieht. Zwischen diesen beiden Endpunkten liegt die ganze bewegliche Reihe von einzelnen Momenten.

Anwendung des bisher Erörterten auf das N. T.

Die Lösung der rein psychologischen Aufgabe hat gerade im N. T. bedeutende Schwierigkeiten. Wir haben im N. T. abgesehn von der Apokalypse zwei Formen, die historische und epistolische. Von den historischen Schriften tragen vier denselben Namen, Evangelien. Diese Überschriften können nicht als Ausdruck des Keimentschlusses der Verfasser angesehen werden, denn sie sind nicht gleichzeitig mit den Schriftstellern entstanden, und enthalten gewissermaßen schon einen hermeneutischen Ausspruch, der aber als problematisch zu betrachten ist. — Alle vier behandeln denselben Gegenstand, das Leben Jesu Christi, und zwar in historischer Form. Allein wollte man nun sagen, jeder habe wollen eine Biographie Christi schreiben, so wäre das schon zu viel gesagt. — Weiter bemerkt man in mehreren so viel Identisches, daß man dieß nicht als accidentiell ansehen kann, sondern nur erklären kann aus zum Grunde liegenden gemeinsamen Erzählungen, von denen aber der eine dieß, der andere jenes ge-

nommen oder ausgelassen habe und wieder mehrere eben dasselbe. — So entstehen verschiedene Vorstellungen über den Keimentschluß und die ursprüngliche Einheit. Je nachdem sie in Beziehung auf ihre Materialien bloß als Sammler, Zusammensteller, oder als eigentliche Schriftsteller angesehen werden, sind die Erscheinungen der Gleichheit und Verschiedenheit in ihren Darstellungen auch verschieden zu erklären. Aber wie soll man das entscheiden? Bei so bedeutender Übereinstimmung kann das richtige Verfahren nicht das sein, bei jedem einzelnen für sich aus einer allgemeinen Übersicht die ursprüngliche Einheit zu suchen, sondern nur, wenn man sie eben so wohl zusammen als einzeln behandelt, kann man zu einem sichern Resultat gelangen. Die Aufgabe, bei diesen Büchern die ursprüngliche Einheit zu finden, ist von einem andern Gesichtspunkte aus angesehen eine Aufgabe der historischen Kritik. Allein nicht nur bedingen einander überhaupt Hermeneutik und Kritik, sondern es tritt hier der Fall ein, daß die Frage der historischen Kritik nach dem Ursprung unsrer Evangelien erst hervorgegangen ist aus der genaueren hermeneutischen Operation. Aber wir können uns die hermeneutische Operation erleichtern, wenn wir aus der historischen Kritik als Thatsache voraussezen die beiden Hauptmeinungen, die eine, daß die Evangelien selbstständige Produktionen Einzelner seien, die andere, wonach sie Zusammenstellungen von vorher schon bekannten und verbreiteten Erzählungen aus dem Leben Jesu sein sollen, und nun fragen, wie in dem einen oder dem andern Falle die Bücher aussehen müssen? — Aber davon abgesehen, stellen wir uns die Frage rein hermeneutisch, die eigentliche Einheit der Bücher zu finden, so haben wir zunächst vor uns die erzählende Form. Beziehen wir nun zuerst Stoff und Form auf einander, so finden wir, der gemeinschaftliche Stoff ist das Leben Jesu von seinem öffentlichen Auftreten an bis zu seinem Verschwinden von der Erde. Aber da tritt nun gleich eine Verschiedenheit ein, indem einige Evangelisten bis auf den Anfang des Lebens Jesu überhaupt zurückgehen, andere nicht. Diese Ungleichmäßigkeit bei demselben Stoff und derselben Form läßt vermuthen, daß jene Vorgeschichten bei

Matthäus und Lukas nicht zur ursprünglichen Einheit von Stoff und Form gehören. Verfahren wir nun vergleichungsweise, und wenden dabei eben festgestellten Kanon an, daß wenn ein Verfasser einen besonderen Zweck außer der Behandlung eines bestimmten Stoffes in einer bestimmten Form habe, dieser Zweck aus den Elementen seines Werkes klar werden müsse, die auf jene Weise nicht zu verstehen seien, so wird man, wenn wir voraussezen, das Wesentliche des Evangeliums sei in beiden Arten dasselbe, fragen müssen, ob sich aus dem, was die einen aus der Jugendgeschichte Jesu mittheilen, ein besonderer Zweck der Darstellung erkennen lasse? Aus dem Wunderbaren darin darf man nicht schließen, jene hätten den besonderen Zweck gehabt, Christum als wunderbare Person darzustellen. Denn auch bei den andern ist das Wunderbare hinlänglich vorhanden. Das Einfachste ist zu sagen, die andern haben von der Kindheitsgeschichte keine Kunde gehabt; die Gesellschaft, von der alle Nachrichten über Jesus ausgehen mußten, habe sich erst mit seinem öffentlichen Auftreten um ihn gesammelt; da beginne also erst der Stoff, der historisch behandelt werden könne; die, welche darüber in ihren Evangelien hinausgingen, hatten Gelegenheit mehr zu erfahren, die andern Evangelisten nicht. Sagt man, die andern hätten die Gelegenheit zwar auch haben können, aber verschmähet, so stellt sich das hermeneutische Verhältniß ganz anders. Jenes Verschmähen könnte dann seinen Grund darin haben, daß die Absicht war, nur das öffentliche Leben Christi zu beschreiben, in sofern darin allein Grund zur Stiftung des Christenthums gelegen habe. Die andern Evangelisten dagegen wollten alles geben, was sie von Christo in Erfahrung bringen konnten. So entsteht schon eine verschiedene Einheit der einen und andern Classe. Die strengere hat alles ausgeschlossen, was nicht zum öffentlichen Leben Jesu gehört. Geschah dieß mit Wissen des anderweitigen Stoffes, so ist diese strengere Einheit eine positive. Die Einheit würde eine sehr laxe sein, wenn ohne eine bestimmte innere Schäzung nur nach ganz äußeren Bestimmungsgründen der beschränkten Zeit, des be=

schränkten Raumes aus dem vorhandenen Stoffe ausgelassen und aufgenommen wäre. Bei der strengeren Art könnte der Fall sein, daß sie die Kindheitsgeschichte nicht aufgenommen, weil das ein Punkt gewesen, von dem man nicht gleichmäßig fortschreiten könne, sofern von der Zwischenzeit nichts bekannt sei, oder auch deßhalb nicht, weil die Aufnahme die Darstellung des wichtigeren Theiles, des öffentlichen Lebens, beschränkt haben würde. Dies leztere wäre eine mehr technische Rücksicht, weil das gleichmäßige Fortschreiten und das Erschöpfen des Stoffes in der Form zu dem Kunstmäßigen der historischen Darstellung gehört.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit unseren Evangelien?

Vergleichen wir Johannes und Markus, welche keine Kindheitsgeschichte haben, miteinander, so zeigt sich eine große Verschiedenheit. In Markus bloß Aneinanderreihung einzelner Züge, welche jeder rein um sein selbst willen erzählt werden, und ganz gleiches Verhältniß zum Ganzen haben. In dem Joh. Evangelium dagegen ein fortschreitender Zusammenhang, eine organische Verknüpfung So war also in beiden der Entschluß schon ursprünglich verschieden. Bei Johannes ist wegen des Organischen eine technische Richtung zu vermuthen, bei Markus nicht. So scheint also die Abweisung des Früheren bei Johannes darauf zu beruhen, daß es nach seiner Ansicht nicht zu dem bestimmten Zwecke gehörte, Christum als Stifter der christlichen Kirche darzustellen. Wir finden, daß er selbst in dem Zeitraume des öffentlichen Lebens das ausließ, was mit jenem bestimmten Zwecke in keinem bestimmten Zusammenhang stand. Von Markus können wir dieß nicht sagen, weil er eine Menge Züge und Nebenumstände erzählt, die mit einem solchen bestimmten Zwecke nicht zusammenhängen, und sich überhaupt sein Verfahren nicht auf eine bestimmte Weise fassen läßt. So haben wir also keine Ursache, den Markus von der Analogie mit den beiden andern Evangelisten, Matthäus und Lukas, auszuschließen. Johannes muß, da er Gelegenheit haben mußte, jenes Frühere zu erfahren, schon wegen seines genauen Verhältnisses zur Mutter Jesu, bestimmte Gründe gehabt haben, es auszu=

lassen. Bei Markus dagegen werden wir annehmen dürfen, daß ihn an der Aufnahme des Früheren entweder Mangel an Notiz oder an Raum hinderte.

Betrachten wir die streitige Frage von einer andern Seite, nemlich, wie eine historische Produktion, die wir Biographie nennen, sich gestalten müsse.

Es ist nicht möglich, eine Continuität von Zeiterfüllungen darzustellen. Wäre es möglich, so könnte es nur unter der Form der strengen Chronik geschehen, denn da theilt sich die Zeit in fortlaufende Abschnitte. Abstrahirt man davon und sezt in den biographischen Inhalt eine Differenz zwischen dem, was eben wegen seines Inhalts mitgetheilt zu werden verdient und was nicht, so werden Lücken entstehen. Eine solche Produktion würde dann als Aggregat von Einzelheiten anzusehen sein. Der Idee der Lebensbeschreibung liegt die Continuität zum Grunde, weil das Leben Eins ist. Wiewol nun die Continuität nicht unmittelbar darstellbar ist, sondern nur in der Form des Einzelnen, das sich sondert, so darf doch die Beziehung des Einzelnen auf die Continuität nicht fehlen. Diese Beziehung liegt nicht in der Identität des Subjects, sondern im Zeitverlauf. Es müssen also die Einzelheiten der Zeit nach so gestellt werden, daß der Leser die Continuität erkennen kann. Bloße Zusammenstellungen von Einzelheiten ohne jene Continuität sind nur Materialien, Elemente zur Biographie. Daraus läßt sich auch unmittelbar keine Biographie bilden; es bleibt, selbst wenn man das Einzelne der Zeit nach stellt und mit Verbindungsformeln versieht, ein bloßes Aggregat, dem der innere Zusammenhang im Zeitverlauf fehlt.

Was nun unsere Evangelien betrifft, so zerfällt jedes in zwei in dieser Beziehung ganz verschiedene Theile; der eine Theil, die Beschreibung der öffentlichen Wirksamkeit, besteht aus lauter mehr und weniger aneinandergereiheten einzelnen Erzählungen, wogegen der zweite Theil, die Leidensgeschichte, überwiegend als ein Continuum erscheint. Hier war die Continuität kaum zu vermeiden. Vergleichen wir nun unsere Evangelien in Beziehung auf den

ersten Theil, so zeigt sich eine bedeutende Verschiedenheit unter ihnen. Die drei ersten reihen nur Einzelnes aneinander, ohne bestimmtes Zeitverhältniß; man sieht das Zeitbild, wie das Einzelne verlaufen ist, hat den Verfassern nicht vorgeschwebt. Bei Johannes dagegen finden wir wenigstens äußerlich was eine Continuität voraussezt. Die Differenz zwischen dem ersten und zweiten Theile ist zwar auch in ihm, aber seine Leidensgeschichte ist weniger ununterbrochen, als bei den drei ersten, sie hat offenbar Lücken. Dagegen ist der erste Theil bei ihm ein Continuum. Wir bekommen in seiner Darstellung ein Zeitbild mit festen Punkten. Noch mehr, es liegt der Darstellung offenbar die Idee der Biographie zum Grunde. Nichts Einzelnes wird nur um sein selbst willen erzählt, sondern als Theil eines Ganzen. Christus als Einzelner erscheint hier als eine öffentliche Person in Verhältniß zum Nationalleben, und dieß ist die Einheit, die freilich mannigfaltig differenzirt ist. Dieser Gesichtspunkt ist überall festzuhalten. Wir sehen das Verhältniß Christi zur Volksmasse und zu den Auctoritäten wie es sich entwickelt, wie Volk und Auctoritäten in Beziehung auf Christus in Gegensaz miteinander treten, und das Ende als Katastrophe, als Peripetie, als Resultat jener Spannungen erscheint. Während also bei Johannes die biographische Idee zum Grunde liegt und sich darauf die Einheit des Ganzen bezieht, finden wir bei den andern Evangelisten nur ein Aggregat von Einzelheiten, so daß wir die biographische Idee bei ihnen negiren müssen. Bei diesen entsteht nun die Frage, nach welchem Gesichtspunkte sie die Sammlung von Einzelheiten gemacht haben? Hätten wir eine genaue Kenntniß von dem Leben derselben, von ihrem Vorstellungsmaterial, von der Masse der Einzelheiten, die jedem zu Gebote standen, u. s. w., so könnten wir bestimmen, nach welchem Gesichtspunkte die Zusammenstellung quantitativ und qualitativ gemacht sei. Allein eben hier wird die Lösung der hermeneutischen Aufgabe wieder durch die historische Kritik bedingt und umgekehrt. Je nachdem man der einen oder der andern Hypothese der historischen Kritik über den Ursprung des

synoptischen Verhältnisses folgt, wird die hermeneutische Lösung auch verschieden sein, aber ehe ich nicht alles Einzelne verstanden habe, darf ich auch auf das Ganze keinen sicheren Schluß machen.

Was den Johannes in seinem Verhältniß zu den drei ersten Evangelien betrifft, so ist das, was er mit diesen gemein hat, ganz anderer Art als die identischen Stellen der Synoptiker. Das sezt aber die Frage über die Zeit und den Ort der Abfassung in Beziehung auf die Genesis der Traditionen voraus. Ist dieß nun unentschieden, so darf man nicht gleich Folgerungen machen. Da Johannes von einer biographischen Idee ausging, so konnte er die vorhandenen einzelnen Erzählungen nicht so gebrauchen. Man darf nicht schließen, daß Joh., wenn er solche Materialien gehabt, sie habe nehmen müssen. Die entgegenstehende Ansicht, daß er die drei ersten Evangelien habe ergänzen wollen, ist eben so ungegründet und unsicher. Die Frage also nach der Einheit des Werkes rein hermeneutisch bei jedem besonders lösen zu wollen, ist die erste Grundlage, der nur die der historischen Kritik vorangehen muß.

Bei der Apostelgeschichte sind die Fragen und Operationen wesentlich dieselben. Die Hauptfrage ist, ob sie mehr dem Joh. Evangelium oder mehr den synoptischen analog ist?

Was nun die didaktischen Schriften betrifft, so gestattet ihre epistolarische Form die Annahme eines gänzlichen Gehenlassens, also den geringsten Grad der Einheit und Bestimmtheit, so daß kein Gegensaz ist zwischen Haupt- und Nebengedanken. Vereinzelt man die Gedanken, so erscheinen sie alle als Nebengedanken, und es wäre nur auszumitteln, wie sie gerade jezt und so und so entstanden sind. Allein die Briefform gestattet an sich auch die Möglichkeit der Annäherung an die strenge Form und Einheit; z. B. in dem eigentlichen Geschäftsbrief. Bei den didaktischen Briefen ist eine große Mannigfaltigkeit in Beziehung auf die Einheit denkbar. Das Minimum wäre der Entschluß des freien sich gehen lassens. Aber auf der andern Seite kann der Lehrbrief sich der strengen didaktischen und rhetorischen Form sehr nähern. Man

denke sich die Aufgabe, Andern über einen bestimmten Gegenstand bestimmte Erkenntnisse mitzutheilen. Da wäre denn eine objective Einheit und jener Zweck kann in der Briefform sehr gut erreicht werden. — Weiter entsteht nun die Frage nach dem Unterschiede zwischen der allgemeinen didaktischen Form und der besondern brieflichen; — ob und in wiefern es ein anderes ist, brieflich einen oder mehrere zu belehren, oder aber in einer unbestimmt an das Publicum ergehenden Schrift? Der Unterschied kann sehr gering sein, wenn die Briefform Fiction ist, z. B. bei Eulerts Briefen an eine Prinzessin. Aber ein anderes ist, wenn Erkenntnisse mitgetheilt werden in einer Briefform, welche durch ein bestimmtes persönliches Verhältniß zwischen Schreiber und Empfänger bedingt ist. Da ist die Briefform etwas Wahres, ein wirkliches Lebensmoment der Gemeinschaft zwischen jenen Personen.

Gehen wir von dem entgegengesezten Punkte aus, dem Entschluß, sich rein gehen zu lassen, so ist dabei die Rücksicht auf die, für welche man schreibt, ein beschränkendes Princip. Das freie Spiel wird gehemmt, beschränkt, wenn es auf etwas kommt, was für die, an die ich schreibe, nicht passend erscheint. Allein das Bild derer, an die man schreibt, kann in der Seele des Schreibenden so lebendig sein, daß ihm nichts einfällt, als was in jenem Kreise liegt und schicklich ist. In diesem Falle ist die Beziehung auf Andere ein bestimmendes, ja leitendes Princip.

Denken wir uns, Jemand habe den Entschluß gefaßt, sich in freier Mittheilung an Mehrere gehn zu lassen, so ist dieser Wille in einem bestimmten Moment entstanden. War der Schreiber in einem vollkommen ruhigen Zustande, so bedarf es eines Anstoßes, um einen solchen Willensakt hervorzubringen. Das braucht nur eine lebendige Erinnerung zu sein, oder eine äußerlich günstige Gelegenheit für die Mittheilung. Identifizirt sich nun der Zustand, worin der Schreibende sich befindet, mit diesem Willensakte, so liegt auch in diesem Zustande der Bestimmungsgrund für die Richtung seiner Mittheilungen. Was ihm lebendig gegenwärtig war, das liegt nun als der entwickelnde Keim im Willensakte,

und verändert sich nichts bedeutend und erfolgt der Akt des Schreibens in möglichster Schnelligkeit, so ist dieser das Auseinanderlegen jenes Moments. Sagen wir aber, daß eine bedeutende Veränderung im Zustande des Schreibenden vorgeht, so werden Elemente aus dieser Veränderung in die Schrift kommen, ohne daß der Schreibende vielleicht diese Veränderung erwähnt. Der Wille ist alterirt und überträgt sich auf den gegenwärtigen Zustand und läßt den vorigen fallen. Denken wir uns, daß verschiedene Zustände in dem Akte des Schreibers größere Zeiträume ausfüllen, so werden sich die darauf bezüglichen Massen sondern, besonders für den Leser. Eben deßwegen wird der Schreibende selbst diese als verschiedene Absäze sondern, und bemerkt er dabei die Zeitdifferenz, so ist eine solche Mittheilung eine briefliche. Sie ist Wirkung der veränderten Zustände und Mittheilung derselben. Die briefliche Form bleibt, nur ist die Einheit eine andere geworden; ja sie kann bei aller Erweiterung der Gedanken in ihrer Wahrheit bleiben, auch wenn sie den äußeren Umfang eines Buches erhält.

Fragen wir nun in Beziehung auf den didaktischen Inhalt der neutestam. Briefe, ob die briefliche Mittheilung des Didaktischen den Umfang eines Buches erhalten könne? Nein! denn man kann im Didaktischen nicht Gedankenreihen von verschiedenem Inhalt als Eins hinstellen, sondern entweder ist die Analogie mit einem didaktischen Buche da, und dann ist die Wahrheit der Briefform aufgehoben, oder die Wahrheit der brieflichen Form ist da, dann aber kann das Werk auch nur einen geringeren Umfang haben. Der der Briefform eigenthümliche Umfang aber wird dadurch bestimmt, daß es für den, der liest, ein fortlaufender Akt sein soll. Geht der Brief darüber hinaus, so hört auch die Briefform in der That auf. Kann ein Werk nicht in einem Striche fortgelesen werden, so ist Grund zur Theilung da, mit der Theilung aber ist die Wahrheit der Briefform aufgehoben, und wir haben ein Buch in äußerer Briefform. Hier giebt es Übergänge, die sich in der Erscheinung ziemlich genau fixiren lassen.

Nun aber haben wir noch zu beachten, daß die Briefform, wenn sie nicht rein subjectiv ist, eine bestimmte Annäherung an das Rhetorische haben kann. Das Didaktische will Erkennntnisse mittheilen, das Rhetorische einen Entschluß hervorrufen, sofern er in Handlungen übergeht. Wenn nun Jemand einen solchen Entschluß hervorrufen will, so wird sich die Mittheilung auf Bestimmtes im Leben beziehen, und da kann eben so große Strenge statt finden, wie in der öffentlichen Rede, wo man den zu bewegenden vor sich hat. Dadurch wird aber das sich gehen lassen durchaus negirt, indem hier die Nothwendigkeit gesezt ist, den Entschluß hervorzubringen, der für den Empfänger mit der Ausführung ein Akt sein kann, indem alle Theile zusammenwirken. Wollte eine solche Rede sich so ausdehnen, daß die ersten Anfänge sollten aus der Erinnerung verschwunden sein, bevor man sie zu Ende gelesen, so brauchte sie gar nicht geschrieben zu werden. Es sind hier also bestimmte Gränzen gesteckt, und alles ist zurückzuhalten, was zur Erreichung des Zweckes nicht mitwirken kann. Hier haben wir Extreme, aber zwischen diesen Extremen giebt es mannigfaltige Übergänge.

Wie finden wir nun in einem gegebenen Falle die Einheit? Wo in einem Briefe nur Didaktisches oder Rhetorisches ist, da wird die Einheit nicht verfehlt werden können. Wo aber eine solche didaktische oder rhetorische Einheit ganz fehlt, da ist Acht zu haben, wie die Einheitlosigkeit oder die verringerte Einheit durch die gegenseitigen Verhältnisse zwischen Briefsteller und Briefempfänger modificirt ist. Was sich von dieser Form an das leztere, die verringerte Einheit, anschließt, ist die schwierigere Seite der Aufgabe, was sich an das erstere, die Einheitlosigkeit, anschließt, die leichtere. In dem ersteren ist die Duplicität des Didaktischen und Rhetorischen. Wird eine versteckte Absicht durch einzelne zerstreuete Punkte in der freien Mittheilung der Art wahrscheinlich, so ist eher ein rhetorischer Zweck, als ein didaktischer zu vermuthen. Im Didaktischen wohl nur dann, wenn die Absicht des Belehrens bei den zu belehrenden auf directem Wege nicht erreicht werden kann, sondern indirect und unvermerkt. Viel leichter aber kann

es geschehen, daß ein rhetorischer Zweck sich verbirgt, besonders in der brieflichen Mittheilung. In der mündlichen Rede viel weniger, weil in dieser der Erfolg momentan ist. Die briefliche Mittheilung ist nicht so bestimmend wie die mündliche Rede; der Empfänger des Briefes hat Zeit, auf die Art, wie er bestimmt sei, zurückzugehen, was bei der mündlichen Rede der Hörer nicht kann. Die Absicht muß sich also um so mehr verbergen, je verschiedener die beiderseitigen Interessen sind.

Im N. T. ist der Fall eigentlich nicht zu denken, daß der didaktische und rhetorische Zweck sich so zu verbergen nöthig gehabt. Es ist den Verhältnissen entsprechend, daß die Schreibenden belehren und die Lesenden belehrt sein wollen. Auch im Falle eines rhetorischen Zweckes ist an ein Verbergen desselben nicht gut zu denken, da zwischen den Interessen der Schreibenden und Empfangenden kein Widerspruch ist, beider Verhältnisse auf gleichem Interesse beruhen. Selbst, wenn ein neutest. Schriftsteller einmal ein eigentliches Privatinteresse haben sollte, ist niemals ein Verbergenwollen natürlich. Von diesen Schwierigkeiten fern, ist im N. T. die Aufgabe nur die, von jeder Schrift zu bestimmen, ob sie mehr didaktisch oder rhetorisch sei, ob sie also eine strengere Einheit habe, oder mehr auf dem Gebiete der freien Mittheilung liege. Die Entscheidung darüber geht aus der allgemeinen Übersicht hervor. Man kann sich denken, daß eine bestimmte didaktische oder rhetorische Einheit eigentlich das Motif ist, aber daß sich so die Lust und Fähigkeit zur Mittheilung noch nicht erschöpft hat, daß eine Einheit unbestimmter Art hinzukömmt, oder daß ein Brief mit einem bestimmten Zwecke anfängt, und wenn dieser erreicht ist, als freie Mittheilung fortdauert. Es kann auch der umgekehrte Fall eintreten, daß eine freie Mittheilung in einen bestimmteren Zweck und strengere Einheit übergeht. So kann also beides ineinander übergehen. Geht man nun mit dem Vorausbewußtsein einer solchen Verschiedenheit an einen Brief, so fragt sich, woran das eine oder andere zu erkennen sei? Die bestimmte Einheit ist zu erkennen an der Zusammenstellung einzelner Ele-

mente, an der Gleichartigkeit ihres Inhalts zu einer bestimmten Richtung, dagegen an dem einzelnen Hervortreten, der losen Verknüpfung der Bestandtheile in ihrer Ungleichartigkeit die unbestimmte. Überragt nun eins von beiden, so wird sich auch ein bestimmter Wendepunkt zeigen, und um dieß zu entdecken, dazu dient die allgemeine Übersicht. Wir haben im N. T. keine Ursache, bei den Briefen eine rhetorische Einheit anzunehmen. Denn in dieser Zeit der Entwickelung kam es nicht gleich darauf an, einen bestimmten Entschluß hervorzubringen. Allerdings müssen wir etwas dem verwandtes, nemlich eine bestimmte Handlungsweise hervorzubringen, als bestimmten Zweck ansehen. Aber dadurch wird die Schrift nur eine praktisch didaktische. So haben wir die zwei Richtungen, die strengere, didaktische und die durch äußere Veranlassung hervorgerufene freie Mittheilung. Darüber kann nicht leicht Streit sein. Indessen fordert doch die Sache noch eine genauere Betrachtung der neutestam. Verhältnisse. Im Allgemeinen ist das Verhältniß zwischen den Verfassern und Empfängern der neutest. Briefe seiner Natur nach ein didaktisches. So läßt sich erwarten, daß auch die freie Mittheilung einen didaktischen Charakter haben werde. Daraus folgt aber nicht, daß ein bestimmter Zweck vorwaltet. Man hat dieß häufig verwechselt und die freie Mittheilung nicht genug als Ergebniß der natürlichen Verhältnisse, die aber didaktischer Art waren, beurtheilt. Stellt man die Sache so, daß zu unterscheiden sei, wo ein bestimmter didaktischer Zweck sei oder die freie Mittheilung didaktischer Art, so wird man nicht leicht in einem einzelnen Falle unsicher bleiben können. Im Allgemeinen müssen wir die neutest. Briefe darnach eintheilen, wonach denn für jede Classe spezielle Regeln eintreten und ein besonderes Verfahren. Aber gerade bei diesen Briefen findet die Möglichkeit einer doppelten Richtung sehr leicht statt. Es findet ein bestimmter Lehrzweck statt und dieser bildet die vorwaltende Einheit des Ganzen, aber ehe der Brief zu Ende ist, tritt die freie Mittheilung ein mit didaktischem Charakter, oder auch umgekehrt. Dieß ist im N. T. wirklich der Fall, und zwar

nicht als Ausnahme. Da wechseln denn auch die Regeln der Auslegung, je nachdem das eine oder das andere eintritt.

Bei der Formbestimmung der rein freien Mittheilung gingen wir davon aus, daß der Gegensaz zwischen Haupt- und Nebengedanken darin nicht wirksam sei, — nicht als wenn jene Form diesen Gegensaz gar nicht zulasse, sondern weil er für diese Schriftart nicht constitutiv ist. Da giebt es also durchaus keinen Faden, den man verfolgen könnte. Damit wird aber unsere Aufgabe, die Einheit zu finden, Null; es wird damit eben nur gesagt, daß eine wirkliche Einheit gar nicht vorhanden sei. Construiren wir uns den ursprünglichen Willensakt, so ist er im Schreibenden die Erfüllung eines Moments, der ihn schon in einem bestimmten Zustande findet. Es tritt der Impuls zur Mittheilung in ein von anderwärts her erfülltes Gemüth ein und nun hat der Impuls doch eine Richtung, nemlich an die und die Personen. So ist also die unbestimmte freie Mittheilung keine unbeschränkte Licenz, sondern vernünftiger Weise muß alles Einzelne begriffen werden können, wenn der Zustand des Schreibenden, und von der Beschaffenheit derer, an welche die Mittheilung gerichtet ist, ein Bild gegeben ist. Was damit nicht zusammenhängt, ist aus dem bestimmten Entschlusse nicht entstanden, und so ergiebt sich eine bestimmte Begränzung, doch in derselben eine Duplicität, so daß entweder alle Elemente der Mittheilung sich rein aus dem Zustande des Schreibenden begreifen lassen, und dabei der Unterschied, ob sie diesem oder jenem zugedacht war, ein Minimum ist, oder umgekehrt so, daß im Moment des Impulses von außen der Zustand des Schreibenden mehr und weniger indifferent ist. Im ersteren Falle ist der Schreibende zugleich der Gegenstand und alles zu begreifen aus seinen Verhältnissen, im anderen Falle ist der, an den geschrieben wird, der Gegenstand und alles zu verstehen aus der Kenntniß, die man von diesem hat. Zwischen diesen Extremen läßt sich eine Indifferenz denken, ein Wechsel solcher Momente, in welchen der Schreibende sich und seinen momentanen Zustand manifestirt, — und solcher, wo er aufgeht in das Bewußtsein,

das er von dem Zustande Anderer hat. Je mehr die eine oder andere Einseitigkeit dominirt, ist der Zusammenhang leichter zu begreifen, je mehr die Indifferenz, desto schwieriger, und es ist da jedes Einzelne für sich zu erklären.

Vergleichen wir nun die Aufgabe in ihren verschiedenen Gestalten, so finden wir, daß dieselbe in dem Grade leichter wird, in welchem eine Schrift sich der strengeren didaktischen Form nähert und umgekehrt. Bei der strengeren didaktischen Form bringen wir aus der allgemeinen Übersicht zur Lösung der Aufgabe die Kenntniß von der didaktischen Richtung und dem Zustande, in welchem sich der zwischen dem Schreibenden und seinen Lesern gemeinsame Lebenskreis in dieser Beziehung befand, mit. Im andern Falle dagegen müssen wir die Kenntniß sowohl von dem Zustande, in welchem sich der Schreibende befand, als von dem, in welchem er seine Leser wußte, voraus haben. Aber diese Verhältnisse können wir meist erst aus den Briefen selbst im Einzelnen kennen lernen, da wir sie voraus haben sollten. So ist die Operation sehr zusammengesezt. Da, wo die Aufgabe leichter ist, ist die Schwierigkeit nicht ursprünglich, sondern entsteht größtentheils daraus, daß man sich bei dem Anfang der hermeneutischen Operation nicht in den richtigen Standpunkt versezte. Was die neutest. Schriftsteller in ihren Briefen lehren wollten, wissen wir im Allgemeinen. Im theoretischen Gebiet konnten sie auch, wenn sie an die einen schrieben nichts anderes thun, als wenn sie an die andern schrieben. Nur konnten sie in jedem Falle anderes bestreiten und nach Beschaffenheit derer, an die sie schrieben, eine andere Methode wählen. In dieser Beziehung stellen wir uns auf den richtigen Standpunkt, wenn wir von nichts ausgehen, als von dem, was den neutest. Schriftstellern selbst gegeben war. Wird dieser Standpunkt nicht erfaßt, so ist dieß oft Ursache, daß der didaktische Zweck falsch aufgefaßt wird. Uns nemlich ist die fernere Entwicklung des Christenthums gegeben und wir pflegen sie als aus dem Apostolischen abgeleitet zu betrachten. Nehmen wir indeß an, sie sei schon in den apostoli=

schen Schriften enthalten, so giebt das eine ganz falsche Ansicht. Dieß wäre aber nicht so leicht möglich, wenn nicht bei der Aufgabe, die spätere Lehre in Übereinstimmung mit der biblischen darzustellen, manche neutest. Stelle aus dem Zusammenhang gerissen worden wäre. Davor muß man sich hüten, man muß bei der hermeneutischen Operation alles andere vergessen, und nur davon ausgehen, was in der ursprünglichen Aufgabe der Apostel lag. So vermeidet man diese Gefahr. Aber eine andere entsteht, wenn nun das, was den Aposteln gegeben war, bestimmt werden soll. Nemlich, wenn das Christenthum entstanden wäre in einem Lebensgebiet, welches mit der Religion überhaupt keinen Zusammenhang hätte, so wäre dieser Gesichtspunkt nicht nothwendig. In diesem Falle könnte es in der Mittheilung der Apostel kein religiöses Element geben, welches nicht die christliche Idee selbst ausspräche. So ist's aber nicht. Wir müssen unterscheiden das, was den Aposteln von Christus gegeben war, und das, was ihnen vor Christus gegeben war, was erst in jenes hineingearbeitet und dadurch modifizirt werden mußte. Beides hat nicht denselben Werth, beides kommt aber vor und zwar ohne Unterschied, wer auch die gewesen sein mögen, an welche die Apostel schrieben. Überall hatten diese auch jenes ihnen früher gegebene mit jenen gemein, und es lag also in ihrem gewöhnlichen Lebenskreise, das frühere religiöse Element in das Christliche zu verwandeln. Ist nun die didaktische Einheit so zusammengesezt, daß nicht nur Christliches in eigenthümlicher Form mitzutheilen war, sondern auch Christliches in Beziehung auf früher Vorhandenes und dieses in Beziehung auf das Christenthum, so ist diese Aufgabe schwieriger, als wenn diese Duplicität nicht wäre. Löst man dieß im Allgemeinen auf und bringt es unter die Formel, es könne niemals, was einer früheren Lebensweise angehöre, rein um sein selbst willen in die didaktische Mittheilung eingehen, sondern nur in Beziehung auf das was als rein Christliches vorzutragen war, so wird man sich nicht leicht durch diese Duplicität in der Erkenntniß der Einheit irren lassen, weil die Duplicität aufgehoben und das untergeordnete

Element auf das Hauptelement reducirt ist. Tritt aber jene Duplicität als die Hauptform ein, so sind beide Theile besonders zu ermitteln. Doch ist nicht voraus zu sezen, daß sie immer so geschieden sein werden, daß sie auch völlig zu trennen wären, sondern eben das Bewußtsein, daß der Stoff nicht den ganzen Impuls erfüllen werde, wird schon mitwirken und Elemente der freien Mittheilung hineinbringen, so daß das Ganze zusammengesezt, und nur die Strenge der eigentlichen Einheit verringert wird. Freilich muß man gleich von vorn herein beides sondernd auseinanderhalten.

Das Hereintreten einer andern Einheit in die Hauptentwicklung ist das, was man Digression nennt. Es giebt Formen, welche dergleichen gar nicht zulassen, aber auch andere, als epistolarische Formen, worin Digressionen vorkommen. In jeder Form sind sie nach ihrer Art und Weise zu beurtheilen. In der Briefform können sie nicht anders erklärt werden, als so, daß von dem Zweiten, welches eine andere Einheit hat, als das Erste, nemlich die ganz unbestimmte, etwas in das Erste tritt. Man darf sich aber dadurch bei der allgemeinen Übersicht nicht irre machen lassen, nach dem bestimmten Gegenstande zu fragen, denn wenn er wieder angeknüpft wird, so ist klar, daß der Hauptgedanke nicht aus dem Auge gelassen ist. Dieß gehört nun eigentlich zur richtigen Composition, es muß indessen hier erwähnt werden, weil die Aufgabe, die Einheit zu finden, hier gelöst werden soll, dabei aber erwähnt werden muß, wie störend die Digression sei. Bleiben wir nun bei der freien Form des Briefes stehen, so haben wir oben ein Doppeltes aufgestellt. Der Schreibende kann aus seinem Zustande herausschreiben oder aus dem Bilde, welches er von dem Zustande Anderer hat; nur muß es ihn nicht auf einen einzelnen Gegenstand fixiren, sonst entsteht die andere Form. Schreibt Jemand aus seinem eigenen Zustande heraus und zwar so, daß er von sich und seinem Verhältnisse spricht, so ist dieß der einfachste Fall und niemand kann es dann verkennen. Der Briefschreiber kann von anderwärts her affizirt sein,

aber ist dieß bloß Theilnahme, ohne daß die eigene Persönlichkeit afficirt wird, und kommen nur Gedanken hervor, die durch das Mitgefühl bestimmt sind, so ist doch das Ganze aus dem Zustande des Schreibenden hervorgegangen. Es kann in diesem Falle scheinen, als spräche er aus dem Zustande des Empfängers, aber es wäre falsch, wenn man bei der Auslegung diesem Scheine folgen wollte. Es ist, wenn mir nichts weiteres gegeben ist, gleich möglich, das Rechte wie das Falsche zu finden, es sind oft nur leise Andeutungen, worauf die Entscheidung beruht. Ein Anderes ist, wenn man eine genaue Kenntniß des Lebenskreises des Schreibenden und Empfangenden hat. Da kann nie Zweifel entstehen, ob Jemand von anderswoher aufgeregt ist, oder nur aus seinem eigenen Zustande heraus geschrieben hat. Doch entscheidet oft nur der stärkere oder schwächere Ton.

Im N. T. liegt die größte Schwierigkeit der Auslegung nach dieser Seite eben darin, daß die Notizen über Verfasser und Empfänger fehlen, und erst aus den Briefen selbst geschöpft werden müssen. Solche Aufgaben nennen die Mathematiker unbestimmte, wenn nemlich, um eine unbekannte Größe zu finden, nicht bekannte genug vorhanden sind und die Lösung durch Supposition geschehen muß. Im N. T. giebt es Briefe, wo die Indicationen ziemlich deutlich sind. So die Briefe an die Korinthier. So wie man bei der ersten Übersicht dieser Briefe die Indicationen findet, lassen sich die Hauptpunkte für die Interpretation fixiren und eben so die Art und Weise, die Einheit festzustellen. Der erste Brief an die Korinthier z. B. ist didaktisch, hat aber keine objective Einheit. Diese liegt nur in der Gesammtheit der Notizen, die wir aus ihm bekommen. Der Apostel konnte nicht umhin, die Thatsachen selbst darzustellen, durch welche er in Bewegung gesezt worden. Daraus folgt freilich nicht, daß der Brief ein einfacher Gegenstand der Auslegung ist. Paulus konnte auch von andern Seiten her erregt sein und so durch Digressionen manches hineingekommen sein, was durch die Korinthier nicht angeregt wurde. Dieß wird indeß einen andern Ton und Cha-

rakter haben, der neben dem übrigen nicht schwer zu unterscheiden ist, und doch kann man schwanken, ob der Zustand eines Fremden oder der Korinthier dieß oder jenes erregt hat, wenn der Apostel die betreffende Thatsache nicht erwähnt. In den neutest. Briefen finden wir eigenthümliche Differenzen. Einige sind an bestimmte Gemeinden gerichtet, andere an einzelne Personen, ferner giebt es solche, die eine unbekannte, und andere, die eine unbestimmte Bestimmung haben. Zu der ersteren Art gehören, wie die Kritik lehrt, die Briefe an die Hebräer und an die Ephesier, zu der lezteren Art der erste Joh. Brief. In andern katholischen Briefen werden zwar bestimmte Landschaften genannt, aber die Christen sind nicht als Einheit genannt, sondern unbestimmt, als in der Zerstreuung lebende. Wo nun die Addresse unbestimmt ist, ergiebt sich von selbst, was die Einheit eines solchen Briefes sein kann. Zwar kann jeder Brief eine didaktische Einheit haben, aber, wenn diese nicht darin ist, dann kann der Verfasser nicht aus einem bestimmten Bilde von denen, an die der Brief gerichtet ist, reden, weil diese keine Einheit haben und er nicht weiß, wohin der Brief kommen wird. Da schreibt er also von allgemeinen Voraussezungen aus, oder von seinen eigenen Zuständen. Anders ist es, wenn uns die Addresse eines Briefes unbekannt ist, denn deswegen braucht sie für den Verfasser nicht unbestimmt gewesen zu sein. Da ist also das eine wie das andere möglich.

Die Geschichte der Auslegung des N. T. zeigt, wie schwer es sei, von solchen Voraussezungen aus, wo so viele Notizen fehlen, welche nur durch Conjectur gefunden werden können, zu interpretiren. Wie lange hat man geglaubt, es beziehe sich manches Apostolische auf das Gnostische und sei daraus zu erklären, bis man späterhin fand, daß damahls der Gnosticismus noch nicht so weit ausgebildet war. Das ist eine hinreichende Warnung, mit größter Vorsicht zu Werke zu gehen, wenn man fehlende Kenntnisse durch Hypothesen ersezen will. Jene falsche Voraussezung war sehr natürlich. Die Kenntniß der Umstände war nicht gegeben, man war also an die älteste Geschichte des Chri-

stenthums gewiesen, und da hatte man zwei Methoden, einmal, von dem Ältesten, der Apostelgeschichte aus, die ihr folgende große Lücke in der Geschichte zu construiren, oder aus der späteren zusammenhängenden Geschichte auf die Lücke zurückzuschließen. Das Erste ist nicht hinreichend, denn es kann vieles schon in der Zeit gegeben sein, wo die Apostelgeschichte geschrieben wurde, und sogar in der Zeit, die sie beschreibt, was in ihr nicht erwähnt ist. So war der Conjectur ein freies Feld geöffnet. Daß man also von dem Späteren und Bestimmteren aus die Conjectur begann, ist natürlich, und da glaubte man, der Gnosticismus müsse in jener Zeit schon gewesen sein und erklärte daraus. Das war aber eben unrichtig. Eben so leicht kann es kommen, daß wollte man sich nur an das in der Apostelgeschichte Erzählte halten, man nicht ausreicht. Aber man muß sich hüten, gleich Bestimmtes zu geben. —

Kommt man in der allgemeinen Übersicht eines Briefes gleich auf schwierige Stellen und es zeigt sich überall das Verhältniß, daß der Verfasser von einer Vorstellung aus schreibt, die er von denen hat, an die er schreibt, so kommt es darauf an, den rechten Punkt herauszufinden, worauf die Vorstellung sich bezieht. Aber man hüte sich vor Täuschung. Ist eine didaktische Einheit in einem solchen Briefe, so ist das Auffinden derselben viel leichter. Ist dieß nicht der Fall, so entsteht die Frage, wie die betreffenden Stellen zu behandeln seien unter der Voraussezung, daß jedes sich auf dasselbe oder jedes sich auf anderes beziehe. Dabei ist das Verhältniß der verschiedenen Stellen ins Auge zu fassen und auf die Composition selbst einzugehen. Da sind denn Stellen, wo ich nicht eher ein Urtheil über die Einheit habe, bis ich mir die bestimmte Gliederung, wie sie mit dem Bewußtsein des Verfassers geworden ist, anschaulich gemacht habe. Je mehr die Briefe freie Mittheilungen sind, desto schwieriger ist es, weil da einwirkt was sich gerade lebendig darstellt, ohne daß eine prämeditirte Ordnung Statt findet. — Gedenken wir, daß die normale Dignität für die christliche Lehre in ihrer weiteren Entwicklung überwiegend auf den apostolischen Briefen beruht, und

finden wir die Erklärung derselben schwierig, so ist das niederschlagend. Ohne bösen Willen, ohne falsche Absicht kann von den einzelnen Stellen ein sehr verschiedener Gebrauch gemacht werden. Dabei ist das ein günstiger Umstand, daß es Briefe giebt, welche eine didaktische Einheit haben. In diesen liegt das Fundament für die weitere hermeneutische Operation. Dahin gehören die Briefe an die Römer, Galater, Hebräer. Freilich halten auch diese die didaktische Einheit nicht rein bestimmt fest, sondern haben auch Theile, die in freier Ergießung entstanden sind, sie haben Digressionen. Aber die didaktische Einheit des Ganzen ist deutlich ausgesprochen. Sieht man nun die normale Dignität des N. T., das am Ende nur eine Sammlung ist, als Eins an, so muß man von jenen Briefen als Basis ausgehen, und danach die andern schäzen. Eine sichere Schäzung giebt es nicht. Je mehr man aber erst aus der Schrift selbst die obwaltenden Verhältnisse kennen lernen muß, desto weniger ist eine unbestrittene Lösung der Aufgabe zu gewinnen möglich. Sind verschiedene Voraussezungen möglich, so ist nur zu entscheiden nach der größeren Übereinstimmung des Einzelnen mit dieser oder jener Einheit. Die Aufstellung von Regeln ist da zu Ende und es beginnt das Reich des Taktes, der aus dem eigenthümlichen Talent der analytischen Combination hervorgeht. Es gilt da nur die Regel, bei jedem einzelnen Fortschritt auch in Beziehung auf die Elemente, die mit der Hauptfrage nicht zusammengehören, die verschiedenen möglichen Ansichten im Auge zu haben.

Kehren wir nun zum Allgemeinen zurück, so kommen wir in Folge der festgestellten Ordnung, indem wir die mehr psychologische Seite der technischen voranschicken wollen, auf die Elemente, welche eigentlich das Technische voraussezen, aber doch nicht aus dem Technischen verstanden werden können.

Die erste Aufgabe war, denjenigen Impuls, der dem ganzen Akt des Schreibens zum Grunde liegt, richtig als Thatsache im

Schreibenden zu verstehen. Wir sagten aber, es geben mehr und weniger Elemente, die mit dem Impuls nicht unmittelbar zusammenhängen. Was unmittelbar mit ihm zusammenhängt, ist durch Meditation zu erklären, also durch ein bestimmtes Bewußtsein, und bekommt durch die Composition seine angemessene Stelle. Jede Schrift hat aber auch immer Elemente, welche wir als Nebengedanken unterscheiden, und diese sind auch nur verständlich als Thatsachen in dem Vorstellungsproceß des Schreibenden, aber sofern er unabhängig ist von dem ursprünglichen Impulse. Wie sind nun diese Elemente zu verstehen? —

Betrachten wir ein Gespräch, so ist dieß zunächst ein ganz freier Zustand, dem gar keine bestimmte objective Absicht, sondern nur der sich wechselseitig erregende Austausch der Gedanken zum Grunde liegt. Doch fixirt sich das Gespräch leicht auf etwas und das wird sogar von beiden Theilen angestrebt. So entsteht eine gemeinsame Gedankenentwickelung und eine bestimmte Beziehung der Äußerungen des einen auf den andern, und was daraus hervorgeht, darauf haben wir hier nicht zu sehen. Allein nun gestattet das Gespräch auch Absprünge. Da entsteht die Frage, wie ist der Sprechende dazu gekommen? Die Aufgabe ist, die Genesis solcher Absprünge zu erkennen.

Es wird ziemlich allgemein sein, daß man solche Absprünge im Voraus ahnet — freilich nur bei genauerer Bekanntschaft mit der unwillkührlichen Combinationsweise des Andern. Je größer diese Bekanntschaft ist, desto leichter ist, die Nebengedanken zu errathen, die Genesis des Abspringenden zu erkennen. Geben wir uns davon genauere Rechenschaft, so sieht man wol, die allgemeinen, mehr logischen Combinationsgeseze, wodurch die wesentlichen Theile einer Rede bestimmt werden, haben nichts damit zu thun. Wir müssen auf das Psychologische zurückgehen und zu erklären suchen, wodurch eben die freie oder vielmehr unwillkührliche Combinationsweise bestimmt wird. Dabei müssen wir die eigene Selbstbeobachtung zum Grunde legen. Diese Analogie macht allein möglich, sich solche Aufgabe zu stellen, die Genesis der Nebengedanken zu

erkennen. Das Natürlichste ist hier, sich in dem Zustand der Meditation zu denken, und zwar in der Art, daß eine gewisse Neigung zur Zerstreuung der Gedanken als Hemmung vorhanden ist. Es ist kein Denkenwollen gemeint, sondern ein nicht im Vorstellen Gebundenseinwollen, was in jedem Moment überwunden sein muß. Das ist bei Jedem verschieden, aber in Jedem kommt es vor. Wenn wir die Neigung zur Zerstreuung nicht überwinden, so muß in beständiger Veränderung des Ganges der Vorstellungen die Meditation aufhören. Geht die veränderte Vorstellungsweise von einem bestimmten Punkte aus, so entsteht nur eine andere Meditation. Es ist aber hier die Rede von jenem freien Spiele der Vorstellungen, wobei unser Wille passiv ist, das geistige Sein aber doch in Thätigkeit. Je freier wir uns so gehen lassen, desto mehr hat der Zustand Analogie mit dem Träumen, und das ist das rein Unverständliche, eben weil es keinem Gesez des Zusammenhanges folgt und so nur zufällig erscheint.

Um nun für dieß ganze Gebiet des Unverständlichen eine Vermittlung zu finden, müssen wir auf den Zustand der Meditation zurückgehen und fragen, wie sich derselbe zu unsrem Gesammtsein verhalte?

Hier ist zweierlei zu unterscheiden. Jeder Vorstellungszustand ist an und für sich ein Moment und somit vorübergehend. Aber auf der andern Seite läßt ein jeder solcher Zustand etwas Bleibendes zurück, sezt etwas ab, und darauf beruht die Wiederholbarkeit des ursprünglichen Moments. Wäre dieß nicht, so verschwände jede Vorstellung im Moment selbst und unser Gesammtsein ginge in dem jedesmaligen Moment auf. Im Zustande der Meditation verschwindet das Momentane, wir behalten was in einem Moment geworden im andern, und daher ist das Ganze zugleich Ein Akt, und diese Zusammengehörigkeit, die im fortgehenden Entschlusse liegt, überwindet das momentane Verschwinden und soll es eigentlich vollkommen überwinden. Nun giebt es noch einen andern, der Meditation analogen Zustand, das ist der der Beobachtung, wo die Produktivität die Form der Receptivität

annimmt. Da ist ganz dasselbe, es wechseln die Gegenstände, sie verschwinden, aber die gewonnenen Vorstellungen bleiben und sollen nicht vergessen werden. Der Willensakt fesselt sie und verändert ihre Natur des momentanen Verschwindens. Jenes Zurückgebliebene wird wiederholbar, wenn jener bestimmte Willensakt statt findet, allerdings in verschiedenem Grade in Beziehung auf die Zeit und den Gegenstand. Fragen wir nun, wie verhalten wir uns denn zu diesem Zurückgebliebenen? Wir haben es und haben es auch nicht. Das leztere, wenn wir es vergleichen mit dem, was jeden Moment unmittelbar erfüllt, das erstere, sofern es wiederholt werden kann ohne ursprünglich wieder erzeugt zu werden. Es wird aus der ersten Genesis reproducirt. Aber diese Reproduktion hängt an einem bestimmten Willensakt, wenn sie auf dem Gebiete der Meditation eintritt oder unmittelbar zur Beobachtung in Verhältniß steht. Doch kann die Reproduktion auch ohne Willensakt erfolgen. In diesem Falle können wir uns selten bestimmte Rechenschaft geben, aber beobachten wir uns im Zustande des Zerstreuetseinwollens, so kann da alles, was eintritt und die Meditation unterbricht, nur solche Reproduktion von schon empfangenen Vorstellungen sein. Wir haben also zu unterscheiden eine Reihe von Vorstellungen, welche den jedesmaligen Moment wirklich erfüllt und von unserm Willensakt abhängt, also Meditation oder Beobachtung, im weiteren Sinne; sodann aber eine Masse von Vorstellungen, die wir haben ohne eigentlich Herr davon zu sein, die also unsrem Willensakt nicht unterworfen sind. Betrachten wir das Zerstreuende im Zustande der Meditation, so ist es das Seinwollen solcher zerstreuenden Vorstellungen, also die Richtung auf unser gesammtes Sein, dem das bestimmte Seinwollen eines Moments gegenüber tritt. Nur aus unsrem Gesammtsein kann ein solcher Akt begriffen werden. Sind wir im Zustande der Mittheilung, also der Meditation und Äußerung zugleich, so wird dieselbe Neigung zur Zerstreuung hier auch sein, denn es theilt sich derselbe Willensakt in die zwei Momente, das bestimmte Denken und die Mittheilung. Haben wir aber in

der eigentlichen Meditation ohne Mittheilung die Zerstreuung überwunden, so wird es nicht dieselbe sein, welche in dem zweiten Akt, der Darstellung, wieder vorkommt, aber es wird auch immer eine sein. Denken wir uns in der Mittheilung solche Elemente, die aus dem dominirenden Willensakte nicht zu erklären sind, so bleibt nur das übrig, daß sie aus einem freien Spiele herrühren. Wenn nun aber solche Vorstellungen in die Mittheilung aufgenommen werden, so geschieht dieß doch durch einen Willensakt. Denkt man sich nemlich Jemand, der in strenger Meditation begriffen gewesen ist, so daß er sich seines Gegenstandes ganz bemächtigt hat, wie er nun die Ordnung feststellt, in der er seine Meditation mittheilen will, also die Composition concipirt, ist diese nun zu Stande gekommen, und er ist in derselben eben so streng gewesen, wie in der Meditation, und es ist nichts in seiner Mittheilung, was sich nicht aus seinem ursprünglichen Willensakte aufs bestimmteste erklären ließe, er ist also in der κυριολεξία geblieben; übersieht er dann seine Composition, — dann lassen sich zwei Fälle denken. — Entweder er ist damit zufrieden, daß er sich streng an den Gegenstand gehalten hat, oder es wird ihm dieses dürftig erscheinen. Dieß leztere Urtheil beruht auf einer Differenz in dem, was den Inhalt des freien Spiels ausmacht, denn wäre nichts darin gewesen, was nicht in einer Beziehung zur bestimmten Meditation gestanden, so brauchte er sich nicht zu tadeln, daß er es von der Hand gewiesen. Es muß der Willensakt eine gewisse Anziehungskraft gehabt haben, so daß er es nicht so leicht wird haben fallen lassen. Wo dagegen die Strenge gelobt wird, da ist eine Differenz in dem ursprünglichen Willensakt selbst, es muß eins oder das andere mit in seinem Vorsaz gewesen sein, aber die bestimmte Form der Mittheilung hat das eine abgewiesen und das andere zugelassen oder gefordert. Wo wir dergleichen finden, da können wir eine solche Beschaffenheit des freien Spieles voraussezen, wie des gesammten Vorstellungsbesizstandes, daß darin Elemente gewesen, die mit dem Gegenstande haben in Verbindung treten können. Von der andern

Seite ist solche in dem ursprünglichen Willensakt bewußte Zerstreuung eine positive Anregung des freien Spiels der Vorstellungen, um alles Verwandte mit hineinzuziehen. So wie wir die verschiedenen Elemente unterscheiden, was allerdings nur möglich ist nachdem wir die erste Aufgabe gelöst haben, (denn habe ich die Einheit nicht gefunden, so kann ich auch die wesentlichen und zufälligen Elemente nicht unterscheiden,) und es entsteht die Aufgabe, ihr Entstehen zu begreifen, so beruht diese auf der Kenntniß des geheimen Vorstellungsbestandes, und dann auf der Art und Weise, wie wir von uns und unsrer Composition auf den Verfasser und die seinige zu schließen vermögen. Haben wir von dem Verfasser eine vollständige Kenntniß, so daß wir ihn kennen, wie uns selbst, so haben wir einen ganz anderen Maaßstab, als wenn wir jene Kenntniß nicht haben; in jenem Falle können wir uns die Aufgabe stellen, zu wissen, nicht nur, was für Nebengedanken dem Verfasser eingefallen, sondern auch, was ihm nicht eingefallen, und was, und warum er etwas zurückgewiesen hat. Wir können dieß erkennen aus einer zwischen ihm und uns aufgestellten Analogie, wozu wir in unsrer Kenntniß von ihm die Elemente haben.

Je mehr wir von einem Schriftsteller solche Produktionen haben, die ihrem wesentlichen Inhalte nach ein solches sich gehen lassen sind, desto leichter kommen wir zu jener Kenntniß von ihm. Doch kommt dabei zunächst in Betracht das Bewußtsein des Schriftstellers in Beziehung auf die, an die er zu schreiben hat. Läge in einem Briefe etwas, was außer jenem bestimmten Kreise ist, so wäre das aus Irrthum oder Unbedachtsamkeit geschehen. Dann kommt der momentane Zustand, das momentane Verhältniß des Schriftstellers in Anschlag. Denn jeder, hat er unter verschiedenen Umständen dieselben Gegenstände zu behandeln, wird vielleicht dieselben Hauptgedanken haben, aber die Nebengedanken werden sehr verschieden sein. Da tritt wohl der Fall ein, daß man erst aus den sich einmischenden Gedanken die Ahndung von dem Zustande bekommt, in welchem sich der Schreibende befindet. Hier ist vieles, was

aber außer der Möglichkeit aufzustellender Regeln liegt. Im Allgemeinen gilt, je mehr jemand in Beziehung auf die vorstellende Thätigkeit sich und andere beobachtet hat, desto mehr hat er auch hermeneutisches Talent für diese Seite. Je schwieriger die hermeneutische Aufgabe ist, desto mehr fordert ihre Lösung gemeinsame Arbeit; je mehr die nothwendigen Bedingungen fehlen, desto mehr individuelle Richtungen müssen sich vereinigen, um die Aufgabe zu lösen.

Was das N. T. betrifft, so ist in den historischen Schriften, so wie sie vor uns liegen, fast gar keine Gelegenheit zu solchen Einmischungen von Nebengedanken der Schriftsteller. In den drei ersten Evangelien tritt der Schriftsteller fast gar nicht hervor, nur daß es keine Erzählung giebt, der nicht ein Urtheil des Schriftstellers beigemischt wäre in der ganzen Art der Darstellung und Verbindung. Rechnet man das Urtheil als Gedanke des Schriftstellers, so fragt sich nur, ist das Urtheil das des Evangelisten oder eines früheren, dessen Erzählung sammt dem Urtheile hier aufgenommen ist. Bei Johannes tritt der Schriftsteller selbst häufiger hervor aus bekannten Ursachen. Er giebt Nachweisungen, stellt seine eigenen Eindrücke dar. Allein dieß alles gehört zum Wesen der Sache. In den historischen Schriften lassen sich nur wenige Stellen auf die hier besprochene besondere hermeneutische Aufgabe beziehen, und das sind fast nur Anführungen aus dem A. T. Wir behandeln aber diesen Punkt besser gleich auch in Beziehung auf die didaktischen Schriften. Wir fragen, was haben die neutestam. Schriftsteller mit denen, an die sie schreiben, für ein gemeinsames Vorstellungsgebiet, welches von dem Gegenstande, der behandelt wird, noch verschieden ist? Der Hauptpunkt ist die Kenntniß des A. T. Dieß mußte bei den neutest. Schriftstellern natürlicher Weise eine gewisse Allgegenwärtigkeit haben, so daß also im Akt des Schreibens eine Richtung darauf eintreten mußte. Hier haben wir den natürlichsten Raum für die Nebengedanken eines neutest. Schriftstellers. Der Beruf der Apostel war von der Art, daß alle anderen Interessen in den Hinter-

grund traten. Aber von der andern Seite bestanden die Gemeinden, an die sie schrieben, aus Juden oder Heiden. Mit jenen hatten sie aus ihrem früheren Leben manches, besonders das A. T. gemeinsam, mit diesen aber gar keinen gemeinschaftlichen Vorstellungskreis. So konnte aus dem heidnischen Leben nicht leicht etwas als Nebengedanke in den neutest. Schriften hervortreten. In ihrem Verhältniß zu den Heidenchristen war der Anknüpfungspunkt nur das Christenthum, der Gegenstand des Schreibens. Indessen standen die Heiden, die Christen wurden, wol schon früher mit den Juden in einiger Verbindung und kannten dadurch das A. T. Als Christen traten sie dadurch, daß in den Versammlungen das A. T. das alleinige Buch war, wovon ausgegangen werden konnte, noch mehr in den Jüdischen Lebenskreis ein. So gab auch in neutest. Schriften, welche für Heidenchristen bestimmt waren, das A. T. vorzugsweise den Stoff her zu Nebengedanken. Erklären wir nun die Nebengedanken in den freien Mittheilungen aus dem gemeinsamen alttestam. Vorstellungskreise, so kommen wir damit wieder auf ein sehr streitiges Gebiet. Wie verschieden nemlich sind von jeher die gelegentlichen Anführungen aus dem A. T. behandelt und taxirt worden! Sagt man, der Gebrauch, den die neutest. Schriftsteller von alttestam. Stellen machen, sei auch der eigentliche Sinn der lezteren, so erhält man ein ganz anderes Resultat, als wenn man sagt, eben deßhalb, weil es außer dem unmittelbaren Gegenstande der Schrift so wenig Gemeinschaftliches zwischen den Schriftstellern und Lesern gab, sei von dem Wenigen ein fleißiger und deßhalb auch verschiedener Gebrauch gemacht worden. Es ist die Aufgabe, die angeführte Stelle als Thatsache im Gemüth des Schreibenden zu verstehen. War es dem Schriftsteller unmöglich, die Stelle anders als in ihrem ursprünglichen Sinne zu verstehen, so ist dieß eben die einzige Auslegung. Kann man aber denken, der Schriftsteller habe die Stelle auch anders gebrauchen können, so entstehen noch ganz andere Möglichkeiten. Es kann der Fall eintreten, daß dieselbe alttest. Stelle von verschiedenen neutestam. Schrift-

stellern auf dieselbe Weise als Nebengedanke gebraucht wird, aber nach verschiedenen Auslegungen. Es giebt diesem so naheliegende Fälle, daß man sie darunter subsumiren kann. Vorausgesezt also, solche altteſt. Anführungen oder Anspielungen seien das bedeutendste Material für die Nebengedanken in didaktischen Schriften, um in diesem Falle sicher zu erkennen, wie es dabei im Gemüthe des Schreibenden zugegangen sei, muß man sich eine allgemeine Übersicht von allen Fällen solcher Art verschaffen. Giebt diese solche Resultate, wie die eben eingeführten, oder erscheint das Resultat einer großen quantitativen Differenz, so daß an einer Stelle auf das altteſt. Citat mehr Nachdruck gelegt ist, wenn gleich es Nebengedanke ist, als an einer andern, wo das Citat mehr rein zufällig erscheint, so müssen wir sagen, daß es eine allgemeine Regel dafür gar nicht gebe und daß es nicht allgemeine Richtung der neuteſt. Schriftsteller sei, den Sinn solcher Stellen festzustellen. Denn wo sie eine altteſt. Schriftstelle auf eine nachdruckslose Weise einführen, da ist durchaus nicht daran zu denken.

Betrachten wir die Sache mehr im Zusammenhange mit der bisherigen Untersuchung, so wird es gleich sehr wahrscheinlich werden, daß da, wo es einen sehr geringen aber zu gleicher Zeit sehr allgemein verbreiteten litterärischen Besiz giebt, der das Gemeinschaftliche zwischen dem Schriftsteller und seinen Lesern ist, da es auch natürlich sei, daß davon auf die mannigfaltigste Weise Gebrauch gemacht werde. Es gilt bei den Griechen von Homer, was bei den Juden vom A. T. Auch von Homer wurde ein sehr mannigfaltiger Gebrauch gemacht, man deutete ihn wie das A. T. allegorisch. Die Analogie ist unverkennbar. Man kann sich die Sache im Allgemeinen so denken. Es hat im Gespräch einen besonderen Reiz, wenn zwei Leute in was immer für Verhandlungen auf einen Kreis kommen, der ihnen gemeinsam ist und gleich bekannt, so daß sie daraus anführen, wo sich die Gelegenheit darbietet. Eine Schrift der Art nimmt den Charakter eines Gesprächs an, denn Nebengedanken sind immer nur aus einem dem Schreibenden und den Lesern gemeinsamen Gebiet

genommen, und zwar aus einem solchen, von dem der Schriftsteller voraussezen kann, daß es seinen Lesern eben so leicht gegenwärtig gemacht werden kann, als es ihm ist. Fremden Lesern werden freilich solche Nebengedanken oft räthselhaft erscheinen. Wenn sie dieß auch den ursprünglichen Lesern wären, müßten wir freilich den Verfasser tadeln, denn anstatt daß die Nebengedanken neuen Reiz erregen, die Aufmerksamkeit spannen sollen, hätte er in diesem Falle durch Schwierigkeiten, die er den Lesern macht, diese gehemmt und im aufmerksamen Lesen des Folgenden gestört. Aber dieß ist nicht vorauszusezen. Wenn es sich findet, so liegt es gewöhnlich darin, daß es so wenig vermittelnde Punkte zwischen vertraulicher Mittheilung, und dem, was an das ganze Publikum gerichtet ist, in unsrer Litteratur giebt. Vorauszusezen ist immer, daß die Nebengedanken fördernd, nicht hemmend eintreten. — Vergleichen wir dieß mit dem oben über die Natur der Digression Gesagten, so können wir die einfache allgemeine Formel aufstellen: Jede Schrift ist zweierlei, auf der einen Seite Gespräch, auf der andern Mittheilung einer bestimmten, absichtlich gewollten Gedankenreihe. Denken wir das leztere ohne das erstere, dieß als Null, so gehört dazu auch dieß, daß der Schriftsteller durch die ihm gegenüberstehenden Vorstellungen der Leser gar nicht bestimmt ist. Denken wir dieses, so müssen wir sagen, so etwas sei keine eigentliche Schrift, denn da hätte der Verfasser nur für sich geschrieben. So wie man sich aber eine bestimmte Schrift als Mittheilung denkt, ist diese auch durch die Vorstellungen von denen, an welche die Schrift gerichtet ist, bestimmt. Alles, was in dieser Art in einer Schrift einen dialogischen Charakter trägt, ist nur aus dem Gemeinschaftlichen zwischen dem Schriftsteller und seinen Lesern zu erklären. Ist der Leserkreis ein sehr bestimmter, desto mehr kann aus dem Gemeinschaftlichen vorkommen und desto größer ist dann auch in der Schrift die Neigung zu der Form der vertraulichen Mittheilung. Wenn in den didaktischen Schriften des N. T. die Richtung auf weit spätere Geschlechter wäre, was eigentlich das Normale darin sein würde, so würde

sie eine solche Richtung aus ihrem Gebiete heraus geleitet haben; allein die That zeigt, daß sie in dem mit ihren Lesern gemeinschaftlichen Gebiete geblieben sind. Doch werden wir dabei auf einen sehr beschränkten Kreis zurückgeführt. Denn gegen das Gebiet des vorherrschenden christlichen Lebens trat bei den neutest. Schriftstellern alles andere zurück. So bleiben nur die wenigen Wechselfälle in diesem Gebiete selbst zurück. Nemlich in der freien Mittheilung kann einer mehr ausgehen von dem, was ihn gerade bewegt, oder von den Vorstellungen, die er von denen hat an die er schreibt. Dominirt die eine Seite, so tritt die andere im Einzelnen dazwischen. Dieser Wechsel ist nicht leicht so zusammengesezt, wie im zweiten Briefe an die Korinthier; eben deswegen ist dieser Brief für die Auslegung so schwierig. Es haben daher manche gesagt, der Brief habe gar keine Einheit, Paulus habe ihn unter den Zerstreuungen der Reise geschrieben. Allein solche Hypothesen sind, wenn sie nicht ein bestimmtes Fundament haben, ein hermeneutischer Bankerutt; sie zeigen, daß man den Faden verloren hat. Die Schwierigkeit liegt indessen nur darin, daß die beiden oben bezeichneten Richtungen auf eine eigenthümliche Weise in dem Briefe ineinander gehen. Auf der einen Seite bewegen den Apostel die Vorfälle in Korinth; dazu gehört aber, was mit seiner Person in Korinth vorging, und dieß macht eine besondere Schwierigkeit. Denn spricht jemand bewegt über sich selbst, so meint man Grund zu haben zu glauben, er selbst sei irgendwie betroffen. Dann kommen Elemente der andern Art dazwischen. Nur wenn man bedenkt, wie Paulus sich selbst und sein ganzes Leben schildert als lebhaftes Bewegtsein von allem, was in der christlichen Kirche vorging, findet man den Schlüssel zu vielem, was sonst nicht deutlich ist. Es giebt ferner in den Paul. Briefen viel Polemisches. Gewöhnlich sucht man die Gegenstände seiner Polemik nur da, wohin er gerade schreibt. Allein das ist nicht nothwendig. Es kann ihn auch anderes bewegt haben. Bei voller Aufmerksamkeit kann man in dem Tone seiner Polemik wol erkennen, wenn der Gegenstand derselben da

liegt, wohin er schreibt, und wenn er bewegt war durch etwas, was in andern Regionen der apostolischen Kirche vorging und wovon in der Gemeinde, an die er schrieb, nichts überwiegendes war. In diesem Stücke haben die Ausleger oft sehr geirrt. Aber solche Irrthümer entstehen sehr leicht, wenn man auf so wenige Hülfsmittel beschränkt ist. Da sucht man leicht alles aus der auszulegenden Schrift selbst zu erklären. Daher, wie klein auch der Umfang des N. T. ist und wie sorgfältig bearbeitet, es doch gerade bei diesem noch sehr an festen ausgemachten Punkten fehlt. Hierauf influirt die schon erwähnte üble Gewohnheit, neutest. Stellen zum dogmatischen Gebrauch außer ihrem Zusammenhange zu betrachten. So entsteht leicht die Richtung, den Sinn der Stellen universell zu nehmen. Liest man sie dann wieder im Zusammenhange, so will man auch ohne Rücksicht auf die Umgebung und das besondere Verhältniß, worin sie stehen, den allgemeinen Sinn hineinbringen. Der Irrthum ist dann um so größer, wenn der Gedanke im Zusammenhange ein Nebengedanke ist, als dictum probans aber genommen schon den Charakter eines Hauptgedankens bekommen hat. Man stellt dann seine Dignität zu hoch und verkehrt so das ganze ursprüngliche Verhältniß der Säze. Man soll sich nun freilich bei der Auslegung solcher Vorurtheile und Befangenheiten enthalten, allein das Übel scheint unvermeidlich, weil man die Praxis, neutest. Stellen außer dem Zusammenhange zu betrachten, nicht abschaffen kann. Aber dieß ist ein Grund, warum die Exegese doch immer noch so langsam fortschreitet. Dazu kommt die unvollkommene Beschaffenheit der exeget. Hülfsmittel gerade in Hinsicht auf das Verhältniß zwischen den Schriftstellern und ihren ursprünglichen Lesern. Diese sind immer erst Produkte der Exegese und nicht selten einer falschen. So wird man befangen, wenn man sie gebraucht. Man darf sie daher nur mit großer Vorsicht und Prüfung gebrauchen.

Die Aufgabe, von allen Gedanken, die als Nebengedanken anzusehen sind, die eigentliche Tendenz zu erkennen, ist sehr schwer. Allein sie wird wesentlich erleichtert durch die Lösung der noch

vor uns liegenden hermeneutischen Aufgabe. Haben wir nemlich eine deutliche Vorstellung von der Meditation und Composition des Schriftstellers, so ergiebt sich leicht ein sicheres Urtheil über das was außerhalb der Meditation und Composition liegt. Außerhalb beider liegen die Elemente die nur Darstellungsmittel sind, z. B. bildlicher Ausdruck, Gleichniß u. s. w. Denn wenn jemand bei dem Keimentschluß noch so sehr ins Spezielle geht und die Ordnung bestimmt, in der er seine Gedanken mittheilen will, jene Darstellungsmittel wird er doch nicht schon fertig finden; sie finden sich erst bei der Darstellung selber ein, liegen also außer der Composition. Schwieriger ist es bei der Meditation; aber im gewissen Sinne gilt jenes doch auch von dieser. Sie ist das bestimmte Fortrücken des Entschlusses zur Mittheilung, aber dasjenige, welches mit dem Akt des Schreibens noch nicht in dem Zusammenhange steht, daß alle Nebengedanken schon in dieser Reihe lägen. Ja alles, was Nebengedanke ist, liegt außer derselben. Freilich kann man nicht sagen, daß alle Nebengedanken dem Schriftsteller erst im Schreiben einfielen und gar mit solcher Lebhaftigkeit, daß er sie annehmen müßte und nicht zurückweisen könnte. Er kann sie früher gehabt haben, und sie wiederholen sich in ihm im Moment des Schreibens. Aber auch dann liegen sie außerhalb der Meditation. Aus der Bestimmung, mit der sich die Nebengedanken von dem, was aus dem Willensakt hervorgegangen ist, unterscheiden, muß sich auch der eigentliche Werth derselben erkennen lassen.

Die technische Aufgabe insbesondere.

Hier ist zu betrachten, wie die Schrift aus dem lebendigen Keimentschluß nach Inhalt und Form hervorgeht, wie dieselbe als Ganzes die weitere Entwickelung des Entschlusses ist.[1] Alle Elemente der Schrift, welche als abhängig davon betrachtet wer=

---

[1]) Vergl. S. 148—155.

den können, sind Gegenstand der technischen Auslegung. Diese unterscheidet sich von der grammatischen so, daß während auf der grammatischen Seite der Einzelne der Ort ist, in welchem die Sprache lebendig wird, auf der technischen Seite von der Sprache unmittelbar nicht die Rede ist. Allein, was wir als Entwicklung von dem ersten Keime aus betrachten, muß doch Sprache geworden sein. Hier ist die Sprache die lebendige That des Einzelnen, sein Wille hat das Einzelne darin producirt, durch die Gewalt der psychologischen Thatsache kommt eine Zusammenstellung von Elementen, die noch nicht zusammengewesen sind, zu Stande. Es entstehen durch die Gewalt, die der Einzelne in der Sprache ausübt, Erweiterungen und Contractionen der Sprachelemente nach der logischen Seite hin. Betrachten wir die Entstehung der Composition, so ist es hier freilich anders. Hier sind die allgemeinen Geseze der Ordnung im Denken anzuwenden. Zuvor aber muß ich den Schriftsteller doch auch in seiner Meditation verstehen. Dieß ist aber eine Aufgabe, deren Gegenstand beinahe unsichtbar ist und nur auf Conjectur zu beruhen scheint. Wir können wol leicht sagen, die hier vorhandenen Gedanken gehören zur Sache, man muß nur sehen, wie sie geordnet sind. Aber schwierig ist es, zu sagen, was und wie der Verfasser über diesen oder jenen Gegenstand gedacht habe, denn jeder Gegenstand läßt sich auf verschiedene Weise verfolgen. Hier sind wir auf dem unsichtbaren Gebiete der Meditation, wo es auch darauf ankommt zu wissen, was der Schriftsteller auch verworfen hat, obgleich es aus dem Grundgedanken hervorging. Jede Schrift hat ihre eigenthümliche genetische Reihe und ursprünglich ist darin die Ordnung, in der die einzelnen Gedanken gedacht sind. Aber in der Mittheilung kann sie vielleicht eine andere sein. Hier kommen wir auf den Unterschied zwischen Meditation und Composition. Daß der Unterschied zwischen beiden veränderlich ist, das hat seinen Grund in dem ersten Willensakt. Dieser kann als Moment betrachtet mehr und weniger in sich schließen. Er kann eine solche Lebendigkeit haben, daß das Ganze in seinen Hauptzügen im Bewußt-

sein schon damit gegeben ist. Je mehr dieß ist, desto geringer ist der Unterschied zwischen Meditation und Composition; je weniger jener Willensakt diesen Charakter hat, desto größer ist der Unterschied. Es scheint aber als wenn der Unterschied überhaupt nur auf gewisse Formen sich bezöge. Denn was hat z. B. im Historischen die Meditation zu thun? Etymologisch deutet der Ausdruck auf innere Gedankenentwickelung. Wo also, wie im Historischen, der Inhalt äußere Wahrnehmung ist, scheint die Meditation gar keinen Gegenstand zu haben. Allein dieß ist eben nur scheinbar. Wiewohl der Unterschied zwischen Meditation und Composition auf den verschiedenen Gebieten verschieden ist, so ist die Meditation doch nirgends Null, auch im Historischen nicht. Gehen wir zurück auf den Impuls, so sehen wir, es kann kein Willensakt als unter der Form eines Gedankens gegeben sein. Ein Impuls, der nicht im Subject selbst als Gedanke gegeben ist, ist kein Willensakt, ist bloß Moment des Instinkts. Nun können wir aber im Begriff des Gedankens folgendes unterscheiden: Sofern das Einzelne darin dominirt, hat er die Richtung Bild zu sein, sofern aber das Allgemeine, Formel. Das eine wie das andere ist einseitig. Das Höchste ist das Ineinandersein von beidem. Allein der Gegensaz muß ursprünglich in jedem Willensakt sein. Es fragt sich aber, ist er durch den Gegenstand bestimmt worden, oder davon unabhängig? Das leztere. Je mehr der ursprüngliche Willensakt als Bild gegeben ist, desto mehr trägt er das Einzelne gleichsam im verjüngten Maaßstabe mit in sich, desto weniger aber von der Composition; seine ganze Entwicklung ist gleichsam das Äußerliche zu dem was in jenem Keim innerlich geschauet ist. Je mehr aber der ursprüngliche Willensakt Formel ist, desto weniger trägt er das Einzelne in sich, desto mehr dann auch schon die Composition. So sind die beiden Akte schon im ersten Moment selbst gesezt.

Sehen wir nun auf die verschiedenen Richtungen, welche die Gedankenentwicklung haben kann, so finden wir eine Duplicität darin, daß, wenn im Impuls die Richtung auf das Bild

ist, dann je mehr die Gedankenentwicklung objectiv ist, desto mehr das im ersten Keim Gesezte das Einzelne ist, das als Gedanke hervortritt, je mehr aber die Gedankenentwicklung subjectiv ist, desto mehr das im Keime liegende der Ton ist und die verschiedenen Modificationen des Tones, in denen sich das Ganze bewegt. In dem Falle aber, daß der Impuls mehr Formel ist, trägt er mehr die Verhältnisse in sich, und eben weil diese durch die Anordnung zur Darstellung kommen, enthält er auch mehr die Keime der Composition, als die des einzelnen Inhalts. Aber beides muß sich gegenseitig suchen, so daß wir aus der Composition das Einzelne des Inhalts erkennen, und, indem sich das Einzelne mehr entwickelt, wird, wenn es vollständig gegeben ist, auch die Composition mitgegeben sein. — Aber wie stimmt dieß mit der Unterscheidung zwischen Meditation und Composition? Dabei war das Grundprincip, daß wir erst von dem Impuls aus das Einzelne erfassen, und dann die richtige Stellung, nach der alles, was derselben nicht entspricht, ausgeschieden ist. Ist es aber möglich, daß der erste Impuls die Composition mehr in sich trägt, so müßte da auch der umgekehrte Weg eingeschlagen werden. Wie ist dieß? Wenn wir einen allgemeinen aber realen Begriff haben, so finden wir darin immer schon mit Leichtigkeit die Andeutung auf weitere Theilung. Aber wenn wir sagen wollten, durch die bloße Theilung gelangten wir zu allem Einzelnen, so wäre das unwahr, wir würden nur einen Typus finden. So können wir uns wol eine innere Entwicklung der Composition von der allgemeinen Formel des Ganzen aus denken, aber das Einzelne kann dadurch auf keine Weise gefunden werden. Sehen wir vorerst ab von der subjectiven Richtung im ersten Impuls, welche ein spezifisches Talent voraussezt, und halten uns an das Allgemeinere, Verbreitetere, so können wir einen quantitativen Unterschied wahrnehmen zwischen der Thätigkeit, wodurch der ursprüngliche Keim seinem Inhalte nach sich näher ertwickelt, und der, wodurch der Inhalt seine Form bekommt. Nehmen wir dann das Subjective als untergeordnet wieder auf, so können

wir sagen, es giebt in der ersten Entwicklung des Einzelnen, die wir Meditation nennen, ein Fortschreiten, welches mehr an der Leitung des Allgemeinen geht, und ein Fortschreiten, welches mehr unmittelbar das Einzelne producirt. Dann wird das Erste immer gleich die Form bestimmen, und es wird da ein Wechsel sein zwischen dem Werden des Einzelnen und dem der Form. Das Einzelne wird im Zusammenhange nur mit seiner Stelle gefunden. Dagegen wird der einzelne Inhalt, der nur den Charakter des Einzelnen hat, für sich gefunden, wo dann mannigfaltige Zusammenstellungen möglich sind. Das Ganze wird ein Anderes sein, wenn es auf die eine oder andere Weise verstanden wird, also mehr in Beziehung auf die Form oder in Beziehung auf den einzelnen Inhalt. Aber es folgt, daß wir es vollkommen nur verstehen können, wenn wir die Genesis verstehen. Daher die unerläßliche Aufgabe, jede Produktion, welche Gegenstand der Hermeneutik sein kann, in jener zweifachen Beziehung zu verstehen. Sobald man sich mehr an das eine oder andere hält, wird die Lösung der Aufgabe unvollkommen sein. Es wird freilich bei dieser Aufgabe Jeder durch sich selbst eine vorherrschende Richtung auf das eine oder andere haben. Wir wollen alle die Darstellung der Gedanken eines Andern in Beziehung auf unsre eigenen verstehen. Dann kann die Folge Aneignung oder Abstoßung sein. Daher wird die Art der hermeneutischen Operation sich nach der eigenen Gedankenentwicklung bestimmen. Es giebt viele, die sich, wenn sie lesen, aus der Form nichts machen und nur auf den Inhalt sehen. Dabei ist ein unordentliches Verfahren möglich. Denke ich den Inhalt von der Form gesondert, so kann ich überall anfangen, weil ich ihn als Aggregat von Einzelheiten ansehe. Manche Arten von Darstellungen ertragen das eher, als andere. Es giebt aber auch Leser, die es überwiegend auf die Form anlegen. Dabei ist denn gewöhnlich im Hinterhalt, daß man denkt, sich aus der Form und einzelnen Punkten das Ganze bilden zu können in dem Maaße, in welchem man das Ganze nöthig hat. Aber in der That sobald bei dem Verstehenwollen die Richtung

auf unsere eigenen Gedanken vorherrscht, entsteht die eine oder die andere Einseitigkeit und das wahre volle Verstehen wird unmöglich. In dem Grade also in welchem man vollkommen verstehen will, soll man sich von der Beziehung des Auszulegenden auf eigene Gedanken losmachen, weil diese Beziehung eben gar nicht die Absicht hat zu verstehen, sondern zu gebrauchen als Mittel was in den Gedanken des Andern zu den eigenen in Verhältniß steht. Jedes muß aus seinen Gedanken verstanden und ausgelegt werden. Lohnt sich das der Mühe nicht, so hat auch die Lösung der hermeneutischen Aufgabe keinen Werth.

Die Beziehung der Gedanken eines Andern auf die eigenen liegt sofern sie hermeneutischer Art ist ganz auf der Seite der grammatischen Interpretation. Hier ist sie nothwendig, denn in der grammatischen Interpretation liegt die Beziehung zwischen den Gedanken eines Andern und den meinigen als Ort der Sprache. Wenn aber eben die Aufgabe ist, die Gedanken eines Andern als seine Produktion vollkommen zu verstehen, müssen wir uns von uns selber los machen.

Um aber in diesem Sinne die hermeneutische Aufgabe zu lösen, muß man vor Allem das Verhältniß zwischen der Meditation und Composition des Schriftstellers zu erkennen suchen. Wir fangen an mit der allgemeinen Übersicht. Aber wie können wir daraus den innern Proceß des Schriftstellers verstehen? Durch Beobachtung. Diese aber hat ihren Halt in der Selbstbeobachtung. Man muß selbst in der Meditation und Composition versirt sein, um die eines Andern verstehen zu können. Von dieser Seite ist in der Vorübung auf höhere Studien in der litterarischen Gymnastik das eigene Componiren so wesentlich.

Nach diesen Voraussezungen fragt sich nun, wie kann ich aus dem zweiten Akt, der Composition, der in der Schrift vor mir liegt, erkennen, wie sich in dem Verfasser dieser Akt entwickelt hat, wie er zu Inhalt und Form seiner Schrift gekommen ist? Dieß scheint sehr schwierig. — Je mehr in einer Schrift Form und Inhalt in einander aufgehen, um so geringer ist der Unterschied zwischen

Meditation und Composition. Dieß wird noch deutlicher, wenn wir das Entgegengesezte denken, also einen Entschluß, der noch nicht mit voller Lebhaftigkeit des Bewußtseins auch den einzelnen Inhalt in sich schließt. In diesem Falle wird der einzelne Inhalt erst durch die Fortwirkung der Elemente des Entschlusses, er entwickelt sich weiter, indem er sich wiederholt. Nun ist aber oben gesagr worden, es gebe eine Form, die wir als die der größten Passivität ansehen, wo man die Entwicklung des im Entschluß Liegenden den Umständen überläßt. Da entstehen Gedanken, die dem Entschlusse angehören, oder gelegentliche und im Zusammenhang mit der Gedankenentwicklung, zu der wir von andern Seiten aufgefordert werden. Da tritt aber die Differenz ein, daß diejenigen Gedanken, welche in dem ursprünglichen Impuls gelegen haben, sich leichter in die bestimmte Form bringen lassen, diejenigen aber, welche mehr Gelegentliches an sich haben, schwieriger, und das werden solche sein, welche in der Form nur als Ausschweifung erscheinen können, wegen des fremden Elements, das ihrer Genesis anklebt. Diese Elemente werden sich leicht unterscheiden lassen, so wie man die Hauptgedanken und die wesentlichste Gliederung desselben erkannt hat und festhält, welches beides sich aus der Übersicht ergeben muß.

Aber hiebei ist gleich auch auf den Unterschied der Form Rücksicht zu nehmen, weil in dem Auffassen des ersten Akts und dem Zusammenfassen der Elemente durch die Form eine große Verschiedenheit eintritt. Der wesentliche Unterschied ist der zwischen Prosa und Poesie. Was die Poesie betrifft, so zeigt sich darin leicht was wesentlich der Meditation und was wesentlich der Composition angehört, denn es liegt hier völlig auseinander. Denken wir uns ein Gedicht von etwas größerem Umfange, so ist gar nicht anzunehmen, daß es im ersten Willensakt vollständig vorbedacht ist. Die Gedanken sind in dem ersten Willensakte nur punktirt. Sie müssen bei det Composition umgeworfen werden. Darum ist eben die Composition nicht der Zeit nach, sondern nur der unmittelbaren Beziehung nach Ein Akt. In der Prosa ist

solch ein bestimmter Unterschied nicht. Da gehen wir davon aus, daß gleich im ersten Akt Inhalt und Form gegeben sind. Die Form ist aber hier die der ungebundenen Rede. Somit ist kein wesentliches Hinderniß, daß nicht die einzelnen Theile des Ganzen, wie sie zuerst gedacht sind, so auch ausgeführt werden. Numerus und Wohlklang stehen mit der Form in der Prosa in gar keiner so engen Verbindung wie in der Poesie das Versmaaß. Also das scharfe Auseinandertreten der Resultate der Meditation und Composition ist der erste Unterschied, sobald wir einen irgend größeren Umfang von Poesie annehmen, wo das Einzelne sich sondert. Aber schon in dem Epigramm, als der kleinsten poetischen Form, müssen wir dasselbe anerkennen. Das Epigramm beruht immer auf Gegebenem. Denken wir uns aber in dieser Beziehung das Entstehen des Epigrammes, so hängt demselben nicht gleich die poetische Form an. Ist es der Fall, so sind nur die an sich verschiedenen Elemente näher aneinandergerückt. In der modernen Form des Epigramms ist die Spize die Hauptsache. Diese aber ist eben die Beziehung auf das Gegebene in möglichster Schärfe. Sie entsteht wie ein Bliz im Moment, ist ein Einfall, in dem das Versmaaß noch nicht ist. Dieses ist ein zweiter Akt. So treten also auch hier beide Akte bestimmt auseinander.

Gehen wir nun von der Poesie auf die Prosa über, so ist auch an dieser, je mehr sie sich der Poesie nähert, desto mehr ein Auseinandertreten der beiden Akte bemerkbar. Dieß ist der Fall, wenn in der Prosa auf das Musikalische in der Sprache ein besonderer Werth gelegt wird. Da kann der Gedanke mit seinem Ausdrucke nicht zugleich entstehen. Dieser mit seinem musikalischen Werth entsteht erst durch die Stelle, die er einnimmt, und diese ergiebt sich erst aus der Composition. Hier erkennen wir eine Art von Stufenleiter. Fragen wir nun, in welchem Gebiete das Auseinandertreten der beiden Akte ein Minimum ist und für das hermeneutische Interesse verschwindet, so ist das der Vortrag der am meisten rein wissenschaftlich ist. Da ist das Musikalische dem

Logischen ganz untergeordnet. Je mehr die Composition die Gedanken ohne alles andere Interesse anschließt, desto mehr ist sie ursprünglich Eins mit ihnen, also auch der Unterschied zwischen ihm und der Meditation Null. Dieser Unterschied kann nicht darin bestehen, daß man sollte ausmitteln wollen, in welcher Zeitfolge die einzelnen Gedanken des Schriftstellers entstanden sind. Dieß ist durch die Composition selbst ein so verschwindendes, daß nur einzelne wenige Fälle sind, wo darüber etwas auszumitteln ist. Wenn dieß also nicht gemeint sein kann, sondern nur der Unterschied, der in Beziehung auf die früher vorhandenen Elemente durch die Composition entsteht, so ist davon auf dem wissenschaftlichen Gebiete das Wenigste zu erwarten, weil auf demselben die Ausdrücke nicht alterirt werden können ohne die Gedanken selbst zu alteriren.

Dieß ist indeß nur die eine Seite des hermeneutischen Interesses. Die andere Seite führt auf ganz andere Differenzen. Nemlich wenn wir einen Complexus von Gedanken vor uns haben, der Gegenstand sei welcher er wolle, so werden wir darin niemals den Gegenstand erschöpft nennen. Vielmehr werden jedem, der im Lesen in einem wirklichen Aneignungsprocesse begriffen ist, Gedanken einfallen, die in dasselbe Gebiet gehören, aber dort sich nicht finden, oder die mit den in der Schrift ausgedrückten in Widerspruch stehen. Da ist denn das Interesse zu wissen, ob der Schriftsteller dieselben gar nicht gehabt, oder wissentlich ausgelassen. Zum vollen Verstehen gehört offenbar beides zu wissen, sowol was ich vermisse, als was ich im Schriftsteller mit meinen Gedanken über den Gegenstand in Widerspruch finde. Nimmt der Schriftsteller Rücksicht darauf, dann muß auf den Grund der Differenz zurückgegangen werden. Nimmt er keine Beziehung darauf, so ist es problematisch, aber es entsteht die Aufgabe, eben dieß wo möglich auszumitteln. Da ist denn das Interesse, die Meditation des Schriftstellers so vollständig wie möglich an und für sich übersehen zu können, auch in Beziehung auf das, was in die Composition nicht aufgenommen ist. Es ist möglich, daß

die Gedanken die ich vermisse dem Verfasser vorgeschwebt, er aber Gründe gehabt hat, sie nicht aufzunehmen, noch auch Beziehung darauf zu nehmen. Das kann im ersten Willensakte liegen, z. B. wenn er nicht polemisch sein wollte. Doch ist es wichtig zu wissen, ob jene Gedanken dem Verfasser vorgeschwebt haben oder nicht. Denn darnach gewinnt sein Gedankencomplexus eine andere Bedeutung. Im lezteren Falle wird der Werth desselben verringert, im ersten Falle das Interesse, in die Gründe seines Verfahrens genauer einzugehen, erhöhet. Diese Aufgabe aber ist eben so schwierig, als interessant. Das Interesse aber ist hier wieder verschieden, jedoch in umgekehrter Richtung. Je mehr der ganze Gedankencomplexus dem Inhalte nach gebunden ist, um so größer ist das Interesse von dieser Seite, je weniger um so geringer. Ist der Gedankencomplexus nur eben ein Aggregat von Einzelnheiten, so verschwindet das Interesse, und die Frage, was der Verfasser noch außerdem gedacht habe, liegt ganz außer der hermeneutischen Aufgabe. —

In den synoptischen Evangelien fehlt z. B. die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus. Als nächste Veranlassung zur lezten Katastrophe, wie sie Johannes darstellt, ist sie von großer Bedeutung. Denken wir uns, daß die drei ersten Evangelien eine Lebensbeschreibung Christi haben geben wollen, so ist die Frage, wie sie dazu gekommen sind, sie auszulassen, oder ob sie dieselbige nicht gekannt haben? Allein da sie offenbar mehr nur Aneinanderreihungen einzelner Erzählungen sind, so verliert jene Frage das hermeneutische Interesse und behält nur das kritische, nemlich ob und wie die Erzählung so wenig allgemein geworden, daß sie in die gemeinschaftliche Quelle nicht gekommen ist. So sieht man, wie das Interesse an einem gebundenen Ganzen ein ganz anderes ist, als an einem ungebundenen.

Fassen wir nun das Bisherige zusammen, so haben wir zwiefaches Interesse, die Meditation eines Schriftstellers in ihrer Totalität, abgesondert davon, was in die Composition eingegangen ist, kennen zu lernen, nemlich auf der einen Seite, wie seine Dar-

stellungsweise durch die Composition modificirt ist, auf der andern Seite, wie der ganze Proceß, der sich vom ersten Willensakt entwickelt, sich zur Totalität des Gegenstandes verhält. Dieses doppelte Interesse kann in den verschiedenen Arten der Composition in sehr verschiedenem Grade statt finden, aber es giebt keine Form, in der es gar keinen Werth hätte, die Meditation des Schriftstellers in ihrer Totalität zu kennen. Selbst das historische Gebiet ist davon nicht ausgenommen, wiewohl der Ausdruck Meditation hier nicht im engsten Sinne gebraucht werden kann. Wir fragen auch hier nach dem Entstehen der Erinnerungen eines Schriftstellers von seinem Gegenstande, nach seinem Ausgehen auf Notizen von demselben und seinem Entschluß.

Allein die Lösung der bezeichneten Aufgabe ist auf eigenthümliche Weise bedingt. In vielen Fällen gehört viel dazu, damit nur die Aufgabe entsteht. Dann frage ich, wie sich die Meditation des Verfassers zur Totalität seines Gegenstandes verhält, so muß ich zuvor diese Gesammtheit kennen. Nehme ich ein Buch zum ersten Unterricht über einen Gegenstand, so kann jene Frage noch nicht entstehen; sie entsteht erst, wenn ich in der Kenntniß des Gegenstandes bis auf einen gewissen Punkt gekommen bin.

Was das N. T. betrifft, so befinden wir uns gleich von Anfang des exegetischen Studiums in dem Fall, daß wir eine gewisse Kenntniß des Gegenstandes und eine allgemeine Übersicht des Inhalts mitbringen. Allein eben dieß führt leicht irre, und muß also geregelt werden.

Es entsteht sogleich die Frage, wie hat der neutest. Schriftsteller wohl gedacht über die Gegenstände, welche bei uns eine besondere Stelle in der christlichen Lehre einnehmen, und aus welchem Ganzen sind die einzelnen Gedanken genommen? Stellen wir die Frage in Beziehung auf den späteren Zustand der christlichen Lehre, so alteriren wir den ganzen hermeneutischen Proceß und sind auf falschem Wege.

Die didaktischen Schriften sind mehr und weniger fragmentarisch. Es dringt sich dabei die Aufgabe auf, das Ganze zu

finden. Ohne dieß ist kein wahres Verstehen möglich. Wir bringen nun freilich bei der einzelnen didaktischen Schrift keinen Inhalt mit, aber doch die Vorstellung und die Beziehung auf einen solchen. Wollen wir nun in Folge davon sagen, der Schriftsteller könne dieß oder jenes nicht gedacht haben, sonst hätte er es mitgetheilt, so würde dieß, wenn es mit Grund gesezt sein soll, voraussezen, daß man die Aufgabe gänzlich gelöst habe. Dieß aber ist doch nicht wahr. Außerdem müßte man dabei voraussezen, der Gegenstand habe sollen in der Schrift erschöpft werden. Die Aufgabe kann wahrhaft nur gelöst werden in dem Grade, als man im Besiz alles dessen ist, was in der Meditation des Verfassers hätte sein können, wozu aber gehört, daß man den Zustand des Gegenstandes zur Zeit des Schriftstellers mit einer gewissen Genauigkeit kennen müßte. Wie ist es aber mit den Bedingungen dazu im N. T.? Man kann diese Sache auf verschiedene Weise ansehen. Sehen wir das N. T. als Eine Aufgabe an, so wissen wir, daß es keine anderweitigen Schriften und Notizen über den Zustand des Gegenstandes aus derselben Zeit giebt. Wir sind also auf das N. T. selbst gewiesen. Nehmen wir hingegen die neutest. Bücher einzeln, so ist die Gesammtheit aller ein Mittel, wodurch die Lösung der Aufgabe für das einzelne Buch erleichtert wird. Die Aufgabe ist dann unter der Form zu lösen, das Einzelne aus dem Ganzen zu verstehen, und nur in dem Maaße, in welchem das Ganze zum Verstehen des Einzelnen gegeben ist, kann die Aufgabe glücklich gelöst werden.

Nun ist wahr, die Aufgabe die Meditation zu verstehen ist abhängig von dem Verstehen der Composition. Allein wir haben jene mit Grund vorangestellt, weil wir nur durch die Kenntniß der ganzen Meditation die Composition genetisch verstehen. Das Entgegengesezte tritt nur ein in Beziehung auf die Nebengedanken, denn diese entstehen erst in der Composition. Haben wir Grund anzunehmen, daß nicht der ganze wesentliche Inhalt im Moment der Meditation war, ehe der Schriftsteller an die Composition ging, so ist das Werk ein unvollkommenes. Dieß schließt

aber die Anerkennung einer jeden Stufe der Unvollkommenheit in sich.

Sehen wir auf die Verschiedenheit des Inhalts und fragen, wiefern können wir für die verschiedenen Gattungen wenigstens gewisse Regeln und Cautelen feststellen, um die Aufgabe richtig zu lösen, so kommt es auf die beiden Punkte an, zu wissen, ob und wiefern die Meditation in der Composition ein Anderes geworden ist, und ob und wieviel in der Meditation gewesen, was in der Composition nicht ist. Hier werden wir damit anfangen, zu fragen, in wiefern in der Meditation im psychischen Zustande des Verfassers eine gewisse Gebundenheit statt fand? Diese ist verschieden, aber in sofern immer vorhanden, als im ursprünglichen Impulse Inhalt und Form gewissermaaßen gegeben sind. Der Inhalt ist durch die Form in seiner Einheit und Fülle bestimmt. Ist die Form mitbestimmt, so hat sie auch ihre Geseze, und zwei Personen, die denselben philosophischen Gegenstand behandeln, so daß der Eine in rein didaktischer, der Andere in dialogischer Form es thut, sind beide im gebundenen Zustande, schon durch die Differenz von einander. Je fester und lebendiger die Form dem ursprünglichen Impulse eingeprägt ist, um so weniger werden solche Elemente sich entwickeln, die zwar dem Inhalte angehören, aber in die Form nicht eingehen. Der dialogische Vortrag wird Elemente aufnehmen, die der andere, rein didaktische nicht aufnehmen kann. Ist die Form mit einer gewissen Lebendigkeit der Impulse eingeprägt, so können auch nicht entsprechende Gedanken dem Schreibenden gar nicht einfallen. Fallen sie ihm ein, so daß er sie eliminiren muß, so hat er nicht den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Dieß aber ist eben die höchste Gebundenheit durch den Impuls. Fällt aber dem Schriftsteller nicht ein, was wesentlich zum Inhalt gehört, so ist das eine Unvollkommenheit, die daher kommt, weil dem ursprünglichen Impuls der Gegenstand nicht mit voller Lebhaftigkeit eingeprägt, der Verfasser des Gegenstandes nicht völlig mächtig ist. Wie ist nun da zu urtheilen? Der Ausleger muß eigene Erfahrungen haben

über den innern Hergang der Gedankenentwicklung. Diese, gleichsam als Fond, muß der Ausleger mitbringen, und vergleichend die Differenzen auf diesem Gebiete zu erkennen suchen.

Betrachten wir von hieraus den Zustand der Meditation für sich, so kann derselbe entweder dem ursprünglichen Impulse vollkommen entsprechen, wo denn Gegenstand und Form vollkommen geeinigt sind in sofern dieß in dem ursprünglichen Impulse gesezt war, oder er kann sich zu diesem auf eine unvollkommene Weise verhalten. Sobald sich dieß durch Mängel kund thut, ist es auch leicht wahrnehmbar. Man bemerkt z. B. leicht die Dürftigkeit einer Schrift auf verschiedene Weise in verschiedenen Formen. Denkt man sich die didaktische Form, und der Autor ist da überall vom Spalten seines ursprünglichen Schemas ausgegangen, so ist die entstehende Trockenheit ein Zeichen von Dürftigkeit. Der Theil seines ursprünglichen Impulses, der den Inhalt repräsentirt, hat nicht das rechte Leben gehabt. Ist der Verfasser dagegen von der Behandlung der bloßen Form ausgegangen, so entsteht eine Chrie, eine Composition, wo die Form so dominirend ist, daß nichts hinein kann, als was durch fortgesezte Untereintheilung entsteht. Es ist dieß der größte Mechanismus, der mit dem Mangel an lebendiger, innerer Produktivität zusammenhängt. Finden wir dagegen eine Menge von Elementen in der Composition, welche ihr eigentlich fremd sind, so ist das eine Üppigkeit in der Meditation, die aber keine Vollkommenheit ist, weil sie die Form zerstört. Es ist dieß ein Zeichen, daß im ursprünglichen Impuls die Form nicht lebendig genug gewesen ist, sonst wäre dem Verfasser das alles nicht eingefallen, oder er hätte es, wenn es ihm eingefallen wäre, abgewiesen.

Sehen wir auf solche Arten der Mittheilung, die mehr von der Wahrnehmung ausgehen, so hat die geschichtliche Darstellung einen solchen Reichthum der Mannigfaltigkeit in der Art und Weise der Composition selbst, daß wir den ursprünglichen Impuls als sehr verschieden ansehen müssen. Bei dem Einen kann die

geschichtliche Darstellung sich gestalten als eine Reihe von Bildern, bei dem Andern als eine Reihe von Causalverhältnissen. Jedes giebt einen ganz verschiedenen Inhalt. Die eine Darstellung hebt hervor, was die andere vernachlässigt, die eine hat mehr den Charakter des Calculs, die andere mehr einen pitoresken Charakter. Je nachdem nun das eine oder andere im ursprünglichen Impuls gedacht war, ist die Erfindung und Meditation eine ganz andere. Eine Erfindung ist nemlich auch auf diesem Gebiete, in der Art die Elemente zu verbinden, dieses oder jenes geltend zu machen. Es sind da ganz verschiedene Verfahrungsweisen, die nicht einander unterzuordnen sind. — Schreibt jemand die Geschichte in einer Reihe von Bildern, diese haben aber nicht den rechten Charakter der Bilder, der Leser ist nicht im Stande sie nachzubilden, so folgt, daß der Verfasser nicht Herr seiner Form gewesen ist. Das ist auf diesem Gebiete die Dürftigkeit.

Betrachten wir die Form des Gesprächs. Nur in dem Grade, in welchem man das zu taxiren versteht, kann man den Verfasser in seiner Meditation verfolgen, und ein Bild davon bekommen, ob er die Elemente mühsam zusammengesucht habe, oder ob er von einer Fülle innerer Produktion gedrängt worden, so daß er habe abweisen müssen, ferner ob das Einzelne mit dem ursprünglichen Impuls in Übereinstimmung ist, oder ob in der Gedankenentwicklung Fremdes ist. Finden wir eine Gedankenentwicklung reich, aber nie aus den Grenzen der Form hinausgehend, auch ohne daß fremdartige Elemente damit verwachsen wären, da gehen Meditation und Composition ineinander auf, und dieß ist die Vollkommenheit auf diesem Gebiete. Die Dürftigkeit ist hier die fortgesezte Operation der logischen Spaltung. Da ist das Ganze nur Darstellung des Mechanismus der Meditation. Zwischen diesen ist nun das Meiste, was Gegenstand der hermeneutischen Operation sein kann. Soll man die Meditation verfolgen und taxiren können, so müßte man alle verschiedene Formen kennen, denn nur dann kann man die Erfindung des Künstlers recht ins Auge fassen und nacherfinden. Betrachten

wir das tägliche Leben, so finden wir hier in Beziehung auf das Gespräch nicht selten Virtuositäten, die sich selten in Schriften zeigen. Da ahnet man nicht selten, was der Andere sagen will, d. h. man construirt seine Gedankenentwicklung, — noch ehe man das Resultat hat. Dieß beruht auf genauer Kenntniß der Eigenthümlichkeit des Andern im Verfahren des Denkens. Diese zu erreichen liegt im Wesen der hermeneutischen Aufgabe. Doch kann man nur auf indirecte Weise dazu gelangen. Dabei ist natürlich ein Unterschied, wenn man einen Schriftsteller in der Gesammtheit seines Lebens als geschichtliche Person kennt, oder die Produkte lebender Schriftsteller in ihrem bekannten Kreise hat. Hier ist es leichter, weil wir die gehörige Basis außerhalb haben. Wo diese aber fehlt, ist es schwieriger. Bei den Werken des Alterthums ist die Kenntniß der Individualität der Schriftsteller immer nur in einem beschränkten Grade gegeben. Aber hier ist ein großer Unterschied zwischen denen, die sich ins Alterthum eingelebt haben, und die es nicht haben. Jenen ist der Typus der Gedankenentwicklung klar, wenn auch nicht die Personalität, und darnach ist man im Stande Analoges zu leisten. Denkt man sich einen Schriftsteller mit einer großen Menge von Produkten, hat man einen Theil derselben recht durchstudirt und sich angeeignet, so gewinnt man eine solche Kenntniß seiner Eigenthümlichkeit, als lebte man mit ihm. So wie die innere Einheit einer Schrift klar ist, ist es auch nicht schwer, die Meditation nachzuconstruiren.

Ein großer Theil der kritischen Aufgabe besteht darin, zu unterscheiden was einem Schriftsteller angehört und was ihm fälschlich zugeschrieben wird. Da kommt es darauf an, die Meditation des Schriftstellers nachzuconstruiren. Der Takt, auf dem eine Menge kritischer Operationen beruhen, bildet sich auf die Weise. — Vergleichen wir z. B. die dem Plato untergeschobenen Dialoge mit den echten, so haben jene ungeachtet der dialogischen Form den Charakter der Trockenheit, den Mangel an eigener Produktivität und die bloße Richtung auf das logische Spalten, wovon sich in Platos Werken keine Spur findet. Hier ist also die Auf-

fassung des Charakters der Produktion der erste Anstoß zu kritischen Untersuchungen.

Betrachten wir nun das, was in der Mitte zwischen der Meditation und Composition liegt und bald zu dem einen bald dem andern gezogen werden kann, so ist dieß das Gebiet der Nebengedanken. Hat der Schriftsteller sie so wie sie entstanden sind auch als solche erkannt, denen er eine bestimmte Stelle anweisen konnte, so gehören sie zur Meditation. Ist dieß nicht der Fall, so gehören sie zur Composition. Wir können hier zwei Extreme unterscheiden. Das eine ist, daß der Schriftsteller im Bewußtsein, die Totalität aller Elemente zu besizen, in der Composition war, daß ihm dann die Nebengedanken gekommen sind, als das Niederschreiben schon vollendet war. In diesem Falle erscheinen die Nebengedanken als eingeschoben. Das andere Extrem ist, daß in der Einleitung des Processes der Meditation der Schriftsteller sich schon die Licenz gesezt hat, nicht bloß in der strengen Entwicklung des ursprünglichen Impulses zu bleiben, sondern das freie Gedankenspiel eintreten zu lassen. In diesem Falle sagen wir auf's bestimmteste, daß die Nebengedanken zum Proceß der Meditation gehören. Von hieraus können wir den ganzen Proceß der Meditation unter zwei verschiedene Formeln bringen, von denen die eine ist, daß wir den Schriftsteller in strenger Richtung denken in Beziehung auf seinen Impuls, gegen alles andere aber in abweisender Thätigkeit, die andere Formel aber, daß wir den Schriftsteller in combinatorischer Thätigkeit darauf gerichtet denken, anderes in seinen Gedankengang einzumischen. Je nachdem eins oder das andere ist, ist der Charakter des Schriftstellers verschieden.

Es ist nicht möglich von der hermeneutischen Aufgabe aus den Gegenstand allein zu betrachten. Der Gegenstand muß einmal im Gesammtgebiet des litterarischen Volkslebens und des Zeitalters betrachtet werden, sodann im Gebiet der Art und Weise der Composition und endlich im Gesammtgebiet der Eigenthümlichkeiten des einzelnen Schriftstellers. Das ist das comparative Verfahren. Es läßt sich auch das umgekehrte heuristische anwenden.

Nach diesem kommen wir zur Kenntniß des litterarischen Gebietes eben dadurch, daß wir die hermeneutische Operation an Vielen vollzogen haben. Das erste Verfahren beruht auf persönlichen Verhältnissen zwischen Lesern und Schriftstellern. Findet ein persönliches Verhältniß der inneren Verwandschaft zwischen Leser und Schriftsteller statt, z. B. bei einem Lieblingsschriftsteller, so wird man natürlich das comparative Verfahren einschlagen. So hat Jeder in Beziehung auf jeden Schriftsteller sein eigenes Verfahren. Es wäre unrecht, wenn man sich in einen Schrifsteller leicht hineinfindet, anzuhalten und sich jene Kenntniß erst verschaffen zu wollen, die man auf heuristischem Wege erst erwirbt.

Gehen wir nun zum lezten Punkt, zur Betrachtung der Composition selbst über, so sezen wir dabei voraus, der Schriftsteller habe den inneren Impuls, der das ganze Werk dominirt, in sich zur vollständigen Entwicklung gebracht, er habe alle Elemente zu der Schrift in sich und beginne nun die Composition.

Allein daß sich dieß nicht immer vollkommen so verhält, dessen ist sich jeder bewußt bei allem, was im Gebiet des täglichen Lebens liegt. Hat man einen Brief zu schreiben, so scheidet man nicht Impuls, Entwicklung und Composition, man zieht eine Menge von Übergängen in Eins zusammen. Je mehr aber ein Werk als kunstmäßiges erscheint, muß man von jener Voraussezung ausgehen. Wie viel in der Composition erst entstanden sei, das gehört auch in die Untersuchung, sofern es gilt, das Ganze nachzuconstruiren. Sucht man nun unter jener Voraussezung die Schrift nachzucónstruiren, so hat dieß einen verschiedenen Sinn. Es giebt nemlich keinen Gedanken ohne Wort, aber es giebt Gedanken in verschiedenen Graden der Bekleidung, wir können einen Gedanken haben ohne seinen passendsten Ausdruck auch schon zu haben. In Beziehung auf Ausdruck beginnt das Fertigwerden der Elemente erst mit der Composition selbst. Man kann diese nur verstehen, wenn sich vollständig übersehen läßt das Verhältniß des Inhalts, den die Form gestaltet, oder den man der Form geben will. Darnach richtet sich der Reichthum und

die Fülle. So sind also die beiden Punkte zu betrachten, die Stellung, die jedes Einzelnen bekommt und die Ausfüllung der Form durch den Inhalt, und sodann der Ausdruck, der im Zusammensein der Elemente definitive mit bestimmt ist.

Die Aufgabe hat für die Exegese des N. T. besondere Wichtigkeit.

Ist das Verständniß der Meditation vollendet, also die Gesammtheit aller zur Schrift gehörenden Elemente gegeben, so ist das Verständniß der Composition, als Thatsache im Verfasser, d. h. der Anordnung mit ihren Motiven übrig. Denken wir uns nun hier verschiedene Möglichkeiten, wie eine und dieselbe Masse von Einzelheiten geordnet werden kann, wie daraus dann ganz verschiedene Resultate hervorgehen, die Anordnung also mit dem Werthe zusammenhängt, den der Verfasser auf dieses oder jenes legt, so daß eins hervortritt, anderes zurück, so sieht man wohl, wieviel im N. T. bei dem eigenen Gebrauch, den man von demselben macht, darauf ankommt, die Anordnung in diesem Sinne zu verstehen. In vielen Fällen kann diese Aufgabe als sich von selbst verstehend erscheinen. Allein da im N. T. so oft einzelne Stellen aus dem Zusammenhange heraus genommen werden, so bekommt die Aufgabe in vielen Fällen ganz besondere Wichtigkeit. Ist nemlich eine Stelle einmal außer dem Zusammenhange gebraucht worden, so hat sie dadurch einen bestimmten Werth für alle, welche sie nicht erst im Zusammenhange prüfen, bekommen. Es kann so ein Mißverständniß entstehen, welches fortwirkt, weil man in der Gewalt der ersten Art und Weise ist, wie der Werth außer dem Zusammenhange angenommen worden ist. Es giebt Beispiele genug, wo eine Stelle des N. T. gebraucht worden ist, als wäre sie ein nothwendiger Gedanke einer Schrift, während derselbe für den Schriftsteller keinen besonderen Werth gehabt, und es ihm bis auf einen gewissen Punkt gleichgültig gewesen, ob er ihn so oder anders ausdrückte. Daraus sind viele Irrthümer entstanden, besonders in der Zeit, wo sich die kirchl. Dogmatik fixirte. Die Procedur dauert auf diesem Gebiete noch

fort. Aber es kommt darauf an, an die Stelle des falschen Verfahrens das richtige zu sezen, auf die Gedanken der Schriftsteller im Zusammenhange zurückzugehen, und nicht einzelne Säze anzuführen.

Es gilt dieß besonders bei den didaktischen Schriften, aber die historischen enthalten auch eine Menge didaktischer Stellen, z. B. die Reden. Allein davon abgesehen, ist die Sache auch bei den historischen Schriften von nicht geringer Bedeutung. Denn nur vermöge eines richtigen Verständnisses der Anordnung kann man erkennen, wie die evangelischen Verfasser gegen einander zu stellen sind.

Wir unterscheiden nun in den Evangelien, was die Anordnung betrifft, drei Formen der einzelnen Elemente. Entweder es sind überwiegend Reden Jesu, oder Handlungen, wobei was geredet ein Minimum ist, oder endlich Combinationen von beiden, wo die Rede die Spize der Thatsache ist. Giebt es nun unter den Schriften, die denselben Gegenstand verhandeln, solche, die dasjenige aneinander reihen was ähnlicher Art ist, so haben diese den Charakter der Lebensbeschreibung gar nicht, denn in der Zeitfolge des wirklichen Lebens stellen sich die Sachen gar nicht nach der Ähnlichkeit. Da müssen wir also ein anderes Princip der Anordnung suchen. Finden wir, daß gar kein Gesez obwaltet, so entstehen andere Differenzen. Sind die Elemente nach Zeitbestimmungen auf einander bezogen, so ist die biographische Tendenz vorherrschend und die scheinbare Unordnung wäre durch die chronologische Beziehung aufgehoben. Fehlt aber selbst ein solches Gegengewicht, so waltet das Ohngefähr und da ist dann natürlich von Composition am wenigsten die Rede. Sind die Begebenheiten des einen oder andern Typus durch Zeitbestimmung verknüpft, aber nur an einzelnen Punkten, so daß eine Menge von Begebenheiten zwischen denselben übergangen sind, so ist die Frage, nach welchem Princip der Verfasser aufgenommen und übergangen hat. Da ist nun möglich, daß er gar kein Princip hatte, er hat übergangen, was er nicht wußte, und was er wußte

hat er in der Ordnung dargestellt, in der er es wußte. Daraus folgt, daß wir sagen müssen, wenn einer so wenig Zusammenhangendes weiß, wie weiß er denn die Zeitbestimmungen, da diese doch nur vermittelt sind durch das, was er ausgelassen? Da können also die gegebenen Zeitbestimmungen nur wenig gelten, und so kommt man auf den Fall zurück, daß wir ein Aggregat von Einzelheiten haben ohne bestimmte Absicht geschrieben. Sehen wir Elemente von verschiedenem Typus zusammengestellt, und auf einander bezogen, es liegt aber Bestimmtes zum Grunde, das durch die Beziehung auf einander zur Anschauung kommen soll, da ist eine wirkliche historische Composition. Der Verfasser hat übergangen, was ihm für die Anschauung, die er wollte hervortreten lassen, nicht wesentlich erschien, wobei das Volumen auch eingewirkt haben mag. So geht also die Aufgabe der historischen Kritik der Evangelien auf das hermeneutische Verstehen der Composition zurück, und je reiner die hermeneutische Aufgabe gelöst wird, desto sicherer wird die Basis für die historische Kritik. Darum bin ich auch immer gegen die ausschließend synoptische Behandlung der drei ersten Evangelien gewesen. Denn fängt man damit an, so gewinnt man keinen Eindruck der einzelnen Schriften im Ganzen und damit auch keinen sicheren Grund für das kritische Verfahren. Nur wenn die Aufgabe die eines Lebens Jesu ist, ist das synoptische Verfahren gut und nothwendig, denn da kommt es auf Ermittelung der einzelnen Thatsache und ihres Zusammenhanges aus den verschiedenen Relationen an. Sind aber die Fragen zu lösen, ob der eine Evangelist den andern vor Augen gehabt, und ob die Evangelien auf dieselbe Weise zu Stande gekommen sind, oder wie sich die drei ersten Evangelien zum vierten verhalten, da ist nothwendig, die Composition jedes einzelnen Werkes vollständig aufzufassen. Bei diesem Verfahren wird Johannes nicht leicht als Ergänzung der drei ersten erscheinen, entweder um die höheren Beziehungen der Begebenheiten, oder was jene von einzelnen Thatsachen ausgelassen haben nachzubringen. Nur wenn man den Johannes mit den drei ersten vergleicht, kann man von

einer solchen Tendenz sprechen. Man sieht also wie bedeutend die Aufgabe ist, die Composition der Evangelien jedes für sich zu erforschen.

Es fragt sich nun, lassen sich gewisse Regeln aufstellen, wonach die Aufgabe mit einer gewissen Sicherheit gelöst werden kann?

Leider fehlt es hier fast an allem, was man in andern Fällen zur Lösung der Aufgabe mitbringen kann. Bei den historischen Schriften ist das wichtigste, zu wissen, wie der Verfasser zu den Begebenheiten gestanden, die er erzählt. Zwei von den Evangelisten tragen denselben Namen, welche Augenzeugen auch getragen haben. Und doch hat man bezweifelt, ob diese Namen dieselben Personen tragen. In Beziehung auf Johannes ist der Zweifel nicht fortgesezt worden, bei Matthäus aber bisjezt geblieben. Von den beiden andern weiß man nicht, wie sie zu den Begebenheiten gestanden haben.

Nun entsteht aber die zweite Frage, wenn die Schriftsteller nicht selbst Augenzeugen waren, wie sie da zu den Quellen gestanden haben, welche sie benuzt? Zuvor aber muß ausgemacht werden, ob wir aus den Schriften selbst mit Sicherheit erkennen können, ob ihre Verfasser Augenzeugen waren oder nicht.

Wenn wir in den drei ersten Evangelien die Gleichheit in den einzelnen Evangelien betrachten, die aber auf ungleiche Weise da ist, so erscheint die Aufgabe sehr zusammengesezt und schwer zu lösen. Sehen wir aber von dieser besonderen Schwierigkeit ab, so stellt sich die Frage so: können wir aus der Beschaffenheit der Elemente schließen, ob der Verfasser Augenzeuge war oder nicht?

Betrachten wir das Leben Jesu als Einheit, so werden nur sehr wenige Personen sein, ja eigentlich wohl Niemand, der als Augenzeuge des Ganzen gedacht werden kann. Nur im öffentlichen Leben Jesu sind bestimmte Personen, welche als gänzliche Augenzeugen betrachtet werden können. Zwar wissen wir dieß nur aus den evangelischen Schriften selbst, doch werden jene Personen durch spätere Schriften als Begleiter Jesu beglaubigt. Es sind also Personen seine beständigen Begleiter gewesen. Wo aber ein frü-

heres als das öffentliche Leben vorkommt, da haben wir die Elemente zusammen, sowol was der Schriftsteller als Augenzeuge erzählt, als was er von Andern hat. Giebt es nun bestimmte Kennzeichen für die Erzählungen, die von einem Augenzeugen herrühren? Diese Frage ist im Allgemeinen leicht zu bejahen. Aber sollen wir das Unterscheidende angeben, so ist das sehr schwierig. Betrachten wir die Sache im Allgemeinen, so müssen wir sagen, es giebt Erdichtungen in der Form von Erzählungen, und da wird es als Vollkommenheit angesehen, wenn sie den Schein eines unmittelbaren Berichts eines Augenzeugen an sich tragen. Da ist die Unmittelbarkeit der sinnlichen Anschauung wol die Formel, unter der man das Charakteristische zusammenhalten kann. Daraus geht aber hervor, daß der Erdichtende diese sinnliche Anschauung selbst habe haben müssen, sonst könnte seine Erdichtung nicht den Typus eines ursprünglichen Berichts haben. Es kann auch sein, daß einer das was ein Augenzeuge erzählt gerade so seiner Schrift einverleibt hat, er ist aber nicht selbst Augenzeuge gewesen. Je weniger er bei der Aufnahme selbstthätig gewesen, desto mehr wird es jenen Typus behalten. So können die Evangelien Berichte von Augenzeugen enthalten und doch ihre Verfasser von Nichts Augenzeugen gewesen sein. Da fragt sich nun, ob das so bleibt, wenn wir auf die Zusammenstellung sehen? Vorausgesezt also, alles hätte den Charakter von Berichten eines Augenzeugen, würden wir da nun entscheiden können, ob die Evangelisten selbst Augenzeugen waren oder nur Zusammensteller von Berichten der Augenzeugen? Es leuchtet ein, wie schwierig dieß ist zu entscheiden. Wären wir über den Typus einig, den der Bericht eines Augenzeugen haben muß, so können in einer solchen Schrift Stellen vorkommen, die diesen Typus haben, und die ihn nicht haben. Aus dem lezteren aber würde gar nicht folgen, daß das Ganze von einem Fremden herrühre, sondern, wie ein Einziger nicht alles mit erleben konnte, so konnte er, da sein Impuls auf Zusammenstellung von Einzelheiten gerichtet war, manches aufnehmen, wobei er nicht Augenzeuge gewesen. So erzählt Johannes mit einer gewissen Ausführlichkeit das Verhör

bei Annas, dagegen von dem bei Pilatus wenig, denn bei dem ersten war er anwesend, bei dem zweiten nicht. Und so hat er das übergangen, was aufzunehmen nicht nothwendig in seinem Impuls lag. Hätte er einen andern Impuls gehabt, so hätte er sich von Andern die Nachricht verschaffen müssen. Solche Differenz entscheidet also nicht. Bei einer solchen Ungleichheit fragen wir denn, ob der Verfasser im Ganzen Augenzeuge gewesen ist? Entweder nun er ist dieß in dem Grade gewesen, daß er nur was er selbst gesehen aufgenommen hat, oder er hat Berichte von Augenzeugen und aus der dritten Hand gehabt. Wie ist zwischen diesen beiden Fällen zu entscheiden? Kommt nichts Äußeres zu Hülfe, so wäre nur möglich zu entscheiden, wenn wir finden könnten, ein Augenzeuge hat, wenn er auch von Andern Erzähltes aufnimmt, eine verschiedene Art zu verknüpfen und zusammenzustellen. Können wir solche Differenz nun finden? In dem Falle wenn der Gesichtspunkt des Ganzen der einer Lebensbeschreibung ist, ist der Unterschied gerade in der Zusammenstellung leicht zu finden, weil da das von Andern Zusammengestellte nicht im ursprünglichen Zusammenhange der Composition ist, und die Einzelheiten, wenn der Verfasser selbst zusammenstellt, werden in der Zusammenstellung das Ansehen von Conjecturen haben, den Charakter des Unmittelbaren entbehren. Dagegen werden bei den Andern die Zusammenstellungen den Charakter von Berichten von Augenzeugen haben, und nur die aufgenommenen Theile werden jenen Charakter (des nicht Unmittelbaren) tragen. Denken wir dagegen, ein Verfasser habe nicht die Idee einer zusammenhängenden Lebensbeschreibung gehabt, und er habe die Einzelheiten nur nach gewissen bestimmten Gesichtspunkten zusammengestellt, in diesem Falle ist der Zusammenhang nicht der unmitttelbare des Lebens, der Anschauung, sondern der abstracte; es kann also hier der Charakter des Augenzeugen nicht im Zusammenhange liegen. So können wir diese hermeneutische Aufgabe nur dann vollständig zu lösen unternehmen, wo wir bestimmte Extreme finden.

Bei Johannes herrscht durchgehends ein bestimmter Gesichts-

punkt, es ist aber nicht der einer zusammenhängenden Lebensbeschreibung, denn es sind viele Momente, welche für eine Biographie nothwendig sein würden, im Evangelium ganz weggelassen. Jenen bestimmten Gesichtspunkt könnte auch ein Anderer, als Johannes, gehabt haben. Nun finden wir, daß Johannes die Begebenheiten der Zeit nach aufeinander bezieht. Die Zeitbestimmungen charakterisiren ihn nach dem Maaßstabe jener Zeit als Augenzeugen. Es ist möglich, daß ein Anderer nicht nur denselben Gesichtspunkt gehabt, sondern auch dieselben Elemente zusammengestellt. Es ist auch an sich möglich, daß auch die einzelnen Erzählungen eben so aussehen würden, wenn er sie von Augenzeugen genommen hätte. Aber die einzelnen Erzählungen im Johannes sind so aus einem Stücke, daß man den Urheber des Erzählten und den Gesichtspunkt nicht zu trennen vermag. Indeß hat er Erzählungen, wo er nicht Augenzeuge ist, sondern nur nach Augenzeugen referirt, — und doch dieselbe Lebendigkeit hat. Darüber entscheidet denn nur die Sache selbst, die es ausspricht, ob er selbst Augenzeuge war oder nicht. Aber betrachten wir das Evangelium im Ganzen, so werden wir urtheilen müssen, es sei der Bericht eines Augenzeugen, der einen bestimmten Gesichtspunkt gehabt. Das Princip seiner Composition läßt sich klar erkennen und daraus geht eben hervor, daß der Verfasser im Ganzen als Augenzeuge anzusehen ist.

Betrachten wir das Evangelium des Lukas. Dieser macht keinen Anspruch Augenzeuge zu sein. Er giebt sich aber im Eingange für einen Forscher aus. Da fragt sich, welcher Regel er gefolgt sei. Nach dem Eingange scheint es, als habe er das Einzelne chronologisch mit bestimmtem Bewußtsein aneinander gereiht. Aber es geht aus der Betrachtung des Einzelnen hervor, daß in manchen einzelnen Gebieten Unbestimmtheit in der Verknüpfung ist. Er hat also nicht aus den Nachrichten selbst eine bestimmte Ordnung feststellen können und so lag es also wol nicht in seiner Aufgabe. Wenn nun doch der Eingang dagegen spricht, so möchte man sagen, er habe es im Einzelnen nicht durchführen können

und sei da einem andern Princip gefolgt. Vergleichen wir ihn mit Johannes, so zeigt sich darin eine bestimmte Differenz, daß im Johannes ein Wechsel ist zwischen dem öffentlichen Leben Jesu zu Jerusalem und in Galiläa, im Lukas dagegen Jerusalem nur im Zusammenhange der Leidensgeschichte erwähnt wird, alles vorhergehende am andern Ort vorgeht. Nehmen wir nun Johannes als Augenzeugen, so müssen wir sagen, entweder Lukas habe darüber keine Nachrichten gehabt, weil seine Quellen nicht im Stande waren, ihm solche zu geben, oder er habe in dieser Hinsicht eine unrichtige Voraussezung gehabt. Beides ist gleich denkbar, und wollen wir die Composition erklären, so reicht das eine und das andere hin. Hatte er Nachricht von dem was in Jerusalem und was an andern Orten geschehen war, und dabei die Voraussezung, daß Jesus nur zulezt dort gewesen, so ist natürlich, daß er von Jerusalem alles zusammenstellte. Oder war ihm keine solche Zeitbestimmung angegeben, so hat er die Voraussezung selber gemacht, indem es gewiß war, daß Jesu leztes Ende zu Jerusalem gewesen. Auch in diesem Falle ist's natürlich, daß er so zusammenstellte, wie er gethan hat. Darin liegt freilich, daß ihm das Evangelium des Joh. gar nicht bekannt war, woraus aber gar nicht folgt, daß jenes ein späteres gewesen. Denken wir uns, daß er, wie es nach seinem Proömium scheint, einem ordnenden Princip gefolgt ist, und daß er eine allgemeine Vorstellung der Lokalitäten hineingelegt hat, so entsteht die Frage, welches das Princip seiner Composition gewesen ist in Beziehung auf alles Außerhierosolymitanische. Betrachten wir das Ganze genauer, so finden wir Kap. 9, 51 — bis Kap. 19. eine Reise Christi nach Jerusalem erwähnt, freilich keine Localbestimmungen weiter, als bis Christus in die Nähe von Jerusalem kommt, und so sind alle Erzählungen in diesem Abschnitt unter den Gesichtspunkt einer Reise Christi nach Jerusalem gebracht, die freilich nur als Eine gedacht wird. Es bleiben dann nur die ersten 8 Kapitel, wo wir einzelne Erzählungen in verschiedener Art zusammengestellt finden, analoge von der einen und andern Art, ohne Zeitbestimmung.

Das ist das Bild der Composition des Lukas, wenn man ihn für sich nimmt und wenn man ihn mit Johannes vergleicht. Nun entstehen aber wieder Zweifel, wenn man ihn mit den beiden andern Evangelisten vergleicht. Da er so viel Ähnliches mit Matthäus hat, so fragt sich, hat er diesen vor Augen gehabt? Wie man aber auch diese Frage lösen mag, — Lukas folgt in seiner Zusammenstellung nie lange dem Matthäus. Er trifft mit ihm nur im Einzelnen zusammen, und so hat dieß auf das oben gegebene Bild seiner Composition keinen Einfluß. Ob aber die ganze Anordnung ein Werk dessen ist, der sich im Eingange zu erkennen giebt, ist ungewiß. Viele haben die ganze Masse von der Reise Jesu nach Jerusalem bis zu seinem Einzuge angesehen als ein früher schon zusammenhängendes Ganzes, welches Lukas so aufgenommen. Will man nun diese Formel anwenden, so muß man auch sagen, Lukas habe auch die Leidensgeschichte schon als Ganzes vorgefunden, um so mehr, da hier ein Continuum sichtbar ist. Ferner jene kleineren Zusammenstellungen von der Geburt Christi u. s. w. hat er auch nach gewissen Principien gemacht vorgefunden. Alle diese Stücke aber hat er nach seiner Vorstellung von der Ordnung, die im Leben Christi statt gefunden, zusammengestellt. Dieß leztere ist gewiß, wenn auch jenes andere zweifelhaft ist. Die hermeneutische Aufgabe muß dieß auch unbestimmt lassen. Das Princip der Composition ist allein jene Zeitordnung, daß alles Außerhierosolymitanische das Frühere und alles Hierosolymitanische das Spätere ist.

Betrachten wir Markus für sich, so finden wir in ihm eben sosehr ein Aggregat von einzelnen Zügen aus dem Leben Jesu. Fragen wir, haben diese den Charakter von Augenzeugen herzurühren, so ist offenbar, daß der Name des Verfassers nicht dafür ist. Unter den beständigen Begleitern Jesu kommt kein Markus vor. Man findet im N. T. einen Markus in einem solchen Verhältniß zu Petrus, daß dieser, wenn er der Verfasser ist, alle Data von einem Augenzeugen genommen haben könnte. Aber es fragt sich, ob die Erzählungen selbst den Charakter eines Au-

genzeugen haben? Man kann zweifelhaft sein, ob der Verfasser selbst Augenzeuge gewesen oder Relationen von Augenzeugen mit möglichster Treue aufgenommen. Auch wenn er nicht Apostel war, konnte er Einzelnem als Augenzeuge beiwohnen. Es ist offenbar, daß die Erzählungen des Markus ein großes Bestreben haben nach einer gewissen sinnlichen Klarheit. Man könnte sagen, man sehe die Absicht, für einen Augenzeugen zu gelten. Nehmen wir das genau, so wäre es ein Falsum von seiner Seite, aber es kann auch nur ein löbliches Bestreben sein, klar darzustellen. Hier kommen wir auf Punkte, bei denen es gar sehr auf die subjective Ansicht ankommt, sofern der Eindruck der Erzählungsweise auf Verschiedene verschieden sein kann. Es ist dabei zu berücksichtigen das Princip und die Art und Weise, Gesehenes und Gehörtes mitzutheilen. Ferner kommt in Betracht die Art zu vergleichen. Je nachdem man sich darüber entscheidet, wird man ein anderes Urtheil über die Composition haben. — Unterscheiden wir die einzelnen Züge, wie sie für sich ein Continuum bilden, und die Verknüpfungsweise, so finden wir, daß die leztere gar nicht den Charakter eines Augenzeugen trägt, weil bestimmte und unbestimmte Verknüpfungen wechseln und die Lücken nie von der Art sind, daß man sich die dazwischen liegende Zeit leicht ausfüllen könnte. Wäre in den Erzählungen Ein Augenzeuge, so würde die Verknüpfung anders sein, wären mehrere, so würde nicht durchgehends dieselbe Manier herrschen. Manierirt aber ist Markus. Er hat aber offenbar die Erzählungen überarbeitet, womit auch der Charakter seiner Schreibart übereinstimmt, welche vielfältig in das Material eingreift.

Was den Matthäus betrifft, so ist sein Name der eines apostolischen Augenzeugen. Die historische Kritik mag darüber entscheiden, ob die äußeren Umstände und Zeugnisse hinreichen zu entscheiden, ob der Apostel Matthäus Verfasser ist oder nicht. Mag der Verfasser sein wer es wolle, unsere Frage hier ist, welches das Princip der Composition sei? Es wechseln Reden Jesu und Erzählungen von Thatsachen, bei denen die Aussprüche

Jesu die Spize sind, mit solchen Thatsachen aus dem Leben Jesu, die an und für sich erzählt werden. Dieß ist der Typus des Evangeliums im Allgemeinen. Betrachten wir nun das Ganze, in Beziehung auf die Zusammenstellung, so unterscheiden wir 3 Massen. Die erste umfaßt alles, was dem öffentlichen Leben Jesu vorangeht, die dritte die Leidens- und Auferstehungsgeschichte, und in der Mitte liegt ein Aggregat von Erzählungen aus dem öffentlichen Leben Jesu, wie wir es eben beschrieben haben. Die Leidensgeschichte ist im gewissen Sinne ein Continuum, aber man kann doch bestimmt unterscheiden die Geschichte von der Gefangennehmung bis zum Tode und die Geschichte von der Auferstehung. In der ersten Masse kann man auch wieder sondern zwei Haupttheile, den einen, der alles enthält, was sich auf die Geburt Christi bezieht, und den andern, der sich auf die Taufe Christi bezieht. Die mittlere Masse besteht aus zusondernden und nur durch bestimmte Formeln verknüpften Einzelnheiten. Ist nun im Ganzen eine biographische Tendenz sichtbar? Insofern mehr, als bei Johannes und Markus, als dieß Evangelium mehr die ganze Person Jesu umfaßt. Allein es fehlt gerade dem mittleren, dem Haupttheile, an Einheit, an Continuität. Wir können nun als Princip dieses Theiles ansehen, Einzelheiten zusammenzustellen, auch auszuwählen, da sich schwerlich denken läßt, daß er nicht mehrerer Einzelheiten hätte habhaft werden können. Allein wie er ausgewählt wissen wir nicht, da wir die Quellen nicht kennen, woraus er seine Materialien genommen hat. Wir finden, daß die Reden, die Thatsachen mit Aussprüchen Christi, als ihren Spizen, endlich solche Thatsachen, die um ihrer selbst willen erzählt werden, untereinander gemischt sind, und dann in bestimmte Massen getheilt. Was für ein Princip dabei obgewaltet, können wir nicht vollständig beurtheilen, weil uns eben das Princip der Auswahl fehlt. Wir können im Allgemeinen nur das Bestreben nach einem gewissen Wechsel annehmen, welches modificirt ist durch eine gewisse Anziehung des Analogen. Mehr läßt sich aus dem Werke selbst nicht abnehmen. Aber die Frage über den Verfasser kann

nur auf jener Untersuchung beruhen. Jene Frage aber wäre immer nur die, ob es wahrscheinlich ist oder nicht, daß ein Augenzeuge einem solchen Princip der Composition würde gefolgt sein. Ein Augenzeuge konnte auf eine Weise componiren, wie ein Späterer, der nur Einzelnes zusammensezt, nicht konnte. Ein Späterer, der einer späteren Generation angehörte, konnte nicht componiren wie Johannes. Aber es läßt sich nicht behaupten, daß ein Augenzeuge nicht hätte eine so untergeordnete Weise wählen können. Hat man sich diese Frage bereits soweit gelöst, wie sie sich aus jedem Buche lösen läßt, so hat man ein Princip, von welchem man in der Untersuchung der höheren Kritik ausgehen kann. Dann kann man sich das Einzelne, wie es sich in der Composition gestellt hat, darauf ansehen, ob es von einem Augenzeugen herrühren kann oder nicht. Da ist, wenn eine Mischung ist von unmittelbaren und nicht unmittelbaren Zeugnissen, das Höchste, zu bestimmen, ob die Art und Weise der Aneinanderreihung einen Augenzeugen verräth oder keinen.

Bei der Apostelgeschichte finden wir eine große Verschiedenheit der Ansichten über den eigentlichen Zweck und das Princip der Composition des Buches. Das Buch enthält Erzählungen aus einem gewissen Zeitraume, aber von so verschiedenem Datum der Örtlichkeit und der Zeit, daß wir sagen können, es müssen noch viele andere Data dem Verfasser zu Gebote gestanden haben. Wir haben darin Nachrichten über die Stiftung der Gemeinden von Thessalonich, Philippi, Korinth. Wir haben auch Briefe des Apostels Paulus an diese Gemeinden. Aber in Beziehung auf diese Briefe finden wir nichts in der Apostelgeschichte, ungeachtet diese viel später als die Briefe an die Gemeinden von Thessalonich und Korinth geschrieben ist. Wir haben auch Briefe an die Galater und Kolosser, und damit zugleich Notizen von einer großen Menge Christlicher Gemeinden in Kleinasien. Sollte sich nun der Verfasser der AG. in Beziehung auf diese nicht eben solche Notizen haben verschaffen können, wie über jene andern Gemeinden? Wir müssen dies für wahrscheinlich halten, wenn wir den

engen Zusammenhang zwischen den verschiedenen Gemeinden betrachten. — Ferner finden sich im ersten Theile des Buches im gewissen Sinne sehr detaillirte Nachrichten von der Gemeinde in Jerusalem, Notizen von der Zahl ihrer Mitglieder, der Entstehung und Entwicklung, den Modificationen mancher Einrichtungen. Nachher verschwindet die Gemeinde fast ganz aus der Erzählung, sie kommt nur wieder vor, wo sie in die Thätigkeit des Apostels Paulus eingreift, aber ohne Beziehung auf die früher gegebenen Notizen und ohne die Lücken wenn auch nur kurz auszufüllen. Hat der Verfasser, der doch in der Zeit geschrieben, wo sein Buch schließt, bestimmte Nachrichten über die Anfänge jener Gemeinde gehabt, warum konnte er damals keine von der späteren Geschichte derselben haben, oder warum nahm er sie nicht auf? Dieß begünstigt die Ansicht, daß der Hauptzweck des Buches auf der Paulinischen Seite liege. Der Hauptzweck scheint die Verbreitung des Christenthums unter den hellenistischen Juden und den Heiden zu sein. Die frühere Geschichte der Gemeinde von Jerusalem scheint nur aufgenommen zu sein, um auf den Punkt zu führen, wo jene Verbreitung anfängt. Genauer betrachtet aber hält diese Ansicht nicht Stich. Denn die früheren Notizen über die Gemeinde von Jerusalem hängen zum Theil mit jenem Zwecke gar nicht zusammen. Der erste Theil enthält auch schon Notizen über die Verbreitung des Christenthums von Jerusalem aus. Wollte man nun etwa annehmen, der Hauptzweck sei die Verbreitung des Christenthums von Jerusalem und Antiochien aus, so wäre dafür zu wenig Gleichheit der Verhältnisse; es fehlte dann zu viel, wenn man voraussezen muß, daß es dem Verfasser nicht habe entgehen können. Ferner, als Barnabas und Paulus ihre zweite Reise von Antiochien aus antraten, und sich darüber vereinigten oder es zweckmäßiger fanden, sich zu trennen, wird nur im Allgemeinen der Weg angegeben, den Barnabas genommen, und die ganze weitere Erzählung an Paulus geknüpft. Von allem was Barnabas gethan ist keine Spur und wir müssen doch denken, hat der Verfasser gewußt, welchen Weg

Barnabas genommen, und kam dieser in Gegenden, die nachher und vorher berührt werden, so mußte der Verfasser auch etwas darüber sagen können. Da haben wir also eine bestimmte Formel über den Zweck der Composition. Darnach reicht der angegebene Zweck nicht aus. — Hält man die Verhältnisse ihrem Gegenstande nach zusammen, so hat man das Resultat, daß vieles sein müsse, was nicht ist, und vieles anders, als es ist. — Der Verfasser giebt sich zu erkennen als derselbe, der das Evangelium geschrieben. Die AG. soll der zweite Theil zu jenem Werke sein, auch knüpft sie eng an das Evangelium an. Es ist also zu erwarten, daß die AG. nach demselben Princip componirt ist, wie das Evangelium. Die Untersuchung über dieses hat ein Resultat gegeben, dem die Einleitung zu dem ganzen Werke entspricht, daß der Verfasser einzelne früher vorhandene Elemente zusammengestellt. Daraus folgt aber, daß die Elemente auch in der AG. so zusammengestellt sind, sonst wäre diese nicht der zweite Theil des Evangeliums. Da fragt sich nun, hat der Verfasser in der AG. mehr Materialien gehabt, eben so ausgeführt, oder eben nur das, was er zusammenstellt? — Die Frage ist eine andere, als die vorhergestellte. Denn dort läßt sich denken, daß der Verfasser Notizen gehabt, die nicht in den Zweck gehörten; es waren aber eben nur Notizen. Hatte er hingegen keine Materialien, so war es möglich, daß er sich dieselben nicht hatte verschaffen können, er hätte sie erst componiren müssen. Da er dieß aber in dem Evangelium nicht gethan hat, so wollte und durfte er es auch nicht in der AG. Die Stiftung der Gemeinde von Jerusalem am Pfingsttage war eine so höchst merkwürdige Begebenheit, daß sich darüber leicht Jemand ein Memoire aufsezen oder einer aus derselben Zeit leicht von Andern dazu aufgefordert werden konnte. Eben so besteht alles übrige über Jerusalem mitgetheilte aus einzelnen prägnanten Momenten. Dagegen sehen wir auf den lezten Aufenthalt des Apostels Paulus in Jerusalem, so erkennen wir, wie sich das Christenthum damals schon so verbreitet hatte, daß in dem größeren Gesammtleben das Einzelne

verschwand. Hätte nun der Verfasser größere Massen gehabt aus den verschiedenen Regionen der Verbreitung, so hätte er einen andern Plan machen müssen, und sein Buch hätte dafür nicht ausgereicht, er hätte es größer machen müssen. Haben wir nun keine Spur, daß etwas verloren gegangen ist, so fällt jener Gedanke fort. — Stellen wir uns auf einen andern Standpunkt. Von der Gemeinde in Korinth haben wir Kap. 18. Nachrichten, wie der Apostel Paulus dahin gekommen, sich da aufgehalten, die Gemeinde gestiftet und aus welcher Veranlassung er wieder abgereist. Dieß sind lauter Dinge, die sich persönlich auf den Apostel beziehen. Nachher bei seiner Reise Kap. 20. war Paulus, wie wir wissen, wieder in Korinth, aber was die AG. von dieser Reise erzählt, ist alles nur wieder Persönliches. Von den dazwischen liegenden Momenten in Betreff der Gemeinde wird nichts erwähnt. Hätte der Verfasser selbst componiren wollen, so hätte er sich die Data dazu wol verschaffen können. Allein da die Einzelheiten gar nicht hervortreten, so muß man sagen, er hatte keine hinreichenden M a t e r i a l i e n dafür. Betrachten wir nun aus diesem Gesichtspunkt die Materialien der AG., so sehen wir leicht, daß Erzählungen von Einzelheiten durch Einzelne zusammengestellt zum Grunde liegen. So wird die Frage nach dem Princip der Composition eine andere. Der Verfasser konnte bei den vorgefundenen Materialien nur darauf sehen, wie er dieselben auf die zweckmäßigste Weise zusammenstellte. Darüber aber können wir kein bestimmtes Urtheil weiter haben, als was sich aus dem Buche selbst ergiebt. Man bemerkt, daß bis zu einem gewissen Punkte die Nachrichten überwiegend Palästinensisch sind, nachher werden sie überwiegend Paulinisch, und Palästinensisches wird nur gelegentlich erwähnt. Daraus kann man nun nicht schließen, daß das eine Hauptgegenstand war und das andere Vorbereitung. Auch nicht auf eine weitergehende allgemeine historische Tendenz ist zu schließen. Sondern der Verfasser hat offenbar den vorgefundenen Stoff auf die einfachste, natürlichste Weise geordnet, sofern er eben später Palästinensisches nicht mehr so viel hatte. Wollte er

nur Gegebenes mittheilen und nicht componiren, so lag eine geschichtliche Reihefolge nicht in seinem Zwecke. Daß er ein häufiger Begleiter des Apostels Paulus, und mit diesem vielleicht in Jerusalem war, ist gar nicht das Alleinige, was beweisen könnte, daß er mehr Notizen wirklich hätte haben können. Es kommen Lücken auch bei dem Außerpalästinensischen häufig vor. Daraus ist klar, daß der Verfasser an seinen Materialien nichts gethan hat, um eine genaue historische Verbindung hervorzubringen. Seine Thätigkeit war nur die der Zusammenstellung. Dagegen scheint zu sprechen eine gewisse Gelenkigkeit der Sprache, der Schreibart. Allein es folgt daraus gar nichts, da der Verfasser, wenn er die vorgefundenen Erzählungen beibehielt, und Einzelnes von verschiedenen Verfassern in ein Ganzes brachte, nicht nothwendig auch den wörtlichen Ausdruck beibehielt, sondern es war natürlich, daß er die Materialien in seiner Schreibart wiedergab, und bei so einfachen Erzählungen läßt sich das schon bestimmt gesondert denken.

Die AG. ist also eine Zusammenstellung vorhandener Materialien, so daß der Verfasser durch das, was er hatte, und das Volumen was er ausfüllen konnte, bestimmt wurde. Der Zweck ist nur der der christlichen Historiographie selbst, wie sie unter den gegebenen Bedingungen und bei dem primitiven Entschlusse, das schon vorhandene zu gebrauchen, möglich war.

Hier sind wir aber weiter gegangen, als im Begriff der hermeneutischen Aufgabe liegt. Die Hermeneutik hat es nur mit Regeln zu thun; hier aber sind diese gleich in Anwendung gebracht worden. Das hat aber seinen Grund darin, daß die geschichtlichen Bücher des N. T. sich so sehr von andern analogen Compositionen unterscheiden. Die Regeln können also nur sehr speziell sein, und es kommt darauf an, die Composition dieser Bücher durch die Betrachtung des Einzelnen zum Bewußtsein zu bringen. Hier ist aber ein durchgreifender Unterschied zwischen dem Evangelium des Johannes und den vier andern historischen Schriften des N. T. Jenes ist eine eigentlich geschichtliche Arbeit,

wobei gleichmäßig alles Einzelne und die Composition dem Verfasser eigenthümlich angehören. Bei den übrigen historischen Büchern ist es nicht so. Da ist die abnorme Beschaffenheit vorzugsweise aus den Verhältnissen der Zeit zu erklären. Aber es wäre auch jezt unmöglich, eine Biographie aus solchen einzelnen Zügen, Thatsachen, Reden zusammenzusezen. Es giebt zwar eine Menge einzelner Züge von bekannten Männern. Hätten wir nun auch dazu, was sie in einzelnen Fällen gesagt, ohne aus dem was sie geschrieben haben zu nehmen, — eine Lebensbeschreibung daraus zu machen, wäre doch der Zeit völlig unangemessen, weil das Schreiben jezt unter ganz andern Verhältnissen geschehen muß, als damals, wo es eine große Nebensache sein konnte, und jeder, der der christlichen Kirche angehörte, nur ein Minimum von Kräften darauf verwenden konnte. Das gilt eben so gut von den neutest. Briefen. Wir können uns im apostolischen Zeitalter die beiden Elemente leicht zusammenconstruiren, worauf die geschichtliche Darstellung beruhte. Es gab ein Interesse, das Einzelne aus dem Leben Christi in der Kirche lebendig zu erhalten, und die Erinnerung an den ersten Anfang der Kirche zu fixiren, nachdem sie eine größere Existenz gewonnen. Das Interesse erschöpfte sich in solchen Aggregaten einzelner Erzählungen. Die Zusammenstellung des schriftlich Verfaßten war durchaus am Ende Nebensache, da es wenige in der Kirche gab, welche das Bücherlesen betreiben konnten. — Die Briefe vertraten die Stelle der unmittelbaren mündlichen Rede und waren auch nur für den Effect des Augenblicks. Das Schreiben derselben war nur durch die Ferne bedingt und die Aufbewahrung nur Wirkung des Interesse an den ausgezeichneten Männern, welche sie geschrieben. Kein Apostel hat geschrieben, damit es künftig gelesen werden sollte. Solche litterarische Tendenzen lagen ganz außer ihrem Kreise. — Die Schriften des Lukas sind an einen einzelnen Mann gerichtet, der sich für die christliche Sache interessirte. Lukas braucht gar nicht für diesen allein geschrieben zu haben, aber die Beziehung auf ihn war doch mehr als eine bloße

Dedication; es war aber nur eine verhältnißmäßig kleine Zahl, auf die solche Schriften rechnen konnten. Eben so soll Matthäus sein Werk geschrieben haben, wie er Palästina verlassen, also als eine Reminiscenz an seinen mündlichen Vortrag. Die Nachricht mag wahr sein oder nicht, es liegt darin die richtige Andeutung, daß man eben nur aus solchen bestimmten Motiven schrieb. Die Sage, Johannes habe die drei ersten Evangelien ergänzen wollen, hat und verdient keinen Glauben. Aber es liegt darin das Wahre angedeutet, daß Johannes sein Evangelium nur in späterer Zeit und Muße schreiben konnte.

Bei unsrem jezigen philologischen Zustande ist nicht zu erwarten, daß einer noch sagt, die drei ersten Evangelien habe einer schreiben können, der eine Lebensbeschreibung habe schreiben wollen. Es kann nur darauf ankommen, das Princip der Zusammenstellung vorhandener Materialien zu finden und den Grad der Willkühr zu bestimmen, welche jeder Componist über sein Material ausgeübt. Da werden sich nicht unbedeutende Differenzen zeigen unter den drei ersten Evangelisten. Der eine scheint seine Kunst ganz in der Anordnung zu erschöpfen und sich über seine Materialien nichts anderes erlaubt zu haben als Gleichmäßigkeit der Sprache hervorzubringen, der andere scheint sich so viel Willkühr gestattet zu haben, daß er manches hinzusezt, was der Natur seiner Erzählungen eigentlich nicht angemessen war, — der dritte scheint ein zusammengeseztes Princip der Anordnung gehabt und mehr Analoges eingeschaltet zu haben. So hat jeder seinen eigenen Charakter. Aber dieser liegt in etwas anderm als in der Einheit der Composition. Wir finden bei allen dieselbe Gebundenheit an gegebene Materialien, wobei nur noch die Auswahl zu bestimmen bleibt, die jeder gemacht. Allein darüber können wir nur in sofern urtheilen, als wir in Anschlag bringen können, was der eine hat und dem andern fehlt und das ist nicht viel. Betrachten wir das Princip der Anordnung, so ist es bei den drei ersten Evangelisten eben nur dieß, alles Hierosolymitanische an das Ende des Lebens Christi zu sezen, alles außer Jerusalem Ge=

schehene der Zeit nach vorangehen zu lassen. Dieser Anordnung widerspricht Johannes. Diese Differenz ausgleichen zu wollen ist vergeblich.

Was die didaktischen Schriften betrifft, so liegt bei der Untersuchung über ihre Composition zum Grunde, was über die epistolische Form bereits gesagt ist. Diese haben alle didaktischen Schriften des N. T., aber auf verschiedene Weise.

Es gehört zur epistolischen Form der Alten, daß man im Anfang des Briefes selbst erfährt, an wen der Brief gerichtet ist. Hier ist nun im N. T. die Differenz, daß die einen an einzelne Gemeinden gerichtet sind, die andern an einzelne Personen; andere an christliche Gemeinden in bestimmtem Umkreise oder von bestimmtem Charakter. Nur dem Briefe an die Hebräer fehlt dieser Theil der Epistolarform ganz. Er fängt wie eine Abhandlung an, dabei herrscht aber die epistolarische Anrede, die sonst höchstens als emphatische Wendung vorkommt, ja zulezt erscheint die Schrift ganz als Brief, so daß eine bestimmte Addresse vorausgesezt wird. Außerdem giebt es Briefe, die nach der Addresse ein größeres, mannigfaltiges Publicum haben, die sogenannten katholischen Briefe des Paulus und Jakobus. Da kann man aber nicht sagen, daß die genannten Gemeinden in genauerem Verhältnisse unter sich gestanden und gemeinschaftliche Eigenthümlichkeiten gehabt hätten, und gemeinschaftliche Thatsachen gewesen wären, worauf sie sich beziehen. Wir haben einen solchen encyclischen Brief mitten unter den Paulinischen an einzelne Gemeinden, den Brief an die Galatischen Gemeinden. Man hat ihn aber dahin gestellt im richtigen Gefühl der Sache. Denn es liegen hier gemeinschaftliche Thatsachen zum Grunde, und die Galatischen Gemeinden bildeten im Verhältniß zu der Verfassung der Galatischen Städte eine eigentliche Corporation. — Es ist oben bereits auch in Beziehung auf die epistolarische Form eine Eintheilung gemacht worden, freilich so, daß der Unterschied ein fließender ist, der aber in einzelnen Fällen Gegensaz wird, nemlich die Eintheilung in solche Briefe, die eine bestimmte Beziehung und

Einheit haben, und in solche, die sich dem vertrauten Gespräche nähern und keine Einheit weiter haben, als das Verhältniß beider Theile zu einander. Es lag in der Natur der Sache, daß Zusammensezungen beider Formen entstanden, so daß wenn Jemand in dem Falle ist, eine bestimmte Auseinandersezung machen zu müssen, er zuvor didaktisch ist, nachher aber in die vertrauliche Mittheilung übergeht. In Beziehung hierauf werden wir also die Frage über die Einheit der Composition bei den Briefen auf eine verschiedene Weise zu stellen haben.

Wenn der Brief ganz und gar den Charakter der vertraulichen Mittheilung trägt, so ist die Frage so zu stellen, aus welchem Gesichtspunkt schreibt der Verfasser? ob mehr aus seinem als dessen, an den er schreibt? oder auf welche Weise ist beides verbunden? Eben so bei den Briefen gemischter Form in Betreff des vertraulichen Theiles, nur daß jene Fragen um so mehr untergeordnet sind, je weniger Raum das Vertrauliche einnimmt. Da ist denn nach dem Verhältnisse beider Elemente zu fragen, und gar nicht bloß nach dem quantitativen, sondern auch nach dem qualitativen, nemlich wie streng sich beides sondert oder wie viel es ineinander übergeht. In dieser Frage hat man die ganze Richtung auf alles, was dem Briefsteller vorschwebte, und auf den Gang, den er genommen hat. Bei den ganz didaktischen Briefen oder dem mehr traktatmäßigen Theile der zusammengesezten Briefform ist es oft gar nicht leicht, die Einheit zu finden. Es kann Fälle geben, wo man das eigentliche Motif (und ohne das existirt keine Einheit) nur in dem vertraulichen Theile des Briefes findet, weil hier vielleicht erst die Rede ist von dem bestimmten Verhältnisse. — Im Briefe an die Galater ist von vorn herein die Rede von der Thatsache, die das Motif des Briefes ist, von einem wahrscheinlichen Rückfall der Galatischen Gemeinden in ein unchristliches Leben. Aber man kann sich denken, Paulus hätte den didaktischen Theil ausbilden können ohne jener motivirenden Thatsache zu gedenken, ähnlich wie im Briefe an die Hebräer geschieht, allein man würde

dann im vertraulichen Theile wenigstens die Spur der Thatsache finden, und so wäre das eigentliche Motif im zweiten Theile, und die ganze Zusammensezung fände ihren Schlüssel in den Äußerungen, woraus man sieht, was in den Gemeinden vorgegangen. Je mehr in dem abhandelnden Theile die Freiheit vorherrscht, desto schwieriger ist die Einheit der Composition zu finden. Je mehr dagegen der Charakter der eigentlichen Abhandlung herrscht, also auch das Ganze gebundener erscheint, desto leichter ist die Einheit zu finden, desto weniger Einfluß hat dann auch die Epistolarform, welche dann wie zufällig erscheinen kann. Hiernach können wir überhaupt unterscheiden Briefe von mehr gebundener Composition, welche eine objective Einheit, und Briefe von freier Composition, die eine subjective Einheit haben. Im ersten Falle gilt es einen Gegenstand aufzufassen als Gedanken, auf den sich alles bezieht; im lezteren Falle ist die Einheit, auf die alles zurückgeführt werden kann, eine gewisse Einheit der Stimmung und der Verhältnisse.

Woran kann man nun die eine und andere Art erkennen? So wie man das Einzelne vor sich hat, muß im Allgemeinen wol deutlich sein, ob ein Brief mehr zu der einen oder andern Art gehört, womit noch nicht die Einheit bestimmt und bezeichnet ist. Denken wir uns vom Brief an die Römer den lezten Theil fort, so kann in Beziehung auf die Hauptmasse niemand zweifeln, daß diese einen zusammenhängenden objectiv didaktischen Charakter hat. Aber welches die objective Einheit sei, ist eine andere Frage, die dadurch noch gar nicht bestimmt ist. Sobald die einzelnen Säze überwiegend solche Form und Tendenz haben, ist die Hauptsache schon dadurch entschieden. In einem rein vertraulichen Briefe, der keine andere Einheit hat als das Verhältniß beider Theile zu einander und zwar in Beziehung auf den Lebensmoment, worin der Schreibende, oder der, an den geschrieben wird, sich befindet, da wird das Einzelne mehr musikalischen Charakter haben, d. h. Darstellung von inneren Zuständen sein. In gewisser Beziehung ist das also leicht zu unterscheiden, und wenn

in einem solchen Briefe auch didaktische Elemente nicht fehlen werden, so sind sie doch immer untergeordnet. Der Brief an die Philipper macht den Totaleindruck einer vertraulichen Ergießung. Stellen darin, welche die Christologie des Apostels enthalten, sind keine Instanz dagegen; sie mögen für die dogmatische Anwendung von besonderer Wichtigkeit sein, aber es wäre ein Widerspruch gegen die Totalität, wenn man sie den Kern, die Basis des Briefes nennen wollte. Um die Frage in der Hauptsache zu entscheiden, muß man den Totaleindruck wirken und das Einzelne zurücktreten lassen. — Wenn wir nun aber die Sache in den besondern Verhältnissen zwischen dem Apostel und denen, an die er schreibt, betrachten, so stellt sich dieß oft auf eine eigenthümliche Weise. Es ist nicht leicht ein Brief, von dem man mehr sagen könnte, daß er eine gewisse Gemüthsstimmung des Schreibenden ausdrückt, als die Briefe an die Korinther. Und doch enthält jeder eine Masse von objectiven Auseinandersezungen, die aber den eigentlich persönlichen Verhältnissen angehören. Diese sind der Grund der Stimmung und diese spricht sich aus, je nachdem die behandelten Gegenstände jenen Verhältnissen verwandt sind oder nicht. Der Apostel war veranlaßt, sich über eine Reihe von Gegenständen auszusprechen, theils von solchen, um die er gefragt war, theils die man ihm berichtet hatte, theils die von ihm selbst ausgingen. Aber so klar wie hier sind die Verhältnisse zwischen dem Briefsteller und seiner Addresse nicht überall. Wo Unklarheit darüber ist, da müssen wir darauf zurückgehen, daß auch in Briefen von überwiegend objectiver Art ein ähnlicher Gegensaz Statt finden kann, wie bei den überwiegend subjectiven, — nemlich, der Apostel kann die Gegenstände mehr von seinem Interesse oder mehr von dem Interesse seiner Leser aus behandeln. Je mehr ihm die, an die er schreibt, unbekannt in ihren Verhältnissen sind, um so mehr kann er nur von seinem Zustande aus schreiben. Seine Andeutungen, Conjecturen, über die, an die er schreibt, beruhen mehr auf der Analogie und seinem gesammten Wahrnehmungszustande. Der Brief an die

Kolosser ist an eine Gemeinde gerichtet, mit der Paulus in keiner unmittelbaren Verbindung stand. Er hatte Notizen über sie. Aber denkt man sich diese weg, so hätte Paulus nur von seinem Standpunkte aus schreiben können. Wollte er sie speziell Angehendes schreiben, so hätte er nach der Analogie anderer Gemeinden schreiben können, also doch immer nur vor seinem gesammten Wahrnehmungszustande aus. Bei einem solchen Briefe kann man sich leicht zu weit verleiten lassen durch den Umstand, daß der Apostel Notizen bekommen hatte. Er konnte aus seinem Wahrnehmungszustande vieles nehmen, dem nichts spezielles in der Gemeinde entspricht. Man hat, weil manches polemisch aussieht, gemeint, dieß beziehe sich auf bestimmte Irrthümer in Kolossä. Allein, da er keine Notiz darüber giebt, und auch keinen Grund hatte, dieß, daß er Notiz davon hatte, zu verheimlichen, so kann es eben so gut sein, daß Paulus darüber aus seinem Zustande herausgeschrieben hat. Er kannte die Irrlehren von anderwärts her, kannte die Gefahren derselben, wollte denselben in der Kolossischen Gemeinde vorbauen.

Bei dem Briefe des Jakobus werden wir, was das Verhältniß des Verfassers zu seinen Lesern betrifft, auch nach Beseitigung sonstiger Schwierigkeiten der Addresse für sehr wahrscheinlich halten müssen, daß der Verfasser von denen, an die er schreibt, nicht viel bestimmtes gewußt. Nicht einmal zur Voraussezung einer bestimmten Analogie gewisser Verhältnisse haben wir Grund. Allerdings mochte ihm immer das Übergericht der Heiden- oder Judenchristen bekannt sein; er konnte in dieser Beziehung bestimmte Zustände voraussezen. Aber daraus konnte er nur im Allgemeinen abnehmen auf der judenchristlichen Seite die charakteristische Neigung, das Mosaische Gesez geltend zu machen, oder auf der heidenchristlichen Seite die Neigung, sich einer laxen Moral wiederum hinzugeben. Bestimmtere sittliche Zustände ließen sich daraus nicht schließen. Es war etwas Bestimmteres, wenn er wußte, eine Gemeinde bestand aus Personen niedrigeren Standes, oder es war in einer anderen ein bestimmtes Verhältniß zwischen Höheren und Niederen. Allein bei mehreren Gemeinden

in verschiedenen Gegenden ließ sich ein solches Verhältniß nicht überall voraussezen. Betrachten wir nun die Mannigfaltigkeit der Gegenstände, die Jakobus in seinem Briefe behandelt, so finden wir, daß der Brief, wie objectiv er auch ist, doch nur aus dem Gesammtzustande des Verfassers geschrieben ist ohne spezielle Beziehung auf die, an die er gerichtet ist. Sollen wir die Composition des Briefes entwickeln, so fehlt es uns an allem, was wir außer dem Briefe selbst haben müßten, um sie aus den Zuständen, Verhältnissen und Umgebungen des Verfassers zu erklären. Der Brief hat solche Sprünge, die sich als Thatsache des Schreibenden selbst bestimmt nur erklären lassen, wenn wir die Verhältnisse desselben genau kennten. Aus dem Briefe selbst lassen sie sich nicht erklären.

So wie wir wissen, die Schreibart steht in keiner bestimmten Relation zu denen, an die der Verfasser schreibt, ferner, so wie wir sehen, die Art der Auseinandersezung der Gegenstände hat gar nicht die Farbe, sich auf die bestimmten Zustände derer, an die er schreibt, zu beziehen, sie hat auch keine bestimmte Richtung: so ist keine Ursache zu glauben, daß der Grund der Composition in dem liege, was der Verfasser von denen weiß, an die er schreibt. Vielmehr kann dann der Grund der Composition nur liegen in den Zuständen und Verhältnissen des Verfassers selbst.

Wir wissen, daß der Apostel Paulus, als er an die Christen in Rom schrieb, noch in keinem bestimmten Verhältnisse zu der Römischen Gemeinde als solcher stand. Wenn aber die lange Reihe von Grüßen am Ende zum Briefe gehören, was aber einige Kritiker bezweifeln, so müssen wir freilich zugeben, daß der Apostel viele einzelne Personen in der Gemeinde gekannt. Nehmen wir dazu die Notiz über die Christen in Rom, welche die Apostelgeschichte giebt, so hat es nicht den Anschein, als wäre die Gemeinde in Rom eben so consolidirt gewesen, wie andere. Dieß würde sich daraus erklären, daß es in Rom immer eine Menge durchgehender, nicht bleibender Christen gab. Wenn wir nun sagen wollten, der Brief sei durch das, was Paulus von

den Römischen Christen, die er kannte, wußte, bestimmt worden, so wäre das durchaus nicht wahr. Wenn Paulus im Briefe von einem Project redet, nach Rom zu kommen, und es unwahrscheinlich gefunden werden muß, daß die ihm bekannten Personen dort alle etablirt gewesen sein sollten, so ist klar, daß er bei seinem Briefe mehr auf die Gemeinde, als die einzelnen Personen, mehr auf die Unbekannten, als die Bekannten Rücksicht genommen hat. Hat nun der Brief im didaktischen Theile eine bestimmte Einheit? Oder ist er eine freie Ergießung? Im ersten Falle hat er einen objectiven, im andern Falle einen subjectiven Charakter. Wir wissen vom Apostel mehr, als von der Gemeinde. Man könnte deßhalb sagen, der Brief sei eine freie Ergießung, und habe einen subjectiven Zusammenhang, beziehe sich aber dabei auf den Zustand der Römischen Gemeinde. In diesem Falle hätte er den Charakter, die, an die er geschrieben wird, bestimmen zu wollen. Allein die Ansicht vergeht einem wieder, wenn wir sehen, wie der Brief in der Hauptmasse ganz im Gebiete der Auseinandersezung bleibt. Der Brief aber enthält eine nähere Indikation in der Einleitung. Wenn hier nemlich Paulus vom Evangelium als seinem Amte spricht, dem er göttliche Kraft beilegt, so muß man annehmen, der Apostel gehe darauf aus, eine Darlegung seiner Methode im Christenthume, die durch seine eigenthümliche Ansicht davon bestimmt wurde, zu geben. Hieraus entwickelt sich der ganze Inhalt des Briefes. — Überhaupt gilt die Regel, daß so wie man in der Einleitung auf einen solchen Punkt kommt, der den Charakter eines Entwicklungsknotens hat, man ihn festhalten und darauf den Gesammtinhalt probiren muß. — Da man dieß bei dem Briefe an die Römer nicht gehörig beachtet hat, ist vieles in demselben mißverstanden worden.

Im Briefe an die Hebräer ist uns über das Verhältniß des Schriftstellers zu seinen Lesern gar nichts gegeben. Die Überschrift ist später, und unterliegt verschiedenen Erklärungen. Der Brief fängt gleich an, ohne daß er sich als Brief zu erkennen gäbe, in der Form einer Abhandlung. Der erste Gedanke ist der einer Ent=

wicklung der göttlichen Offenbarungen, und so auch des Gegensazes zwischen der früheren alttestamentischen und der christlichen Offenbarung, als der lezten, vollkommenen. Es kann einem nicht entgehen, daß dieser Gedanke wirklich durch die Hauptmasse hindurchgeht. Nimmt man nun dazu, daß derselbe Grundgedanke sich auch in den zweiten Theil hineinzieht, und hier daraus der Tadel des langsamen Fortschritts im Christenthum hervorgeht, dort die Warnung vor dem Zurücktreten aus dem Christenthum, so sieht man, wie das Ganze zusammenhängt, und der Verfasser die Vergleichung zwischen Judenthum und Christenthum in der Beziehung aufstellt, aus der Gemeinde den Gedanken eines Rücktritts ins Judenthum gänzlich zu entfernen und die Gemeinde ganz und gar für das Christenthum zu entscheiden.

Was die Form betrifft, die weniger eine bestimmte Einheit hat, so müssen wir darauf zurückgehen, daß Jemand schreiben kann aus den Umgebungen, die ihn umgeben, oder aus den Umgebungen derer, an die er schreibt. Das Leztere wird sich durch eine gewisse Bestimmtheit in den Beziehungen hervorthun, im ersteren Falle liegt eine gewisse Unbestimmtheit in der Natur der Sache. Denn wenn ich aus den Erfahrungen die mich umgeben einem Andern Rathschläge ertheile, so kann das doch nur auf eine unbestimmte Weise geschehen. Was dagegen aus den Umgebungen des Andern heraus gesagt wird, hat größere Beziehung auf ihn und so auch größere Bestimmtheit. Das kann nur durch Vergleichung des Einzelnen sich zu erkennen geben, und nicht durch die Structur, wodurch man die Einheit in den mehr didaktischen Briefen findet.

Hier ist nun ein Punkt, der oft sehr leicht oft sehr schwer zu finden ist, immer aber wichtig, das ist der Ton, die Stimmung des Schreibenden. Diese zu kennen gehört wesentlich dazu, um eine Gedankenreihe als Thatsache im Gemüth zu verstehen. Zwei Schriftsteller können dieselbe didaktische Tendenz haben, der Gegenstand kann derselbe sein, die Art der Auffassung, die Gesinnung, die Schreibweise können dieselben sein, aber der eine schreibt

in einem ruhigen, der andere in einem bewegteren Tone. Darnach stellt sich auch das Einzelne verschieden, hat eine verschiedene Bedeutung. Es giebt sich jene Verschiedenheit am meisten kund in der Behandlung der Sprache. Bestimmte Regeln lassen sich aber nicht darüber aufstellen, eben weil es so sehr Sache des Gefühls ist. Nehmen wir den Fall einer objectiven Einheit in einer brieflichen Darstellung, zugleich aber den Fall eines ruhigen Tones, so können doch bedeutende Differenzen statt finden bei verschiedenen Verfassern; der eine behandelt die Sprache musikalisch, der andere nicht oder weniger, ohne daß dabei der Punkt, den wir jezt behandeln, dabei im Spiele wäre. Es giebt Menschen, die im aufgeregten Zustande wizig, beredt sind, wie sonst nicht, und das hat Einfluß auf das Musikalische. Andere verlieren in einem solchen Zustande den Sinn für Harmonie. Also hierin liegt das Charakteristische nicht. Worin liegt es denn, wodurch giebt es sich eigentlich kund? Es ist schwer auszumitteln, was derselbe Verfasser in dem einen oder andern Zustande geschrieben hat. Nur durch Vergleichung läßt sich das Richtige bestimmen. Es kann aber der Fall eintreten, daß man nicht unmittelbar solche Vergleichungen anstellen kann. Man muß dann wie bei der grammatischen Seite sich nach Parallelen umsehen. Es giebt in der Art sich zu äußern etwas ganz Individuelles und Persönliches, auf der andern Seite aber ein großes Gebiet von Analogien. Hat man diese gefunden, so hat man eben damit die Parallelen. Aus verwandten und vergleichbaren Schriftstellen kann ich Schlüsse machen. Hat man bei einer Schrift, indem man sie übersieht, das Gefühl, daß eine Einheit des Tones darin ist, so ist der Schluß leichter und sicherer. Kann man eine solche Einheit nicht festhalten, dann entstehen oft Verschiedenheiten in der Beurtheilung einzelner Stellen, worüber im Allgemeinen nicht zu entscheiden ist. Es giebt gewisse Stimmungen, die mit der Neigung zum Hyperbolischen verbunden sind. Jeder weiß, daß man mit quantitativen Unterschieden, die solchen Stimmungen angehören, solche hyperbolische Aussprüche zu nehmen hat. Aus dem Zusam=

menhange herausgenommen und ohne den Ton, in welchem sie gesagt sind, wird man sie unangemessen und unerträglich finden. Nur im Zusammenhange und in ihrem Ton genommen sind sie verständlich. Schwieriger ist's, wenn in einer Schrift ein Wechsel der Stimmungen ist. Fragen wir nun, wie ein solcher Wechsel entsteht, so haben wir hier besonders in Beziehung auf die didaktischen Schriften des N. T. zwei klare Fälle als Differenzen begründend vor uns. Schrieb der Verfasser mehr aus seinem Zustande heraus und die Schrift wurde nicht in Einem Zuge geschrieben, so konnte er leicht in verschiedenen Stimmungen schreiben, wenn in seinem Zustande unterdessen Veränderungen vorgegangen waren, ohne daß er derselben zu erwähnen brauchte, da sie nicht zu den Gegenständen gehörten, die er behandelte. So konnte leicht eine Ungleichheit entstehen. Schreibt der Verfasser mehr so, daß er den Zustand derer, an die er schreibt, vor Augen hat, so läßt sich eine Verschiedenheit des Tones leicht entdecken, wenn die, an die er schreibt, eine Mehrheit sind, und in derselben eine Ungleichheit statt findet. Da kann seine Rede, je nachdem sie sich auf die Einen oder die Andern bezieht, leicht einen andern Ton bekommen. Wir haben von dem Apostel Paulus Briefe, die er in seiner Gefangenschaft geschrieben hat. Es ist möglich, daß er in derselben mit Andern so viel zu thun gehabt, daß er nicht ununterbrochen fortschreiben konnte. In einem Rechtsverlauf, worin sich Paulus damals befand, konnten leicht Veränderungen eintreten, die ihn unterbrachen, seine Stimmung änderten; davon zu sprechen, war keine Ursache, aber die Folgen davon traten hervor im Briefe. Und so kann man, wo man dergleichen findet, auch den Schluß machen, der unterbrochene Zusammenhang weise auf eine vorgegangene Veränderung zurück. Dieß ein Beispiel der ersteren Art. Von der andern Art sind die Briefe an die Korinther ein Beispiel. Unmittelbar ergiebt sich, daß es in der Gemeinde bedeutende Differenzen gab, die sich auf den Apostel selbst bezogen. Kommt nun der Apostel auf etwas, was damit in Berührung steht, so ist natürlich der Ton ein anderer; hat er

mit Verhältnissen zu thun, wo Belehrungen nöthig sind, so ändert sich natürlich der Ton; hat er mit rein didaktischen Beziehungen zu thun, so wird wieder ein Wechsel der Stimmung eintreten. Die Sicherheit in der Lösung der hermeneutischen Aufgabe hängt von dem Grade der Kenntniß ab, welche wir von den Verhältnissen selbst haben.

Vergegenwärtigen wir uns die ganze Aufgabe in ihren verschiedenen Theilen, und erwägen, wie viel uns bei dem N. T. von dem fehlt, was wir immer voraussezen müssen, und wie weit wir davon entfernt sind, uns den ursprünglichen Lesern gleich stellen zu können, so ist zu begreifen, wie es kommt, daß in der Auslegung des Einzelnen noch so viel — unausgleichbare Differenzen sind. Gehen wir zurück auf die Anfangs gestellte Duplicität, daß nemlich einerseits das Ganze nur aus dem Einzelnen zu verstehen ist, und anderseits das Einzelne nur aus dem Ganzen, sofern es von der Einheit des Impulses ausgeht, wodurch alles Einzelne wenn gleich in verschiedenem Grade begründet ist, — so ist bei einem solchen Ausgange schwer zu glauben, daß die Exegese des N. T. je so fertig werden und ihre Resultate so begründet erscheinen werden, daß auf weitere Untersuchungen nicht weiter eingegangen zu werden brauchte. Bei der Lage der Sache, in der sich in Beziehung auf gewisse Hauptpunkte nichts ändern läßt, — denn genauere Notizen über die damalige Lage und die Zustände der einzelnen Verfasser möchten wir wol schwerlich noch bekommen, — sehen wir, wie nothwendig es ist bei dem N. T. das Ganze als Eins und jedes Einzelne als Besonderes anzusehen. Das Ganze bildet eine bestimmte eigenthümliche Welt. Was wir außer dem N. T. noch für Dokumente haben über die christlichen Zustände aus derselben Zeit, ist nichts. Bei den Andeutungen in nichtchristlichen Schriften müssen wir erst fragen, durch welches Medium die Verfasser gesehen. Was die apokryphischen Schriften betrifft, so ist ihr Zeitalter meist unbekannt, von keiner kann mit Sicherheit gesagt werden, daß sie die neutest. Zeit repräsentire. Wir haben wohl in den kirchlichen Schrift=

stellern Notizen über die neutest. Zeit, aber sind sie auch fest und sicher? Wir finden hier z. B. die Notiz von einer zweiten Römischen Gefangenschaft des Apostels Paulus. Einige sehen darin eine bestimmte historische Nachricht, Andere eine bloße Tradition, die ursprünglich eine exegetische Conjectur war, welche allmählich als Thatsache genommen wurde. Man kann sagen, die christlichen Schriftsteller, bei denen wir jene Notiz finden, gingen aus von der Vorstellung, daß alles Einzelne in den neutest. Schriftstellen vom heil. Geiste eingegeben sei, und daß auch alles wahr geworden sein müsse, was sie sagen. So meinte man auch, daß Paulus nach Spanien müsse gekommen sein wegen Röm. 15, 24. Finden wir nun, daß die Nachricht von der zweiten Gefangenschaft immer mit der Nachricht von des Apostels Reise nach Spanien zusammenhängt, so deutet das auf Röm. 15, 24 zurück, und so hat wahrscheinlich die ganze Erzählung darin ihren Grund. Je nachdem man nun die Sache so oder so ansieht, entsteht natürlich für die Paul. Briefe, welche darauf bezogen werden können, eine andere Exegese. So hat Jemand[1]) kürzlich sogar den kritischen Kanon aufgestellt, daß alles dasjenige von Paulus, was man seiner wahren Zeit nach in der Apostelgeschichte nicht nachweisen kann, oder was offenbar aus anderer Zeit ist, in die Zeit nach der ersten Gefangenschaft falle. Dadurch entsteht eine ganz andere Ordnung der Paulinischen Briefe, die spätesten werden die frühesten u. s. w. So zeigt sich auch hier, wie die Exegese auf der Kritik beruht, aber auch die hermeneutische Kunst wieder die Basis der Kritik sein muß.

Sollen wir das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen verstehen, so befinden wir uns in dem Verhältniß gegenseitiger Bedingtheit. Sezen wir nun auch bei der Lösung dieser Aufgabe dieselben hermeneutischen Principien,

---

[1]) Köhler, Versuch über die Abfassungszeit der epistolischen Schriften im N. T. und der Apokalypse 1830. 8.

aber Verschiedenheit der zum Grunde gelegten Voraussezungen, so werden verschiedene Resultate entstehen. Die Gleichheit der Resultate weist auf Gleichheit der Voraussezungen zurück. Können wir nun freilich sagen, die Richtigkeit der Resultate beruhe rein auf der Anwendung richtiger hermeneutischer Principien, so müssen doch auf der andern Seite die richtigen Resultate oft erst entscheiden, welche Voraussezung die richtige sei, denn durch diese ist das Resultat gewonnen worden.

Zerfällen wir die Aufgabe, so bekommen wir für das N. T. sehr complicirte Regeln. Man muß alle Differenzen gegenwärtig haben, namentlich in Beziehung auf jedes Einzelne alle Voraussezungen, die dabei concurriren. Man muß sie nach einander zum Grunde legen und sich dabei sehr vorsehen. Welches Resultat, wenn man von verschiedenen Voraussezungen ausgeht, am meisten mit dem unmittelbaren Zusammenhange einer Schrift übereinstimmt, das wird das richtige sein. Aber ohne in diese Probe einzugehen, kann man nicht sagen, daß man einen sicheren Boden habe.

In Beziehung auf die didaktischen Schriften kommt noch dazu, daß man nicht nur verstehen soll, was der Schriftsteller gesagt hat, sondern daß auch die Fakta, worauf sich das Gesagte bezieht, auszumitteln sind. So zeigt sich auch hier, daß die hermeneutische Aufgabe nicht eher sicher gelöst werden kann, bis wir zugleich die Aufgabe der historischen Kritik gelöst haben.

Wenn bisher über die Offenbarung des Johannes nichts gesagt worden ist, so kommt das daher, weil ich die Überzeugung habe, daß hier am wenigsten eine hermeneutische Lösung möglich ist, weil bei diesem Buche alle Schwierigkeiten, welche die übrigen neutest. Bücher zerstreut darbieten, in erhöhetem Maaße zusammentreffen. Die oben berührte Wechselwirkung zwischen der Hermeneutik und der historischen Kritik ist zwar allgemein, allein bei der Apokalypse tritt ein ganz eigenes Verhältniß ein. Lassen wir, wenn wir den Inhalt der Schrift betrachten, die Frage über den

Verfasser und das Zeitalter des Buches aus dem Spiele. Aber dieser Inhalt ist im Allgemeinen eine Beschreibung von Visionen. Fragt man nun, was hierbei die hermeneutische Aufgabe sei, so ist sie die, aus der Rede des Verfassers mit Bestimmtheit zu erkennen, was er gesehen. Eine ganz andere Frage ist, was das Gesehene bedeutet? Diese Frage bezöge sich nicht mehr eigentlich auf die Schrift, sondern auf die Thatsache des Sehens. Halten wir uns mit der hermeneutischen Aufgabe bei der Apokalypse auch nur in diesen Grenzen, so ist sie doch eigentlich nicht aufzulösen.

Betrachten wir die Vision des Petrus, ehe er zu Cornelius ging, so haben wir davon zwei Relationen AG. 10, 9 ff. 11, 3 ff. Da können nun zwei verschiedene Ansichten von der Thatsache statt finden. Wie das Faktum in Joppe Kap. 10, 1 ff. erzählt wird, so war niemand dabei, Petrus allein. Hat nun Petrus die Vision schon früher, oder erst in Jerusalem erzählt Kap. 11, 3 ff. Ist das nun eine wirkliche Vision oder eine Parabel gewesen? Die hermeneutische Aufgabe ist die, wie weit sich die Vision aus der Beschreibung erkennen lasse. Das Wesentliche in der Erzählung ist das Gespräch über das was gesehen wird. So ist die Vision Nebensache, die abermalige Wiederholung der Stimme, die solenne Zahl giebt den starken Verdacht, daß wir kein Faktum haben. Sollen wir die Erzählung als ein Faktum annehmen, so fragt sich, sah Petrus äußerlich oder innerlich? Nach dem Ausdruck 10, 10. war es ein inneres Sehen, nach der Art und Weise der Erzählung aber ein äußeres. Man kann sich aber das äußere Sehen als solches nicht construiren. So war es ein inneres. Sagt man, das müsse aus der Erzählung selbst hervorgehen, so sezt man sich nicht genug aus unsrer Stelle heraus. Eine klare Vorstellung bekommt man nur, wenn man als Thatsächliches nur die Entstehung der Überzeugung in Petrus ansieht, das Übrige als Einkleidung.

In der Apokalypse sind überall dieselben Fragen zu thun. Wenn wir fragen, was hat der Verfasser nach den Worten ge=

sehen? Wir finden bestimmte Beschreibungen von Einzelheiten, die Gegenstände sind genau angegeben. Zugleich aber finden wir im Einzelnen eine gewisse doppelte Scenerie, Gegenstände darin, welche eine andere Art von Realität haben als die übrigen. Wenn erzählt wird, etwas sei gesehen worden und der Sehende habe einen Anderen, der nicht außerhalb des Gesehenen bei ihm war, gefragt, was Einzelnes für eine Bewandniß habe, so hat eben dieß mehr Realität für den Seher, als jene unbestimmte Relation mit ihm. Betrachtet man den Ursprung und die Beschaffenheit des Gesehenen, so ist, wenn die Gegenstände sollen wirklich äußerlich gesehen worden sein, oft nachzuweisen, daß es für das Auge nicht in der Einheit des Bildes, wenigstens nicht in der Bestimmtheit habe dargestellt werden können, mit der es dargestellt wird. Es wird also ein inneres Sehen angenommen werden müssen. Da kommen wir aber auf ein Gebiet, wo es uns an hinreichender Erfahrung fehlt, um Geseze erkennen zu können. Also sind nur die Gestalten und die Verhältnisse, die der Verfasser beschreibt, als sein wirklich Gesehenes aufzufassen. Wenn die Klarheit des Gesehenen so weit gehen sollte, daß man das Ganze unter der Form eines Bildes zur Anschauung bringen könnte, so wäre die unmittelbare hermeneutische Aufgabe gelöst. Aber was hätte man dann? Um zum vollen Verstehen zu gelangen, müßte man über die hermeneutische Aufgabe in dieser Beziehung hinausgehen. Nun ist aber das Gesehene nicht der ganze Inhalt, sondern es kommen auch Reden vor. Hier wäre ein eigentliches Gebiet der Hermeneutik. Die Schrift ist an die Asiatischen Gemeinden gerichtet, dieß ist ihre eigentliche Tendenz im ersten Abschnitt; da sind die Bilder nur die Dekorationen. In dem anderen Theile ist das Gesehene die Hauptsache, und die Rede soll nur einzelne Indikationen einstreuen über die Bedeutung des Gesehenen. Könnte man nach diesen Indikationen allem Einzelnen eine bestimmte Bedeutung beilegen, und das stimmte zusammen, so wäre dieß das vollkommene Verstehen in Beziehung auf die Verbindung des Gesprochenen und Gesehenen, es mag beides ein äuße=

res oder ein inneres gewesen sein. Doch sind die Indikationen nicht von dieser Art. Fragen wir aber nach der Einheit des Ganzen, so existirt diese eigentlich nur in der äußeren Einheit des Buches und in der Identität der Person, die man voraussezen muß. Aber die Bilder selbst sind in gewissen Reihen vereinzelt und die Beziehung der einen auf die andern ist nicht angegeben. Kommen in einer Reihe von Bildern deutende Worte vor, so beziehen sich diese eben nur auf diese Reihe. Über den Zusammenhang der Reihen untereinander ergiebt sich nichts. Es findet sich wohl bisweilen eine Beziehung der einen Reihe auf eine frühere, aber dieß ist nicht durchgehend. Da ist also für die hermeneutische Aufgabe kein Ziel abzusehen. Es beruht alles auf der historischen Kritik. In der Kritik kommen aber Fragen zur Sprache, wo es an allen Bedingungen zu einer allgemein gültigen Antwort fehlt. Sagen wir, solche Lebensmomente, ein solches Sehen außerhalb der wirklichen Welt, es sei ein äußeres oder inneres, sei ein psychologisches Faktum, so fragt sich, wie ist dieß zu erklären? Wir haben darauf keine allgemein gültige Antwort. Eine solche würde entscheiden. Beantwortet man die Frage so, daß man sagt, die Seele müsse in solchen Visionen in einem traumartigen Zustande gedacht werden, so kann es Träume geben, die wirklich einen moralischen oder religiösen Charakter haben, also wahr sind; aber auch solche kann es geben, die eitel sind. Stellen wir nun die Apokalypse in diese Analogie, dann hängt die ganze Frage über die Beschäftigung mit dem Buche von dem Inhalt ab. Sind da nun die ethischen oder religiösen Elemente, welche vorkommen, der Mühe werth, diesen ganzen Apparat von Visionen aufzuklären, so beschäftige man sich damit. Ist das aber nicht der Fall, so ist auch keine Nothwendigkeit, das zu thun. Die religiösen Elemente der Apokalypse sind gar nicht von der Art, daß wir sie nicht anderwärts mit derselben Energie ausgesprochen fänden, wozu also den ganzen Apparat durchforschen? Allein man kann vom Standpunkte der Prophetie aus sagen, wenn in solchen Thatsachen des

Seelenlebens eine sittliche oder religiöse Haltung und Richtung wahrzunehmen ist, so ist vorauszusezen, daß der visionäre Apparat aus religiösen Eingebungen hervorgegan sei, also prophetische Dignität habe. Die Visionen lassen sich als Steigerungen des geistigen religiösen Lebens ansehen. Das wollen wir denn gelten lassen, und nur als Thatsache erwähnen, wie sachkundige Ausleger in der Beschäftigung mit dem Buche dahin gebracht sind, Gegenstände, die zur Zeit Neros oder Galbas vorgegangen sind, darin vorhergesagt zu finden. Allein, wie die Sache liegt, ist an keine rechte Lösung zu denken. Der Eine sagt, wenn ein Gegenstand auf jene Weise beschrieben wird, wie in den Visionen geschieht, so müsse er selbst schon geschichtlich sein. Der Andere aber folgert eben aus der genaueren Beschreibung die prophetische Dignität des Buches. Diese Verschiedenheit hat nothwendig Einfluß auf die Erklärung, aber eben deßhalb kann auch keine Erklärung allgemeine Gültigkeit haben. So lange der Proceß zwischen jenen entgegengesezten Ansichten noch nicht entschieden ist, ist auch an keine richtige Voraussezung in Ansehung des Buches zu denken. Geben wir auch die Möglichkeit im Allgemeinen zu, daß durch höhere Einwirkung Visionen von zukünftigen Ereignissen zu Stande kommen können, so muß doch, wenn man ihnen in bestimmten Fällen glauben soll, ein bestimmter Zweck erkennbar sein. So nahe Voraussezungen, wie die wären, wenn die apokalyptischen sich auf die Römische Kaisergeschichte bezögen, wären für Niemand gewesen, weil das Buch in dieser Zeit noch gar keine Verbreitung hatte. Dazu kommt, daß die Beziehungen so wenig klar waren, daß auch die, denen das Buch bekannt war, wenn die Begebenheiten eintrafen, nicht erkennen konnten, daß sie vorhergesagt waren. Daher können wir, wenn auch das Princip selbst, doch keine rechte Anwendung desselben zugeben. Wie steht es nun um die Klarheit, mit der bestimmte Begebenheiten nachgewiesen werden? Das Buch enthält dafür Indikationen in Zahlen. Aber wo soll man zu zählen anfangen? Welche Kenntniß soll man bei dem Seher selbst davon voraussezen? Oder soll

man sagen, es sei nicht nothwendig, daß er selbst verstanden, was er vorhersagt? Dann aber kommen wir in ein Gebiet, wo alle Anwendung von Regeln aufhört. So ist die Erklärung von jenen Indikationen aus rein willkührlich, weil wir die Notizen, die der Verfasser im Sinne hatte, nicht kennen. Wir gehen von den unsrigen aus, er von den seinigen, und so haben wir keinen festen Punkt, wo wir die Erklärung anschließen könnten. — So bleibt am Ende für die hermeneutische Aufgabe nur übrig, das Gesehene aus der Beschreibung richtig zu erkennen. Aber diese Aufgabe wird dadurch sehr beschränkt, daß das Zusammensehen nicht überall dargethan und die Einheit des Buches in dieser Hinsicht nicht dargestellt werden kann. — Man mag anfangen wo man will, man findet unbestimmte Punkte und kommt nicht zu Stande.

Ist dieß die wahre Lage der Sache, so entsteht eine andere Frage, nemlich, was für eine Bestimmung das Buch im N. T. hat, wie es sich rechtfertigen läßt, daß es in den neutest. Kanon gekommen? Sieht man diesen nicht historisch an, sondern als ein Werk des göttlichen Geistes, so ist keine andere Antwort, als, damit im N. T. ein beständiges Räthsel sei, ist das Buch in den Kanon gekommen. Wozu das aber? Betrachten wir die Sache historisch, so kann man sagen, die Aufnahme des Buches in den Kanon hänge mit gewissen Ansichten zusammen, die bei seiner Bildung in den Gemeinden herrschten, dann aber beruhe es auf dem Streben, eine Analogie zwischen dem N. und A. T. hervorzubringen, also auch im N. T. ein prophetisches Buch zu haben.

Betrachten wir das ganze Gebiet der neutest. Hermeneutik, wie viel da noch zu thun ist und wie wenig Aussicht bei diesem Buche, über den oben bezeichneten engen Raum weiter hinaus zu kommen, so ist's nur zu bedauern, daß so viel Zeit, Anstrengung und Scharfsinn noch neuerlich darauf verschwendet ist. Doch liegt in den neueren Arbeiten ein nützliches Gegengewicht

gegen die falschen Anwendungen des Buches. Aber die Differenz der Ansichten ist auch da in Beziehung auf die Willkühr der Hypothesen eben nicht sehr groß. Die Einen sagen, der apokalyptische Apparat könne sich nicht auf nahe bevorstehende oder gar bereits vergangene Begebenheiten beziehen. Die Andern sagen, was mit einer gewissen Bestimmtheit im Einzelnen gesagt sei, von dem lasse sich nicht glauben, daß es sich auf etwas beziehe, was erst nach langen Jahrhunderten eintreten werde, es müsse sich auf Nahes oder bereits Geschehenes beziehen. Aber bei aller Differenz in diesen Hypothesen ist doch auf beiden Seiten gleich viel Willkührlichkeit.

Betrachten wir die hermeneutische Aufgabe in ihrer weiteren Beziehung auf die historische Kritik, so finden wir da noch so viel zu leisten, daß man wahrlich nicht nöthig hat über das eigentlich Kanonische hinauszugehen. Für kanonisch aber kann ich die Apokalypse nicht halten, weil sie zu wenig eigenthümlich religiösen Stoff enthält.

Jedes einzelne Buch des N. T. ermangelt für sich betrachtet der nöthigen Hülfsmittel, um auf vollkommen sichere Weise die hermeneutischen Operationen beginnen zu können, weil wir von keinem bestimmte und hinreichende Data haben über die Zeit und die einzelnen Umstände, unter denen das Buch entstanden ist. Vielmehr was wir in dieser Hinsicht voraussezen müssen, entnehmen wir meist nur aus den Schriften selbst. Ja es kommt nicht einmal die ganze Sammlung der einzelnen Schrift recht zu Hülfe. Für die apostol. Briefe haben wir die Apostelgeschichte. Aber sie fällt gar nicht so in die Mitte der Dinge, daß sie das Geforderte leisten könnte. Die Verhältnisse, wodurch ein einzelner Brief veranlaßt worden, können wir erst aus dem Briefe selbst erkennen. Da muß also die Hermeneutik im Einzelnen über das Buch selbst hinausgehen und die unbestimmte Aufgabe lösen, wie die Umstände gewesen sein mögen, damit diese oder jene Äußerungen vorkommen konnten. Dieß ist allerdings Sache der historischen Kritik. Allein die hermeneutischen Resultate müssen in

Beziehung darauf gestellt werden können. Die hermeneutische Arbeit ist an einem Buche nicht vollendet, wenn sie jene besondere Aufgabe nicht mit gehöriger Kunstmäßigkeit behandelt.

Hier kommt etwas anderes in Betracht, nemlich die Vorstellung von dem Gesammtzustande des Christlichen im apostolischen Zeitalter. Man kann damit der historischen Kritik zu Hülfe kommen. Dazu kann man freilich aus anderweitigen Zeugnissen rückwärts schließen. Aber dieß hat, wenn es auf unrechte Weise geschieht, eben so viel Nachtheil für die hermeneutischen Operationen, als es, wenn es auf die rechte Weise geschieht, ihre Grundlage sein muß.

Diese Sache ist nun noch lange nicht beendigt, sondern betrachtet man die Geschichte unsrer Wissenschaft, so sieht man, sie geht im Zickzack. Wir haben z. B. aus späteren Zeiten Notizen von der Formation des Christlichen, die man im Allgemeinen die gnostische nennt. Nun giebt es in den epistolischen Schriften des N. T. eine Menge schwieriger Stellen, welche darauf führen, daß ihnen besondere Verhältnisse zum Grunde gelegen haben, Abweichungen vom richtigen Typus des Glaubens. Man hat nun geschlossen, wenn der Gnosticismus schon da gewesen wäre, so könnten sich jene Stellen darauf beziehen, da nun dieß ist, so müsse jener auch schon da gewesen sein. So wird daraus ein hermeneutisches Princip. Man machte nun aber die genauere hermeneutische Probe, und fand, daß der Gnosticismus nicht das entsprechende Fundament sei, daß die Polemik gegen denselben eine andere gewesen sein müsse. So hat man also gesagt, der Gnosticismus sei im N. T. nicht zu finden. Allein Andere haben wieder gesagt, ein dem Gnosticismus Verwandtes müsse zum Grunde liegen, die Anfänge desselben. So ging man wieder zurück, wie im Zickzack. Der Punkt, wo dieses Zickzack aufhören werde, ist noch gar nicht zu bestimmen.

Fragen wir, wie vom gegenwärtigen Punkte aus die neutest. Hermeneutik zu betreiben sei, um nach beiden Seiten hin

den Erwartungen zu entsprechen, die sie erfüllen soll und vollständig nicht erfüllen kann, weil ihr die nöthigen Voraussezungen fehlen? Man muß immer die entgegengesezten Richtungen miteinander verbinden.

Das Erste, was darin liegt, ist dieß, daß man jedes neutest. Buch für sich betrachtet nach dem allgemeinen Kanon, das Ganze aus dem Einzelnen und das Einzelne aus dem Ganzen zu verstehen, zu erklären sucht. Nicht eher ist man zu einem sicheren Resultat gekommen, als bis beide Richtungen darin ihre Befriedigung finden. Das sezt eine beständige Rekapitulation voraus. Das Erste ist immer die allgemeine Übersicht, wodurch die Totalität anschaulich, die Structur des Ganzen und die bestimmte Formel dafür gefunden wird. Führt die Übersicht auf dunkle Stellen, von denen man sieht, daß sie die Hauptpunkte der Construktion enthalten, so ist zu fürchten, daß man zu keinem befriedigenden Resultate gelangen könne. Bei den neutest. Büchern wird dieser Fall dadurch noch erschwert, daß man bei dunklen Stellen der späteren Auffassung derselben außer dem Zusammenhange zu viel eingeräumt hat. Da ist denn die Hauptregel die, alles, was uns aus der vortheologischen Lebensperiode vorschwebt, zu beseitigen. Dieß wird dadurch erleichtert, daß der Behandlungsweise der einzelnen Stellen in ihrer dogmatischen Dignität außer dem Zusammenhange in der Regel die kirchliche Übersezung zum Grunde liegt, während die hermeneutische Behandlung nur den Grundtext zum Gegenstande haben kann. So werden jene Auffassungen schon in die Ferne gerückt und die Ausübung der Cautel wird dadurch auf gewisse Weise erleichtert. Wenn nun in irgend einer Schrift derjenigen Stelle, die den Schlüssel zum Ganzen enthält, eine nicht durch Störungen der bezeichneten Art bewirkte Dunkelheit inwohnt, so ist dieß eben der schwierigste Fall, weil nicht leicht eine Methode gefunden werden kann, um jene Dunkelheit aufzuhellen. Aber das ist freilich auch eine Voraussezung, die nicht gut gemacht werden kann. Denn daß solche Stellen vorkommen, sezt bei dem Schriftsteller eine solche Unfähigkeit in Be-

ziehung auf die Sprache voraus, bei der er eigentlich nicht hätte schreiben sollen.

Hier ist auf etwas häufig Vorkommendes aufmerksam zu machen. Die neutest. Schriftsteller stehen in dem Credit, nicht litterärisch gebildete Männer gewesen zu sein, außer Paulus. Man steigert das nun oft so, daß man sagt, sie hätten mit der Sprache gar nicht umzugehen gewußt, um sich deutlich zu machen. Wenn nun der Exeget die Auslegungen, welche von einem Partheiinteresse aus gemacht worden sind, so widerlegt, daß er sagt, es lasse sich nicht denken, daß Jemand so sollte geschrieben haben, wenn das seine Meinung gewesen, und dergl. — so wird oft eingewendet, das sei für die neutest. Schriftsteller viel zu kunstgemäß. Allein wenn man diese Schriftsteller dadurch jeder Willkühr Preis geben will, so ist das eine ganz falsche Anwendung der an sich unleugbaren Thatsache, daß sie nicht litterärisch gebildet waren. Gehören diese Schriftsteller zur Classe der ersten Verkündiger des Evangeliums, waren sie von den Principien desselben auf eine eminente Weise durchdrungen, sind sie es gerade gewesen, die bewirkt haben, daß das Christenthum seine bestimmte Stelle in der Welt eingenommen, so ist Besseres von ihnen anzunehmen. Da kommt freilich noch ein anderer Umstand in Betracht. Man kann sagen, jene Dunkelheiten seien nicht aus ihrer Unfähigkeit im Denken und in der Mittheilung der Gedanken durch die Sprache hervorgegangen, aber sie mußten doch griechisch sprechen und dies war ihre eigentliche Sprache nicht; die Nothwendigkeit in eine andere, fremde Sprache überzugehen, das sei der eigentliche Grund ihrer Unfähigkeit. Allein kein neutest. Schriftsteller konnte in den Fall kommen, das Griechische schreiben zu müssen, wenn er nicht zuvor in dem Fall gewesen war, es reden zu müssen. Ja es kann angenommen werden, daß die Apostel in ihrem Lehramte selbst in Jerusalem sich mehr haben griechisch ausdrücken müssen. So fällt also auch der Grund zur Willkühr in der Auslegung weg. Auf rhetorische Kunstmäßigkeit machen sie freilich keinen Anspruch, aber auf die bei jedem

Menschen vorauszusezende natürliche Fähigkeit, ihre Gedanken in einer oft gebrauchten, wenn auch nicht angeborenen Sprache verständlich mitzutheilen.

Es kann allerdings vorkommen, daß eine neutest. Schrift in Hauptstellen eine unüberwindliche Dunkelheit hat. Aber die kann dann nur dadurch für uns entstehen, daß namentlich didaktische Schriften sich auf uns unbekannte Verhältnisse des Schreibenden oder ihrer Addresse beziehen. Da ist denn also die Aufgabe die, die betreffende Stelle von ihrer Dunkelheit durch eine hermeneutische Operation im Einzelnen zu befreien und ein Licht über die obwaltenden Verhältnisse aufzustecken. Bevor nicht eine Erklärung gefunden ist, die das Ganze deutlich macht, ist der Weg der hermeneutischen Operation nicht sicher.

Das zweite, was in jenem allgemeinen Kanon die entgegengesezten Richtungen zu verbinden liegt, ist, daß man aus der allgemeinen Anschauung des Ganzen ins Einzelne fortschreitet, und von der allgemeinen Anschauung zurückgeht auf die allgemeinen Verhältnisse der Schrift. Das schließt aber in sich ein Hinausgehen über die einzelne Schrift hinaus auf das Gebiet der historischen Kritik und ihr hypothetisches Fundament.

Das dritte, was in jenem Kanon liegt, ist dieß, daß das N. T. eine Sammlung von verschiedenen Schriften ist. Hier sind zweierlei Richtungen. Die ganze Sammlung ist einmal die Produktion einer in die Geschichte eingetretenen neuen ethischen Potenz, sodann ist jedes Einzelne ein Ganzes für sich, aus speziellen Relationen und Situationen entstanden. Da verhält sich offenbar alles Übrige zu jeder einzelnen Schrift wie der natürliche Ort, aus dem die Parallelen zu nehmen sind, für die hermeneutische Aufgabe im Einzelnen. Aber von der andern Seite ist die Aufgabe nicht zu verkennen, daß wenn wir bei einer Schrift uns die Verhältnisse, die zum Grunde gelegen, erklären, die Resultate der Operation von allen neutest. Schriften zusammenstimmen müssen, so daß sie ein Bild geben von dem damaligen christlichen Zustande als Einheit, denn daraus ist das Ganze hervor=

gegangen. Ohne diese Probe haben wir keine Sicherheit. Allein eben dieß ist noch sehr vernachlässigt. Die Hypothese z. B. von dem sogenannten Urevangelium ist das Resultat solcher zurückgehenden Operationen. Man hat nemlich die vielen übereinstimmenden Stellen der Evangelien zusammengenommen und gefragt, wie diese Übereinstimmung wol entstanden sein möge. Allein das Princip, welches man gefunden, ist zu sehr nur arithmetischer, abstrakter Natur und zu dürftig. Man sagt, was die Evangelien Übereinstimmendes haben, das sei das Frühere, was jedem eigenthümlich ist, das Spätere. Jenes bildet ein Aggregat von Einzelheiten in größter Dürftigkeit, das Urevangelium, welches, wie man meint, von den ersten Verkündigern des Evangeliums als Schema aufgestellt und von jedem Lehrer nach seinem Maaße erweitert worden sei. Macht man nun damit die Probe, so findet man zunächst, daß das Evangelium des Johannes dabei nicht zu begreifen sei. Der Apostel Johannes hätte doch seine Zustimmung zu jenem Schema geben müssen. Aber die seinem Evangelium zum Grunde liegende Ansicht ist eine ganz andere. Also die Auctorität dieses Apostels geht für jenes Urevangelium schon verloren. Fragen wir nun weiter, in welche Zeit ein solcher Akt der Apostel hätte fallen sollen, so finden wir wenigstens in der Apostelgeschichte kein Verhältniß der Art, woraus ein solcher Akt wahrscheinlich würde, keine Spur selbst da nicht, wo Lukas Gelegenheit gehabt hätte, davon zu sprechen. — So werden alle aus dem Einzelnen hervorgehenden Hypothesen über das zum Grunde liegende Gemeinsame scheitern, sobald man das Ganze zusammenschaut.

Es kommt hier besonders in Beziehung auf die didaktischen Schriften ein anderer Punkt in Betracht, der eine Quelle großer Schwierigkeiten ist und den man daher bei der Auslegung immer im Auge haben muß. Nemlich die schriftliche Mittheilung war in jener Zeit immer nur secundär durchaus und in jeder Beziehung. In der Regel sind die Schriften nur berechnet für solche, mit denen schon ein mündlicher Verkehr statt gehabt. Nicht nur

die Paulinischen, sondern auch die katholischen Briefe sezen die mündliche Verkündigung des Evangeliums voraus, und zwar wie sie von gewissen, nicht unbekannten Personen ausgegangen waren. Da das ursprünglich etwas Gemeinsames war, so konnte sich Jeder ohne Furcht nicht oder mißverstanden zu werden darauf beziehen. Daraus aber muß für uns wieder eine Dunkelheit entstehen. Überall wo man auf dunkle Stellen stößt, muß man jene primitive Verkündigung voraussezen, und von da aus zurückschließen.

So ist also die Verbindung der entgegengesezten Richtungen immer anzuwenden, und wenn vielleicht weniger bei den profanen Schriften, so doch vorzugsweise durchaus und überall bei dem Neuen Testamente.

Schlußbetrachtung [1]).

Wenn die hermeneutische Aufgabe überhaupt vollkommen nur gelöst werden kann durch Verbindung der Grammatik mit der Dialektik, der Kunstlehre und der speziellen Anthropologie, so ist klar, daß in der Hermeneutik ein mächtiges Motiv liegt für die Verbindung des Speculativen mit dem Empirischen und Geschichtlichen. Je größer daher die hermeneutische Aufgabe ist, die einer Generation vorliegt, um so mehr wird sie ein solcher Hebel. Eine aufmerksame Beobachtung der Geschichte lehrt auch, daß seit der Wiederauflebung der Wissenschaften die Beschäftigung mit der Auslegung, je mehr sie auf die Principien derselben eingegangen ist, desto mehr zur geistigen Entwicklung nach allen Seiten hin beigetragen hat.

Soll aber die hermeneutische Kunst solche Wirkung haben, so gehört dazu, daß man an dem, was durch Rede und Schrift dargestellt ist, wahres Interesse nimmt. Dieß Interesse kann verschiedener Art sein, aber wir unterscheiden darin drei Stufen.

---

[1]) Aus den Vorlesungen im Wintersemester 1826—1827.

Die erste Stufe ist das Geschichtsinteresse. Man bleibt stehen bei der Ausmittlung der einzelnen Thatsachen. Es kann darunter viel wissenschaftliches begriffen sein. Es liest z. B. Jemand die Alten in naturhistorischer Hinsicht. Weder der sprachliche, noch der psychologische Zusammenhang wird dabei berührt. Auf dieser niedrigsten Stufe wäre die Auslegung die allgemein menschliche.

Die zweite Stufe ist das künstlerische oder Geschmacksinteresse. Dieß ist beschränkter, als das erste, denn das eigentliche Volk nimmt keinen Antheil daran, sondern nur die Gebildeten. Diese Beschäftigung führt schon weiter. Die Darstellung durch die Sprache giebt den Reiz, und es liegt darin die Anregung zur Kenntniß der Sprache und der Kunstproduktionen. Die Kunstlehre ist durch den Geschmack an den Werken des Alterthums besonders angeregt worden.

Die dritte Stufe ist das spekulative, d. h. rein wissenschaftliche, und das religiöse Interesse. Ich stelle beides gleich, weil beides von dem Höchsten des menschlichen Geistes ausgeht. Das wissenschaftliche faßt die Sache in der tiefsten Wurzel. Wir können nicht denken ohne die Sprache. Das Denken aber ist die Grundlage aller andern Funktionen des Geistes, wir gelangen dadurch, daß wir sprechend denken, erst zu einem bestimmten Grade des Bewußtseins und der Absichtlichkeit. Es ist von dem höchsten wissenschaftlichen Interesse, zu erkennen, wie der Mensch in der Bildung und im Gebrauch der Sprache zu Werke geht. Eben so ist es von dem höchsten wissenschaftlichen Interesse, den Menschen als Erscheinung aus dem Menschen als Idee zu verstehen. Beides ist aufs genaueste verbunden, weil eben die Sprache den Menschen in seiner Entwicklung leitet und begleitet. — Greift das Geschmacksinteresse die Aufgabe tiefer, so kann diese nur durch das wissenschaftliche gehörig gelöst werden. Allein zu diesem speculativen Interesse erhebt sich ein noch kleinerer Theil, als zu dem Geschmacksinteresse. Das aber gleicht das religiöse wieder aus, da dieß auch ein allgemeines ist. Es ist die niedrigste Stufe,

wo das religiöse Bewußtsein noch nicht erwacht ist. Je mehr es erwacht und ein allgegenwärtiges wird, desto mehr ist der Mensch selbst erwacht. Nun wird es aber von Allen als ein allgemeines besessen und empfunden. Man kann sich aber darüber nur durch die Sprache verständigen. Wir sehen, daß der Mensch nur in dem Grade über sein höchstes Interesse klar und gewiß wird, in welchem er den Verkehr durch die Sprache kennt. Alles also, was normaler Ausdruck des Religiösen, irgendwie heilige Schrift ist, muß dazu beitragen, diese Aufgabe zu einer allgemeinen zu machen. Wir finden freilich Religionen, die heilige Schriften haben, ohne daß in der Masse das Interesse dafür allgemein wäre. Selbst in der christlichen Kirche macht die Römischkatholische Parthei eine Ausnahme. Wenn auch die hermeneutische Aufgabe in Beziehung auf die neutestam. Schrift verglichen mit der Totalität des Objects der ganzen Aufgabe der christlichen Kirche sehr untergeordnet erscheint, auch manches wol nicht zur vollen Lösung gebracht werden kann wegen der Eigenthümlichkeit der Sprache und der Masse des Materials, so ist es doch auf der andern Seite das allgemeinste Interesse, welches an der hermeneutischen Aufgabe hängt, und wir werden mit Sicherheit sagen können, wenn das allgemein religiöse Interesse fallen sollte, würde auch das hermeneutische verloren gehen. Unsere Ansicht von dem Verhältniß des Christenthums zum ganzen menschlichen Geschlecht und die geistige Klarheit, womit sich dieß in der evangelischen Kirche entwickelt hat, leistet Gewähr dafür. Freilich kann die Aufgabe auf diesem Gebiete nicht so vollkommen gelöst werden, wie auf dem Gebiete der classischen Litteratur. Allein unser Interesse darf deßhalb nicht geringer sein. Wenn wir es auch nie zum völligen Verstehen jeder persönlichen Eigenthümlichkeit der neutest. Schriftsteller bringen können, so ist doch das Höchste der Aufgabe möglich, nemlich das gemeinsame Leben in ihnen, das Sein und den Geist Christi, immer vollkommener zu erfassen.

Kritik.



Bei [1]) der Wissenschaft der Kritik ist es zunächst eine schwierige Aufgabe, sich über den Gegenstand derselben gehörig zu orientiren.

Wenn mehr Zeit wäre, würde es nicht ohne Interesse sein, wenn wir zu zeigen versuchten, wie die Aufgabe und die Benennung der Wissenschaft sich im Verlauf der Zeit modifizirt habe. So können wir aber nur auf die gegenwärtige Lage der Dinge sehen.

Fassen wir den Ausdruck Kritik etymologisch, so kommt zweierlei in Betracht, einmal, daß die Kritik in irgend einem Sinne ein Gericht, sodann, daß sie eine Vergleichung ist. Beides fällt zuweilen zusammen, geht aber auch zuweilen auseinander.

Das Wort, wie es technischer Ausdruck geworden ist, ist sehr schwer als eine wirkliche Einheit zu fassen. Wir gebrauchen es in Be=

---

[1]) Der handschriftliche Nachlaß Schleiermachers besteht für diesen Theil der Vorlesungen nur in einigen wenigen Blättern, von denen die ältesten vier nur kurze Notizen und überschriftartige Sätze zum Behuf der Vorlesungen enthalten, zwei andere aus verschiedenen Zeiten eine etwas vollständigere Ausarbeitung anfangen, aber nach einigen zusammenhängenden Sätzen wieder abbrechen. Bei diesem durchaus fragmentarischen Charakter des Nachlasses habe ich vorgezogen, die letzte Vorlesung vom Winterhalbjahre 1832., mit Benutzung des dabei zum Grunde liegenden zuletzt gemachten Anfangs einer vollständigeren Ausarbeitung im Zusammenhange abdrucken zu lassen. d. H.

ziehung auf wissenschaftliche Werke, wie auf Kunstwerke. Fassen wir diese doppelte Beziehung zusammen, so möchte für diese Kritik ein Ausdruck von Fr. August Wolf nicht übel sein, nemlich der der doctrinalen Kritik [1]). Die eigentliche Tendenz ist immer, einzelne Produktionen mit ihrer Idee zu vergleichen, das ist das Gericht, aber auch Einzelnes in Beziehung auf anderes Einzelnes zu betrachten, und das ist das Vergleichende. Aber beides geht wieder in Eins zusammen, bildet eine Doctrin. So bleibt noch der Gegensaz zwischen der historischen und philologischen Kritik. Die Aufgabe der historischen Kritik ist, ihre Einheit so gut als möglich zusammengefaßt, die, aus Relationen die Thatsachen zu construiren, also zu bestimmen, wie sich die Relation zur Thatsache verhalte. Die philologische wird in die höhere und niedere eingetheilt. Fragt man, was ist die höhere und was ist die niedere, so ist die Antwort nicht immer dieselbe. Bisweilen selbst bei Theoretikern, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen, lautet sie sehr mechanisch.

Man sagt wol, die philologische Kritik beschäftige sich mit Schriften, insbesondere des classischen Alterthums, und zwar in Beziehung auf deren Ächtheit. Aber eben dieser leztere Begriff ist wieder sehr schwierig. Man versteht wol darunter die Frage, ob eine Schrift wirklich von dem Verfasser herrührt, dem sie beigelegt wird, wobei aber ein großer Unterschied ist, ob die Schrift sich selbst dem Verfasser beilegt, wie z. B. der zweite Brief Petri, oder ob sie von Andern ihm beigelegt wird, wie z. B. das Evangelium des Matthäus, wo nemlich die Überschrift kein ursprünglicher Theil der Schrift ist. Der Fall ist verschieden. Im lezteren Falle ist nur die Frage, ob der Recht gehabt, der die Schrift so benannt und überschrieben hat, und ob der Name das bezeichnet, was

---

[1]) Vergl. bei dieser Untersuchung über den Begriff der Kritik, ihren Umfang und Inhalt, Schleiermachers Abhandl. über Begriff und Eintheilung der philologischen Kritik, in den Akadem. Reden und Abhandlungen, sämmtl. Werke, zur Philosophie, dritter Band, S. 387—402.

wir dabei denken? Das ist aber zunächst gar nicht die Untersuchung über die Ächtheit oder Unächtheit der Schrift selbst.

Man sagt nun, die niedere Kritik beziehe sich auf die Ächtheit oder Unächtheit der einzelnen Buchstaben und Worte, die höhere auf ganze Schriften und ganze Schrifttheile. Allein dieß ist eine mechanische und unhaltbare Unterscheidung. Sind die Worte nicht auch Theile der Schrift? Kann nicht die Ächtheit oder Unächtheit eines Wortes von viel größerer Bedeutung sein, als die eines ganzen Theiles? — Die Conjectur des Socinianers Sam. Crell Joh. 1, 1. statt *θεὸς*, *θεοῦ ἦν ὁ λόγος* zu lesen, würde darnach zur niederen Kritik gehören, die Frage aber über die Perikope von der Ehebrecherin zur höheren. Und doch ist das erstere wegen des ganzen Zusammenhanges des Evangeliums wichtiger zu wissen, als das leztere.

Es giebt offenbar Fälle, wo beides so ineinander geht, daß man es gar nicht mehr zu unterscheiden vermag. Die Frage über die Ächtheit oder Unächtheit eines Sazes, also eines Theiles der Schrift, beruht oft auf einem einzelnen Wort. Man wird nicht sagen können, ein Wort sei eigentlich kein Theil einer Schrift, aber auch nicht, wenn von Säzen die Rede sei, da sei das Gebiet der höheren, wenn von den Elementen derselben, das Gebiet der niederen Kritik. Es giebt hier keine Grenze. Die ganze Betrachtungsweise ist ungenügend und es ist besser, den ganzen Unterschied wegzuwerfen.

Betrachten wir die beiden obigen Fälle von einer andern Seite, so werden wir finden, es gehört zur Entscheidung über jenes *θεὸς* und *θεοῦ* eine ungleich größere Mannigfaltigkeit von Operationen, auch Thätigkeiten höherer Art, als dazu, um über die Ächtheit des Abschnitts von der Ehebrecherin zu urtheilen. Hier kommt es eben nur auf den Werth der Handschriften an, welche den Abschnitt haben oder nicht haben. Von der Leseart *θεοῦ* aber haben wir in den Handschriften keine Spur, und man muß vieles gelesen und untersucht haben, um darüber zu reden. So

läßt sich also der Ausdruck höhere und niedere Kritik in dem angegebenen Sinne auch von dieser Seite nicht rechtfertigen.

Um zur richtigen Aufgabe des Begriffs der philologischen Kritik und ihrer Theilung zu gelangen, müssen wir sie in Verhältniß zu den andern kritischen Disciplinen betrachten, also mit der historischen und doctrinalen oder recensirenden Kritik.

Man könnte noch weiter zurückgehen und fragen, was Kritik überhaupt sei in aller ihrer verschiedenen Beziehung auf die wissenschaftliche Aufgabe? Aber ob wir so weit zurückgehen können und müssen, muß der Erfolg lehren. Kommen wir durch die Vergleichung der verschiedenen Arten des Gebrauchs der Kritik so weit, daß wir von der philologischen eine genügende Erklärung geben können, eine solche, die zugleich das Princip ihrer Theilung enthält, so fragen wir nicht weiter. Fänden wir aber bestimmte Indikationen von dem Verhältnisse zu dem gesammten wissenschaftlichen Gebiete, so werden wir zurückgehen können, ohne viel Zeit zu verschwenden. So wie die Sache aber liegt, werden wir die Frage so stellen: Womit hat die philologische Kritik mehr Verwandschaft, mit der doctrinalen oder der historischen Kritik?

Wir wollen alle einzelnen Aufgaben, ohne sie im Verhältniß zu einander zu betrachten, vorläufig als reines Aggregat ansehen. Zur philologischen Kritik gehört, daß, wenn uns in einem und demselben Werke Verschiedenheiten aufstoßen, die nicht mit einander bestehen können, wir das Richtige auswählen und das Unrichtige ausstoßen und aus den verschiedenen Arten, wie die Schrift erscheint, die ursprüngliche Gestalt möglichst ausmitteln, dieselbe also in ihrem ursprünglichen Lebenszusammenhange darstellen, also entscheiden, ob sie eine That von diesem oder jenem sei, oder eine That von diesem oder nicht von diesem. In den Fällen, wo nicht von dem Verfasser die Rede ist, wird doch die Frage sein nach der Zeit, in die eine Schrift gehört. Betrachten wir nun dieß vorläufig als das Aggregat der philologischen Kritik, und fragen, wie sich dieß zur doctrinalen oder recensirenden Kritik verhält? Das Ge-

schäft von dieser besteht darin, Werke von Männern in Beziehung allein auf ihren Werth richtig zu schäzen. Das Wort Werk hier ganz genommen, wonach alle menschlichen Produktionen vom Mechanischen an durch die Gebiete der Kunst und Wissenschaft hindurch darunter begriffen sind. Wonach erfolgt nun hier die Schäzung? Es giebt für jedes menschliche Werk ein Urbild. Darnach muß das Einzelne als Erscheinung beurtheilt werden. Da tritt aber bisweilen die Frage ein, haben Urheber und Beurtheiler dasselbe Urbild? Ein anderes Verhältniß ist dieß, wenn aus der ersten Schäzung die zweite hervorgeht, nemlich die des Verfassers, ob derselbe ein Urbild hatte oder nicht? Aber auf das Verhältniß der Erscheinung zum Urbilde bezieht sich die ganze Aufgabe. Und dieß geht durch das ganze Gebiet durch. Selbst bei der Beurtheilung mechanischer Werke muß ich sagen können, was zur Vollkommenheit gehört, und dieß kann ich nicht eher, als bis ich das Aggregat von Vollkommenheiten zu einem Ganzen gebildet habe, welches eben das Urbild ist. Eben so im Gebiete der Wissenschaft und der Kunst. Ich muß das Werk unter eine gewisse Gattung bringen, ihm einen gewissen Zweck beilegen, und es fragt sich dann, in wiefern es seinen Zweck erreicht und seiner Gattung gemäß ist? Wenden wir dasselbe auf sittliche Handlungen, die vorübergehende Lebensmomente sind, an, so werden dieselben geschäzt nach dem ethischen Urbilde und ihren Beziehungen auf das, was bewirkt werden soll. Beides in seiner Zusammengehörigkeit bestimmt die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Handlung.

Hierunter sind nun eine Menge von Gegenständen, die zugleich Gegenstände der philologischen Kritik sind. Alle Schriften, die irgend Gegenstand der philologischen Kritik werden können, sind zugleich Gegenstände der doctrinalen. Aber die Aufgabe beider ist durchaus eine andere. Im Gebiete der Kunst kann dieselbe Aufgabe vorkommen, welche die philologische für die litterarischen Werke hat. Bei einem Werke der bildenden Kunst ist z. B. die Frage, ob es dem angehöre, dem es beigelegt wird? Die Beilegung kann im Werke selbst liegen, wenn der Name

des Künstlers darauf eingegraben ist. Der Name kann aber dem Werke anderweitig beigelegt sein. Dann ist die Frage weiter die, ob die einzelnen Theile ächt sind, ob etwas restaurirt ist u. s. w. Das sind dieselben Operationen, welche die philologische Kritik zu üben hat. Da sehen wir aber schon die Verschiedenheit beider Arten der Kritik, der doctrinalen und philologischen, in denselben Gegenständen. Denn jene kümmert sich gar nicht um den Verfasser, sondern um die Idee des Werkes, ob dieses jener entspricht oder nicht. Man kann nun aber sagen, das doctrinale Urtheil z. B. über eine Ode werde doch ein falsches, wenn sich darin einzelne Elemente späteren Ursprungs finden; so hange also die doctrinale und philologische Kritik genauer zusammen. Allein der doctrinalen Kritik als solcher ist es gleich viel, ob eine Unvollkommenheit des Werkes ursprünglich von dem Verfasser herührt oder von einem Andern. Die philologische Kritik hingegen sagt, wenn sie einmal ausgemacht und bewiesen habe, daß eine Ode von Horaz herrühre oder nicht, so kümmere sie sich in beiden Fällen nicht, ob sie besser oder schlechter sei. So wären also die Aufgaben und Funktionen der doctrinalen und philologischen Kritik durchaus verschieden, während die Operation der archäologischen und philologischen Kritik bei aller Verschiedenheit des Stoffes wesentlich dieselben sind.

Indessen läßt sich doch eine gewisse Gemeinschaft zwischen der doctrinalen und philologischen Kritik nicht verkennen. Diese nemlich hat doch großentheils damit zu thun, die Richtigkeit zu beurtheilen, mit der sich eine Schrift fortgepflanzt hat. Dieß aber läßt sich gewissermaaßen unter den Begriff der doctrinalen Kritik bringen. Zu dieser nemlich gehört die ethische Kritik, die Beurtheilung menschlicher Handlungen nach dem, was sie in Beziehung auf gewisse Geseze, Lebensweisen u. s. w. sein sollen. Nun ist die Handschrift die Handlung eines Menschen, und so handelt es sich um die Treue und Genauigkeit, womit er abgeschrieben hat. Sagt man, eine Handschrift sei ungenau, schlecht gemacht, u. s. w., so ist das doch etwas, was ins philologische Gebiet ge-

hört. Doch ist eine solche Taxation immer nur eine vorläufige Maaßregel. Die eigentliche Aufgabe der philologischen Kritik ist, das Richtige in der Schrift selbst darzustellen.

Das Nächste was wir zu thun haben ist, zu untersuchen, wie sich die philologische Kritik zur historischen verhält. Von dieser sagt man im Allgemeinen, sie sei die Kunst, aus vorhandenen Relationen die eigentliche Wahrheit einer Thatsache auszumitteln. Die Aufgabe ist auf diesem Gebiete ganz allgemein zu stellen. Wir finden nemlich überall eine Differenz zwischen der Relation und der Thatsache. Die Differenz kann geringer und größer sein, aber vorhanden ist sie in irgend einem Grade immer. Wenn Jemand erzählt, was er selbst erlebt hat, so ist das Analoge dieß, wenn Jemand etwas mit Worten beschreibt, was er selbst gesehen hat. Etwas mit Worten beschreiben, und das mit Augen Gesehene sind irrationale Größen zu einander. Die Wahrnehmung ist nemlich ein Continuum, die Beschreibung kann es nicht sein. Die Aufgabe, durch Beschreibung den Gegenstand richtig darzustellen, kann nur auf verschiedene, nie auf dieselbe Weise gelöst werden. Es ist darin immer eine Verwandlung des Continuum, des concreten Gegenstandes, in den discreten, — in eine aus einzelnen Säzen bestehende Beschreibung, worin immer ein Urtheil des Beschreibers mit enthalten ist, und nothwendig einiges nicht beschrieben, übergangen, anderes zusammengezogen wird, weil sonst die Beschreibung eine unendliche werden müßte. Es gleicht diese Verwandlung eines Continuums der Verwandlung einer Fläche in einen einzelnen Punkt. Dabei kann man verschieden zu Werke gehen, und so kann auch das Übergangene verschieden ergänzt werden. — Wenn aus der Beschreibung eines unbekannten Thieres zwei von einander unabhängig sich ein Bild davon herstellen, so werden die Bilder sehr verschieden sein. Eben so mit der Erzählung einer Thatsache. Natürlich ist es von besonderer Wichtigkeit zu wissen, wie der Erzählende verfahren sei. Je mehr er mir bekannt ist, seine Art wahrzunehmen, seine Neigungen, in der Wahrnehmung etwas zu übersehen, von dem

Wahrgenommenen aufzunehmen und auszulassen, desto mehr läßt sich die Thatsache aus der Erzählung ermitteln.

Also die Ermittlung der Thatsache aus den Relationen ist die Aufgabe der historischen Kritik. Hier stehen wir aber auf einem Grenzpunkte. Denn hätten wir von einer Thatsache nur Eine Erzählung, so wäre die Lösung der Aufgabe eine rein hermeneutische Operation. Aber wenn wir die Regeln der Hermeneutik auf geschichtliche Werke besonders anwenden, so geht die Ermittlung der Thatsache über das hermeneutische Gebiet hinaus. Nur die Ermittlung der Wahrnehmung woraus die Erzählung hervorgegangen ist, ist hermeneutische Aufgabe. Zu wissen, wie das gewesen ist, was der Erzähler wahrgenommen hat, ist allerdings Ausmittlung der Thatsache im Gemüth des Erzählers, aber es beruht das nicht mehr auf seiner Rede, sondern auf anderweitigen Kenntnissen von ihm, kurz es geht in die angrenzende historische Kritik über. Giebt es mehrere und verschiedene Relationen von derselben Thatsache, so ist die Aufgabe complicirter, schwieriger, denn wir müssen ein Resultat herausbringen, woraus sich die verschiedenen Relationen erklären lassen, wie sie zu Stande gekommen sind, — aber die Sicherheit wird größer, weil die Relationen einander ergänzen und die Differenzen sich leichter ausgleichen. Somit ist dieß eine höhere Position.

Wie verhält sich nun dazu die philologische Kritik? Lassen sich die Gegenstände derselben irgendwie auf diesen Begriff der historischen Kritik zurückführen, so sind sie verwandt und untereinander zu subsummiren; im entgegengesezten Falle gehen sie auseinander und die philologische Kritik wäre zu bestimmen nach ihrem relativen Gegensaz gegen die beiden andern.

Die Aufgaben der philologischen Kritik sind sehr mannigfaltig. Man hat, wie schon gesagt, darin das Gebiet der höheren und niederen unterschieden. Diese nennt man auch wohl die urkundliche, beurkundende, jene die divinatorische. Allein, wenn man den Unterschied so ausdrückt, so durchkreuzen die Gegensäze einander. Denn wenn wir die Aufgabe der höheren so fassen,

wie oben aufgestellt ist, so kann sie in dem einen Falle eben so gut durch urkundliche, wie in dem andern Falle nur durch divinatorische gelöst werden. Und eben so die niedere. Denn wenn ich von der Güte der vorhandenen Handschriften eine bestimmte Schäzung machen kann, und die besten stimmen in einer Leseart zusammen, so ist diese ohne weiteres die beste Leseart. Da ist die Aufgabe urkundlich gelöst. Muß ich aber zu Emendationen meine Zuflucht nehmen, so ist das divinatorische Kritik.

Allein so löst sich die Frage über das Verhältniß der historischen und philologischen Kritik noch nicht genügend. Wir müssen die verschiedenen Aufgaben genauer betrachten, und mit einander vergleichen. Da die philologische Kritik kein Begriff a priori ist, sondern mit dem Geschäft selber erst sich gebildet und erweitert hat, so kann man auch nur auf diesem Wege zu seiner richtigen Erklärung gelangen.

Schriften, die nicht mehr die Urschriften sind, können als Relationen angesehen werden. Die Schrift soll nur mittheilen, was der Verfasser geschrieben hat. Diese Thatsache ist nun zu ermitteln. So scheint die Aufgabe der philologischen Kritik dieselbe, wie in der historischen, der Form nach, aber nicht der Sache nach. Wir finden hier gar nicht dieselbe Irrationalität zwischen Erzählung und Thatsache, wie in der historischen Kritik. Der Verfasser schrieb successive, eben so der Abschreiber. Sezen wir nun den Fall, der Verfasser schrieb sein Werk und ein Anderer schrieb es richtig ab, oder jener dictirte es und ein Anderer schrieb es richtig nach, so sind Urschrift und Abschrift u. s. w. gleich und die Differenz zwischen der Thatsache und Relation fällt weg, so daß die Aufgabe als Aufgabe verschwindet. Allein die Sache wird gleich anders, wenn wir den Fall etwas anders denken, nemlich, wenn der Schreiber oder Abschreiber nicht richtig nachgeschrieben oder abgeschrieben hat. Hier tritt eine Differenz ein zwischen der Thatsache des Dictirens oder der Urschrift, und der Relation in der dictirten Schrift oder Copie. Ist nun diese Differenz auch nicht nothwendig, so ist sie doch da und muß auf-

gelöst werden, und so sind wir wieder auf dem Gebiete der historischen Kritik, und die Aufgabe ist, wie es scheint, unter den Begriff der historischen Kritik zu subsumiren. Dieß ist freilich nur Ein Fall, und ein solcher, wo die philologische Kritik auch unter die doctrinale subsumirt werden könnte, weil es dabei auf Vergleichung einer Handlung mit ihren Regeln und Gesezen ankommt.

Eine andere Aufgabe ist die, daß wir in dem Werke eines Schriftstellers auf etwas stoßen, was den Eindruck eines Fremden macht; es entsteht der Verdacht der Verfälschung, wobei nicht bloß an ein einzelnes Wort, sondern auch an Größeres gedacht werden kann. Ist dieser Fall auch unter die historische Kritik zu subsumiren? Allerdings. Ist der Verdacht gegründet, so stimmt die Relation mit der Thatsache der ursprünglichen Schrift nicht überein, im andern Falle sind beide in Übereinstimmung. Dieß zu erfahren, darauf kommt es an. So ist also die Aufgabe, aus der Relation die Thatsache zu ermitteln.

Sezen wir noch eine höhere Aufgabe. Es enthalte eine Handschrift alle Schriften eines und desselben Verfassers, darunter aber sei eine, der es an der gehörigen Identität mit den andern fehlt, so daß der Verdacht entsteht, sie sei nicht von dem Verfasser, wie ist dieser Fall anzusehen? Sind Zeugnisse und Gründe genug da, daß die Handschrift nur Schriften desselben Verfassers enthalten soll, steht auch z. B. durch die Überschrift fest, daß der, von dem die Handschrift ausgeht, alles als Schrift desselben Verfassers ansah, so sagt dieß Zeugniß als Thatsache aus, daß der Verfasser auch jene Schrift verfaßt habe. Wenn nun die Schrift doch verdächtig ist, so ist eine Differenz zwischen der Relation und der Thatsache, und diese ist auszumitteln. Dieser Fall gehört der sogenannten höheren Kritik an. Er führt aber eben so sehr zur historischen Kritik, wie jener obige, der mehr der sogenannten niederen angehört.

So werden wir also sagen, die philologische Kritik sei unter die historische zu subsumiren, sie sei ein bestimmter Theil von dieser. Dieß gilt von der Aufgabe in ihrem ganzen Umfange.

Der Umfang derselben aber ist weiter als das classische, ja als das litterarische Gebiet überhaupt. In ihrer vollen Allgemeinheit gefaßt, haben wir sie im täglichen Leben beständig zu üben. So oft sich Jemand verspricht, haben wir einen Fall für die philologische Kritik, ungeachtet kein geschriebener Buchstabe vorhanden ist. Was eins sein soll, Gedanke und Rede, ist zweierlei geworden. Wer sich verspricht, sagt anderes als er denkt. So haben wir eine Differenz. Die Differenz kann oft im Augenblicke nicht gleich bemerkt werden, sondern erst hintennach. Man mag sie gleich bemerken, will aber nicht unterbrechen, um eine Erklärung zu fordern, und so sucht man selbst auszumitteln, was er hat sagen wollen. — Immer aber soll in solchen Fällen ausgemittelt werden, was der Redende wirklich hat sagen wollen, da, was er gesagt hat, ein anderes ist. Eben so tritt die Aufgabe ein bei den Schreibfehlern in Urschriften und Abschriften. Aber selbst Aufgaben der höheren Kritik kommen im gewöhnlichen Leben vor, z. B. bei anonymen Schriften. So haben die zusammengeseztesten kritischen Probleme des classischen Alterthums überall im Leben wenigstens ihr Analogon, und die Allgemeinheit der Aufgabe ist unverkennbar.

Vergleichen wir nun die drei kritischen Hauptaufgaben mit einander, so finden wir, daß die doctrinale Kritik, die ethische mit umfassend, eine ganz allgemeine Aufgabe hat, die überall vorkommt in jedem Zustande der Menschen. Sie bezieht sich auf das Verhältniß des als Einzelnen Bestimmten zum Begriff. Hier liegen die lezten Gründe auf dem dialektischen und speculativen Gebiete. Die historische Kritik ist eine Aufgabe, die ebenfalls überall vorkommt, wo Vergangenheit und Gegenwart einander gegenübertreten. Da ist immer eine Vergleichung zwischen der Thatsache (in der Vergangenheit) und der Relation (in der Gegenwart) anzustellen. Die Aufgabe ist überall, wo es geschichtliches Dasein giebt.

Die philologische Kritik hat es zu thun mit der allmählichen Umgestaltung, die durch das Spiel zwischen Aufnehmen und Wiedergeben, Receptivität und Spontaneität entsteht.

Wollten wir alle drei auf eine Einheit zu bringen suchen, so würde uns dieß zu weit abführen. Es fragt sich nur, wozu wir uns entschließen sollen, zur Subsumtion der philologischen unter die doctrinale oder unter die historische?

Thun wir das erstere, so würden wir sagen, die Aufgabe der philologischen sei, ein Urtheil zu fällen über die Treue der Überlieferung. Aber dieses Urtheil ist noch nicht die Lösung der Aufgabe selbst. Denn wenn ich weiß, hier habe ich einen richtigen, dort einen unrichtigen Proceß, so ist das erste doch nur auf die Weise der Fall, daß das Einzelne nicht auf gewisse Weise getrübt worden ist, und nur in dem Falle, daß dieß ganz und gar nicht statt findet, wäre eine weitere Lösung der Aufgabe unnöthig. Habe ich aber einen unrichtigen Proceß, so entsteht die Aufgabe, aus der Schrift die ursprüngliche Rede herzustellen. Diese Aufgabe aber ist in jener der doctrinalen Kritik noch nicht gelöst.

Subsumiren wir dagegen die philologische Kritik unter die historische, so trifft diese Subsumtion wenigstens die Lösung der philologischen Aufgabe selbst. Denn es gilt die ursprüngliche Thatsache aus den vorhandenen Zeugnissen herzustellen. Dieß scheint nun allerdings besser, aber was gewinnen wir? Wir hätten mehr als die Hälfte des Ganzen, wenn die historische Kritik schon eine durchgearbeitete technische Disciplin wäre, wenn sie feststehende allgemeine Regeln hätte. Das ist aber der Fall ganz und gar nicht. Die historische Kritik ist auch überall nur in ihren Anfängen, denn sie hat keine sichere Theorie, worauf wir die philologische Aufgabe zurückführen könnten.

Indessen haben wir durch die Vergleichung mit der historischen Kritik eine Formel gewonnen, worauf wir alle Aufgaben der philologischen Kritik zurückführen können, wenn wir den Fall so stellen, daß es überall die differenten Größen giebt, Thatsache und Relation, und ein zwischen beiden angenommenes Verhältniß, welches auszumitteln ist, ob es richtig ist oder nicht. Die Copie will eine genaue Abschrift des Originals sein. Das

Original ist der Gegenstand, die Copie Beschreibung, Relation, das angenommene Verhältniß die Identität oder völlige Übereinstimmung. Nun soll untersucht werden, ob dieß angenommene Verhältniß wirklich statt finde. Es kann einzelnes zweifelhaft sein, oder auch die ganze Schrift, immer aber ist auszumitteln, in welchem Verhältniß die Relation mit der Thatsache steht. So kann man sich die Aufgabe der philologischen Kritik als Einheit denken.

Allein die philologischen Aufgaben sind im Einzelnen verschieden und so auch das Verfahren der Lösung. So ist es nothwendig eine richtige Eintheilung zu finden, um die verschiedenen Aufgaben gehörig zu gruppiren.

Die vorherberührte Eintheilung in höhere und niedere Kritik wird verschieden gefaßt. Die Benennung höhere und niedere Kritik kann den Sinn haben, entweder daß die Aufgaben nach ihren Gegenständen wichtiger und unwichtiger sind, oder ihre Auflösung ein verschiedenes Maaß von Kenntnissen und Talenten voraussezen. Allein wenigstens dieß leztere kann erst nach den Operationen selbst eingesehen werden. Nimmt man die Eintheilung in dem Sinn, daß die höhere die divinatorische, die niedere die urkundliche Kritik genannt wird, so ist zwar dadurch eine Verschiedenheit des Verfahrens oder der Methode angedeutet, aber es fragt sich, ob die Benennung von bestimmten Aufgaben gilt, so daß die einen nur durch diplomatische die andern nur durch divinatorische Kritik gelöst werden können. Dieß aber ist nicht der Fall, sondern die Aufgaben fallen oft in beide Gebiete oder die beiden Methoden des Verfahrens fallen in vielen Aufgaben zusammen. So werden also durch jene Eintheilung die Aufgaben selber nicht getheilt.

Giebt es nun eine andere richtigere Art, die philologischen Aufgaben zu gruppiren? Mehr, Höheres, als Gruppirung, ist, wo man mit Einzelheiten zu thun hat, nicht zu verlangen. Es kommt hier nur aufs Praktische an. Die Aufgaben sind entstanden und entstehen durch das Verhältniß einer späteren Zeit zu

den Produktionen einer früheren, und sind sehr verschiedener Art. Nun fragt es sich, lassen sich diese verschiedenen Aufgaben unter gewissen Hauptdifferenzen zusammenfassen? Wie finden wir diese? Indem wir zurückgehen auf das angenommene Verhältniß zwischen der Relation oder dem Zeugniß und der Thatsache. Da fragt sich nun, auf wievielerlei Weise das angenommene Verhältniß der Identität verloren gehen, oder auf wievielerlei Weise in verschiedenen Fällen die Differenz zwischen dem Späteren, welches dem Früheren gleich sein soll, es aber nicht ist, entstehen kann?

Wir nehmen die Aufgabe in der oben angegebenen vollen Allgemeinheit, wonach sie z. B. auch im täglichen Gespräch vorkommen kann. Die allgemeine Voraussezung des Gesprächs ist die Identität zwischen Gedanke und Wort. Darauf beruht alles Verständniß. Wie entsteht nun im Gespräch das Versprechen? Es kann sehr verschiedene Ursachen haben, und in manchen Fällen sehr schwer sein, die wahre zu finden. Wir haben im Gespräch zwei Operationen, die des Denkens, die rein psychische, und die des Sprechens, welches auf einer rein organischen Funktion beruht. Wir können dieß das Mechanische nennen, in Vergleich wenigstens mit der Operation des Denkens. Der Impuls dazu, das was dabei Freiheit ist, ist durchaus nur das Übergehen des Gedachten in die Thätigkeit der Sprachwerkzeuge, welche auf Muskelbewegung beruht, die ihren bestimmten Mechanismus hat. Denken wir uns auch den Impuls des Willens fortwirkend, so unterscheiden wir doch immer dieses Moment der Freiheit und das rein Mechanische. Nun lassen sich Abweichungen des Gesprochenen und Gedachten denken, deren Grund rein in der mechanischen Operation liegt, und wiederum solche, wo der Grund auf der psychischen Seite liegt, wo das Versprechen aus gleichzeitigen Gedanken, die zwar nicht in der Reihe liegen, aber momentan eindringen, entsteht. In diesem Falle weiß man leichter selbst um das Versprechen, wie es entsteht. Der Art sind die Namenverwechselungen. Können wir nun dieß ganz allgemein fassen und durchführen, so können wir sagen, die Differenz zwi=

schen der Thatsache und der Relation oder dem Zeugniß entstehe entweder auf dem mechanischen Wege, oder durch den Einfluß eines Moments, welches auf dem Gebiet der Freiheit liegt. Eine größere weitere Eintheilung der Aufgabe ließe sich dann nicht denken. Allein es fragt sich eben, ob sich jenes so allgemein sezen lasse?

Gehen wir nun von dieser ersten Operation, wenn sich Jemand versprochen hat und die Aufgabe ist, aus dem Gehörten das Gedachte zu ermitteln, weiter, so kommen wir auf den analogen Fall des Verschreibens. Hier haben wir die mechanische Operation der Hand. Durch diese ist etwas entstanden, was nicht geschrieben werden wollte. Damit hat es dieselbe Bewandniß wie mit dem Versprechen.

Betrachten wir aber diesen Fall genauer in der Form, wie er in der Kritik der gewöhnlichste ist, nemlich den Akt des Abschreibens. Schreibt ein Abschreiber was er gesehen hat, und es ist ein Fehler, so hat er sich eigentlich nicht verschrieben, der Fehler liegt rückwärts in dem, was er gesehen. Aber der Fehler, den er selber macht, kann auf einem Versehen beruhen. Ein höherer Grad der Aufmerksamkeit hätte alle solche Fehler verhütet. Der Mangel an Aufmerksamkeit aber ist etwas, was eigentlich nicht auf dem Gebiet der Freiheit liegt. Das Versehen kann auf verschiedene Weise geschehen. Gehen wir dabei von der Thatsache aus, was da hätte geschrieben werden sollen, so können wir zwei Fälle unterscheiden: entweder es ist geschrieben, was nicht hätte geschrieben werden sollen, oder es ist nicht geschrieben, was hätte geschrieben werden sollen. Dieß leztere ist der so häufige Fehler der Auslassung. Diese kann auf zweierlei Weise geschehen. Einmal, wenn zwei Worte gleichen Anfang haben und der Abschreiber aus Versehen das Dazwischenliegende ausläßt, oder, wenn zwei Worte gleiche Endung haben und der Abschreiber von dem ersten zum zweiten fortschreibt und das Dazwischenliegende übersieht und ausläßt. In beiden Fällen ist die Auslassung nichts gewolltes und hat ihren Grund in der mechanischen Operation.

Denken wir uns aber, daß ein Abschreiber in seiner Urschrift etwas zwischen den Zeilen oder am Rande geschrieben findet, und ungewiß wird, ob er es einschalten oder übergehen soll. Das Übergeschriebene kann sich zu dem eigentlichen Text verhalten als Veränderung oder Einschaltung. Es hätte das Verhältniß bestimmt sollen angedeutet werden, es ist aber nicht der Fall. Läßt der Abschreiber das Eingeschaltete aus, weil er es für eine Veränderung hielt, oder nahm er die Veränderung auf, weil er es für eine Einschaltung hielt, so wird im ersten Falle etwas fehlen, in diesem zweimal dasselbe, also zuviel stehen. Eben so bei Randglossen, welche entweder Einschaltungen oder Erklärungen sein können. In allen diesen Fällen beruht die Differenz auf einer freien Handlung, weil auf einem Urtheil über Thatsachen. Diese Genesis der kritischen Aufgabe ist von dem Umfange, der Größe dessen was aufgenommen oder weggelassen wird, ganz unabhängig. Was durch bloß mechanische Fehler ausgelassen wird, kann bedeutend groß sein, ganze Zeilen, bedeutend klein dagegen, was durch Freiheit, durch Urtheil aufgenommen oder ausgelassen wird. Nicht auf den quantitativen Unterschied, sondern auf die Genesis der Differenz kommt es an, wenn Regeln festgestellt werden sollen.

Noch ist der Fall besonders zu betrachten, wie ein Zweifel über den Verfasser einer Schrift entsteht. Man denke sich einen Codex, der mehrere Platonische Gespräche enthält, aber nur unter ihrer Überschrift, und ohne den Namen des Verfassers, weil man voraussezte, derselbe sei bekannt. Dahinter ist ein anderes Gespräch, auch mit seiner Überschrift, aber wie die ersteren, unter derselben Voraussezung, auch ohne Namen des Verfassers. Schreibt nun einer das lezte Gespräch allein ab, und sezt, weil er es auch für ein Platonisches hält, den Namen Platons als des Verfassers darüber, so ist das ein Irrthum, der aus einer freien Handlung entstanden ist; derselbe kann sich optima fide fortpflanzen in sonst vollkommen richtigen Abschriften. Es fragt sich nun, ob das Urtheil der Thatsache entspricht oder nicht, der Dialog von Platon

herrührt oder nicht? — Die Frage kann leichter und schwerer zu entscheiden sein. Leicht ist's, wenn ein unwissender Mensch das Urtheil gefällt und den Namen Platons zu einem Werke geschrieben hat, welches Niemand für Platonisch halten kann.

Ein solcher Irrthum kann aber noch auf eine andere Art entstehend gedacht werden, wenn nemlich Jemand z. B. in jenem Falle nur fragend oder zweifelnd den Namen Platons an den Rand schrieb, und der Abschreiber einer solchen Handschrift den Namen aufnahm. Da ist auch eine freie Handlung, aber von ganz anderer Art, er hat vielleicht nicht über die Sache nachgedacht, sondern nur gemeint, weil der Name am Rande stand, gehöre er mit hinein. Hätte der erstere ein Zeichen der Ungewißheit gemacht, würde der zweite sich nicht versehen haben. Aber man kann sich denken, daß ein ähnlich lautender Name aufgenommen, oder ein den Unterschied zwischen zwei Schriftstellern bestimmender Beiname übersehen und weggelassen worden ist. Da kann denn ein mechanisches Versehen angenommen werden. So laufen in diesem Falle die beiden Entstehungsweisen des Irrthums ineinander.

Die Hauptfälle der philologischen Kritik sind in den obigen Beispielen zusammengefaßt. Wir finden in den wenigsten Fällen die beiden Entstehungsweisen unterscheidbar. Um das kritische Verfahren in jedem gegebenen Falle zu bestimmen, muß man auf die eine oder andere Entstehungsweise zurückgehen. Dieß ist immer hypothetisch. Aber die Aufgaben lassen sich nicht anders, als darnach sondern und eintheilen.

Wir können noch weiter zurückgehen und sagen, dasjenige wodurch alle Operation der Kritik bedingt ist, ist die Entstehung des Verdachts, daß etwas ist, was nicht sein soll. Wo ein solcher Verdacht nicht ist, kann auch kein kritisches Verfahren eingeleitet werden.

Der Verdacht kann gleich von vorn herein entstehen bei einem augenscheinlichen Fehler, wie z. B. im Gespräch, wenn Jemand sich verspricht, Namen oder Zahl verwechselnd; er

kann aber auch erst später entstehen bei weiterem Verfolgen der Rede.

Sezen wir den Fall, daß einem Autor eine Schrift fälschlich beigelegt ist, so können sie viele lesen und merken nichts und haben keinen Verdacht. Es kann ein Gegenstand sein, den der genannte Verfasser könnte behandelt haben, auch die Behandlungsweise und Schreibart entsprechen, aber es kommen Umstände vor, die der Verfasser nicht gewußt haben kann. Es kann also die Schrift nicht von ihm geschrieben sein, außer wenn Verdacht ist, daß die betreffende Stelle nicht von dem Verfasser herrührt, also interpolirt ist. Allein jene Umstände werden von vielen Lesern übersehen. So ist also, um den Verdacht zu bekommen, eine gewisse Qualification des Lesers erforderlich. Kann nun das kritische Verfahren nicht entstehen, wenn gar kein Verdacht da ist, so könnte man die Fälle oder Aufgaben so theilen, je nachdem der Verdacht entstehen muß oder nicht. Dieß könnte Anlaß geben zu jener Unterscheidung in die höhere und niedere Kritik. —

Gehen wir die Fälle genauer durch. Wenn z. B. durch ein Versehen des Auges eine Auslassung entstanden ist, so daß der Saz zusammenhangslos und unverständlich wird, so bekommt jeder leicht Verdacht. Ist durch ein mechanisches Versehen eine Sprachwidrigkeit entstanden, so kann der Fehler oft augenscheinlich sein, oft aber gehört viel Sprachkenntniß dazu, um den Fehler zu entdecken, zumal wenn die verschiedenen Perioden der Sprache in Betracht kommen. Will man danach höhere und niedere Kritik unterscheiden, so darf man nur nicht auf den Umfang sehen. Eine Kleinigkeit kann eben so viel Sprachkenntniß erfordern, als die Unächtheit einer ganzen Schrift zu erkennen.

Man könnte sagen, der, dem kein Verdacht entsteht, wo er entstehen sollte, sei ein unkritischer Mann, und im Gegentheil der ein kritischer, der sich auf den Verdacht versteht. Allein wollte man zur Kritik rechnen, darüber Anweisungen zu geben, wie man ein kritischer Mann werde, so würde man zu weit gehen, denn es concurriren dabei verschiedene Naturanlagen und Grade

der Übung. Die Kritik kann sich nur auf den Punkt stellen, zu lehren, was zu thun sei wenn der Verdacht entstanden und anerkannt sei, und wie man dazu komme, die Differenz zu lösen.

Jezt können wir übersehen, wie die Aufgabe zu theilen sei und wovon man ausgehen müsse, um bestimmt und sicher verfahren zu können.

Von der Größe des Verdachtes müssen wir abstrahiren, denn dieser ist zufällig. Sollen wir nun ausgehen von der Art, wie der Fehler, der Irrthum entsteht, wovon der Verdacht ausgeht, oder wie der Verdacht entsteht? Das leztere hängt aber wie gesagt von dem ab, was außerhalb der Kritik liegt. Also müssen wir ausgehen von der Art, wie der Irrthum, Fehler, entsteht. Davon hängen die Regeln des Verfahrens ab. Da müssen wir aber ausgehen von der ursprünglichen Voraussezung, womit alle Operation der Kritik beginnt, nemlich, dem Verdacht oder der Vermuthung, daß das Vorhandene mit der ursprünglichen Thatsache nicht übereinstimmt. Theilen wir nun das Geschäft, so werden wir dem Obigen zufolge bestimmt sondern die *Vermuthungen, welche auf einen mechanischen Fehler, und die, welche auf eine dazwischen getretene freie Handlung, wodurch die Differenz zwischen der Thatsache und Relation veranlaßt oder verursacht ist, schließen lassen.* Auf die Weise entsteht eine Analogie mit der Eintheilung in die niedere und höhere Kritik.

Die Aufgabe selbst besteht nun (dort wie hier) aus zwei Momenten, dem Erkennen des Fehlers und der Wiederherstellung des Ursprünglichen. Da aber die Erklärungsgründe in jenen beiden Haupttheilen verschieden sind, so muß jenes die Haupteintheilung bleiben.

Erster Theil.

Kritik der mechanischen Fehler.

Wir fragen hier zuerst, welches ist der allgemeinste Fall, wo der Verdacht einer Differenz zwischen Relation und ursprünglicher Thatsache entsteht?

Sezen wir nun, wie oben gesagt, die Abschrift als Relation und die Urschrift als ursprüngliche Thatsache, — so ist der allgemeinste Fall oder Ausdruck des kritischen Verdachts der, daß wenn ein Saz in einer Schrift keinen geschlossenen Sinn giebt, d. h. kein wirklicher Saz ist, die bestimmte Vermuthung entsteht, daß die ursprüngliche Thatsache alterirt worden ist, denn Niemand will etwas schreiben, was nicht einen geschlossenen Sinn giebt. Dieß ist die Formel für die Fälle, wo immer auf einen mechanischen Fehler zurückgeschlossen werden muß, weil man durchaus nicht voraussezen kann, daß Jemand einen Saz unverständlich machen will, sondern nur, daß er einen andern Sinn hineinzulegen sucht. — Der Ausdruck ist auch für den Fall gültig, daß Jemand sich in der Urschrift verschreibt, wie wenn sich Jemand verspricht, und der Saz sinnlos wird.

Ein anderer Fall ist, wenn wir mehrere Relationen von derselben Thatsache haben, mehrere Abschriften von einer Urschrift. Da kann ein Verdacht entstehen ganz unabhängig davon, ob eine Stelle Sinn giebt oder nicht, wenn sie nemlich in mehreren Handschriften zwar in jeder einen Sinn hat, aber in jeder einen andern. Es giebt dann wenn wir zwei Lesearten haben zwei Möglichkeiten, es kann eine falsch sein, oder alle beide. Entsteht

so der Verdacht eben nur durch Vergleichung von mehrern Relationen, so ist auch nicht alles Absichtliche ausgeschlossen, es kann sowol freie Absicht dazwischen getreten sein, als mechanische Fehler. Da in diesem Fall der Verdachtsgrund in der Differenz der Relationen liegt, so ist die Aufgabe, zwischen den Differenzen zu entscheiden.

So haben wir also zu unterscheiden solche Aufgaben, die aus der Ansicht einer Schrift für sich, und solche, die nur aus der Vergleichung mehrerer entstehen. Die ersteren beruhen auf der allgemeinen Thatsache, daß mechanische Fehler vorkommen, die lezteren sezen voraus, daß von der Urschrift mehr Abschriften gemacht und diese verschieden sind. Diese sind dann wie verschiedene Zeugnisse zu vergleichen.

Hier treten nun wieder zwei Aufgaben und zweierlei Verfahren ein. Die eine Aufgabe ist, wenn uns die Thatsache eines Fehlers bestimmt entgegentritt, wie ist dann zu verfahren? Die andere ist, Fehler zu entdecken, die sonst nicht entdeckt sein würden. Es kann sein, daß in einer Handschrift gar nichts vorkommt, was Verdacht erregt, aber die Möglichkeit von Fehlern ist im Allgemeinen immer vorhanden, die Vielheit der Abschriften und ihre Verschiedenheit zeigt, wenn wir vergleichen, daß wirklich Fehler vorhanden sind. Wir haben also die doppelte Aufgabe, erstlich die Differenzen, Fehler zu entdecken, zweitens über die Differenzen zu entscheiden, also das Ursprüngliche zu bestimmen.

Betrachten wir nun den einfachsten Fall, wenn im Fortlesen einer Schrift der Verdacht eines Fehlers entsteht. Hier müssen wir die Aufgabe theilen ihrem Inhalte nach, dann die Auflösung, je nachdem es eine Differenz in der Verfahrungsart giebt.

Der allgemeinste Ausdruck des Verdachts ist, daß eine Stelle vorkommt, die keinen geschlossenen Sinn giebt. Hier ist wieder zweierlei möglich, der Saz giebt entweder keinen logisch oder keinen grammatisch geschlossenen Sinn. Das lezte kann statt finden ohne das erste. Es können z. B. in einem Saze Substantiv

und Adjectiv grammatisch nicht zusammenstimmen, aber die Zusammengehörigkeit beider, der logische Sinn kann dabei unzweifelhaft sein; der Fall, wenn der logische Sinn nicht geschlossen ist, ist der möglich schwerere, weil beim Fehlen des logischen Zusammenhangs eine unendliche Menge von Möglichkeiten entsteht. Nur der Zusammenhang enthält Indikationen, was gemeint sein kann. So ist also die Aufgabe unbestimmt. Ist dagegen der Saz logisch bestimmt, aber nicht grammatisch, so ist die Aufgabe einfacher, sie liegt dann rein in der Abwandlung der Formen und in den grammatischen Regeln. Steht das Substantiv richtig, so muß das Adjectiv dem gemäß gemacht werden, eben so, wenn die Conjunction gewiß ist, bestimmt sich leicht der Modus. Aber bei der Präposition und dem Casus kann man schwanken, weil mehrere Präpositionen mit verschiedenen Casus gebraucht Gleiches bedeuten können. Für die hermeneutische Operation kann es bis auf einen gewissen Punkt gleichgültig sein, ob ich die kritische Aufgabe vollkommen richtig löse oder nicht. Allein rein philologisch betrachtet in Beziehung auf die Gesammtheit der Sprache ist es nicht gleichglültig. So entsteht also die Aufgabe, aus den verschiedenen Möglichkeiten herauszufinden und zu bestimmen, was sowol der Sprache als dem Sinne gemäß ist. Um nun sicher zu sein, daß das Ursprüngliche getroffen ist, wird, da hier eben nur ein mechanischer Fehler vorgefallen ist, nothwendig, mehrere Abschriften zu vergleichen. Hier tritt der Unterschied der urkundlichen und divinatorischen Kritik hervor. Sind mehrere Abschriften vorhanden, eine aber von diesen hat den Fehler nicht, so hat diese die Präsumtion des Ursprünglichen für sich und die Aufgabe ist gelöst. Haben wir aber nur e i n e Handschrift, so ist die Entscheidung nur aus innern Gründen möglich. So kann und muß also dieselbe Aufgabe in gewissen Fällen aus inneren, in andern aus äußeren Gründen gelöst werden. Die Entscheidung aus äußeren Gründen hat natürlich den Vorzug. Aber es giebt Fälle, wo die Entscheidung aus inneren Gründen vollkommen eben so sicher ist, wenn der Sinn logisch bestimmt ist und der vorhandene grammatische

Fehler mit grammatischer Nothwendigkeit corrigirt werden kann, d. h. wenn nur eine grammatische Möglichkeit da ist.

Die Entscheidung aus äußeren Gründen kann sehr leicht eine solche sein, daß die Aufgabe für die hermeneutische Operation gelöst zu sein scheint. Allein es ist möglich, daß in andern Handschriften an derselben Stelle etwas anderes steht. Dadurch wird man in die Nothwendigkeit versezt, zwischen dem einen und andern zu entscheiden. So lange nun nicht die Urkunden in der Vollständigkeit vorliegen, daß wir sagen können, die Abschriften zusammengenommen repräsentiren die Urschrift vollständig, so daß sie ihre Fehler sich gegenseitig aufheben, ist die Entscheidung unvollkommen und immer nur provisorisch. Apodiktisch ist die Entscheidung allein, wenn die grammatische Nothwendigkeit da ist. Aber die Fälle sind erstaunlich verschieden, und das Verfahren gar nicht immer so einfach.

Wir haben in dem Obigen den Fall des grammatisch und logisch nicht Geschlossenen nur auf die allgemeine logische Form des Sazes und die allgemeinen grammatischen Regeln bezogen. Allein es können nun viel individuellere Fälle vorkommen. Es kann ein Saz für sich logisch geschlossen sein, aber man kann doch mit der größten Gewißheit behaupten, daß er einen Fehler haben müsse, weil er so wie er ist entweder nicht in den Zusammenhang paßt oder nicht für einen Saz des bestimmten und bekannten Verfassers gehalten werden kann. Eben so kann ein Saz grammatisch geschlossen und richtig erscheinen und doch ein Fehler darin stecken; in Beziehung auf die allgemeinen Sprachgeseze kann er geschlossen sein, aber nicht in Beziehung auf die besondern Sprachbedingungen, unter denen die Schrift entstanden ist. Der Verdacht geht in diesen Fällen aus von der hermeneutischen Operation, er ist gebunden an die Vollkommenheit, womit man die hermeneutische Operation zu vollziehen strebt. So entstehen dem mit seinem Schriftsteller vertrauten aufmerksamen und geübten Leser Verdachtsfälle, wie sie für andere nicht entstehen. Je mehr sich so die Aufgabe vermannigfaltigt, die Fälle

spezieller werden, desto weniger reicht das allgemeine Verfahren hin, es muß spezieller und individueller werden.

In der weiteren Erörterung der Aufgaben kommt nun zunächst das Verhältniß der beiden Methoden, der urkundlichen und divinatorischen, in Betracht, um so mehr, da man einseitig die eine wie die andere überschäzt hat.

So wie wir im Lesen auf eine Abnormität stoßen, welche einen mechanischen Fehler vermuthen läßt, und zwar auf eine grammatische Abnormität, so ist die Frage, habe ich zur Lösung der Aufgabe nöthig noch irgend etwas anderes einzusehen? Betrachtet man die Sache nur in Beziehung auf die hermeneutische Aufgabe, so hat man in solchen Fällen nicht nöthig, das Richtige erst wieder herzustellen. Nur der nothwendige Sinn wird festgestellt. In den leichteren Fällen wenigstens ist in der grammatischen Abnormität selbst, verglichen mit den Regeln, schon gegeben, was sein muß. Da ist denn kaum was geschieht eine Lösung durch die divinatorische Methode zu nennen. Denken wir uns nun aber schwierigere Fälle, wo eine logische Abnormität ist, der Sinn logisch nicht geschlossen ist, so kann sich der nothwendige Sinn aus dem Zusammenhange ergeben. Sobald ich das weiß, frage ich nun, wie kann dieser Sinn ursprünglich ausgedrückt gewesen sein? Betrachte ich den Fall lediglich in Beziehung auf die hermeneutische Aufgabe, so kann mir gleichviel sein, ob die Differenz zwischen dem Hergestellten und Ursprünglichen ein Minimum oder größer ist. Von diesem Gesichtspunkte aus kann ich sagen, das urkundliche Verfahren, das Vergleichen von andern Handschriften, ist nur in den Fällen nöthig, wo das divinatorische nicht eintreten kann, d. h. wo nicht bestimmte Aufgaben genug sind, um zu entscheiden, welches der Sinn des Schriftstellers gewesen.

Aber hätte die Kritik keine andere Beziehung, als auf die hermeneutische Aufgabe, und zwar in der Beschränkung, daß es nur darauf ankommt, den Sinn einer vorliegenden Stelle richtig aufzufassen, dann würde unser ganzes philologisches Verfahren

bald in eine ungeheure Confusion gerathen. Denn dann ist es gleichgültig, ob ich richtige oder unrichtige Abschriften habe, wenn ich nur den Sinn habe. Allein eben dieß wäre auch ganz unter dem Begriff der wahren Hermeneutik. Da kommt es doch auch auf das Verhältniß des Verfassers zur Sprache an. Um dieß aber zu erkennen, muß auch bestimmt gewußt werden, was wirklich ursprünglich gestanden hat. Da darf also nicht unentschieden gelassen werden, ob die Differenz von dem Ursprünglichen ein Minimum oder größer ist. Es bleibt sonst eine leere Stelle für das Verhältniß des Verfassers zur Sprache und je mehrere solche leere Stellen ich erhalte, desto weniger kann ich ein Bild von dem Verhältniß im Ganzen bekommen, und desto unsicherer wird das ganze Bild von der Litteratur und Sprache.

Ist nun vom philologischen Gesichtspunkt aus nichts unnöthig oder unwichtig, so stellt sich die Aufgabe so, bei der Restitution des Richtigen nach der größten Genauigkeit und Gewißheit zu streben. Dazu kommt, daß für die Kritik die Schrift auch außer der Sprache etwas für sich ist und ihr Positives hat, was wenn wir von der Schrift abstrahiren in der Rede nicht zum Vorschein kommt. So in der französischen, wo einzelne Laute, ja ganze in der Schrift erscheinende Sylben verschluckt werden. Eben so kommt im Griechischen das iota subscriptum in der Rede nicht vor. Für die Schrift aber ist dieß etwas Positives. Es wird Niemand sagen können, daß, wenn wir die ganze kritische Operation als Ergänzung eines historischen Factums ansehen, das positiv in der Schrift Gegebene gleichgültig wäre, sondern gerade die Lösung der kritischen Aufgabe fordert oft in den einfachen Fällen am meisten die Kenntniß jenes Positiven. Denn wenn ich nicht weiß, daß dieß oder jenes geschrieben worden, so fehlt mir die Leitung, aus dem, was ich als Ursprüngliches supponire, das Falsche zu erklären, was ich oft nur aus den Schriftzügen kann, zu denen diese positiven Elemente gehören. Nun ist es auch für die Geschichte der Sprache bedeutend zu wissen, wie in verschiedenen Zeiten die Schrift sich zur Sprache verhalte. Die Schrift

hat ihre eigene Geschichte. Es gehen Veränderungen in ihr vor unabhängig von den Veränderungen in der Rede. Aber jene Veränderungen sind doch wesentliche Momente in der Totalität der Sprachgeschichte. Von diesem Standpunkte aus erscheint die urkundliche Kritik in ihrem ganzen Umfange.

Stellen wir die philologische Aufgabe so, die Geschichte der Sprache und Schrift genau zu erforschen, so ist alles zu vergleichen, was von Schriften geblieben ist. Das ist aber die Aufgabe der Diplomatik, wovon die Paläographie nur ein Theil ist. Dabei ist der Inhalt der Schrift ganz gleichgültig. Jene Aufgabe besteht auch für sich. Die Auflösung der kritischen Aufgabe durch Vergleichung mehrerer Abschriften ist nur eine Anwendung davon.

Gehen wir zu unsrer kritischen Aufgabe zurück, so sind die Fälle, welche im Lesen einer alten Schrift entstehen können, sehr verschiedener Art. Die einfachsten sind die, wenn die Aufgabe durch das zu lösen ist, wodurch sie entsteht. Entsteht z. B. die Aufgabe durch einen grammatischen Fehler, so löse ich sie auch durch die Grammatik. Bezieht sich dagegen die Aufgabe auf eine Wendung, einen Ausdruck, der sonst nicht bei einem Schriftsteller vorkommt, so muß er durch eine fremdartige Analogie entstanden sein, und der einfachste Fall ist dann der, wenn sich die Aufgabe eben durch die Analogie löst. Diese aber muß ich kennen, sowol die allgemeine als die spezielle des besonderen Schriftstellers. Denkt man sich aber, daß Jemand, der in einer Abschrift Fehler gefunden, so verfahren ist, daß er das Ganze ausgedrückt hat, wie ihm der Sinn vorkam, oder wie es ihm als Minimum von Differenz erschien, so kann so viel Fremdes hereingekommen sein, daß mit Sicherheit gar keine Analogie über die Sprachweise des Schriftstellers aufgestellt werden kann. Da ergiebt sich von Neuem, daß das unmittelbare hermeneutische Bedürfniß nicht das Maaß der kritischen Operation sein kann.

Fragt man nun, wie sich das urkundliche Verfahren zu dem divinatorischen verhält, so ist jenes die eigentliche Basis der Kritik,

das divinatorische nur zum Behuf der unmittelbaren hermeneutischen Operation, wo das beurkundende nicht ausreicht. Kommt man bei einem Schriftsteller auf eine verdorbene Stelle, und man hat dann nur eine Ausgabe, so entsteht die Conjectur, also das divinatorische Verfahren. Giebt es aber einen zugänglichen kritischen Apparat, und man behandelt die Sache mit philologischem Sinne nicht bloß in Beziehung auf die verdorbene, unverständliche Stelle, so ist das urkundliche Verfahren nothwendig. Ist ein mechanischer Fehler vorauszusezen, so ist auch zu untersuchen, wie der Fehler entstanden sein kann. Dieses Verfahren geht auch wol in das divinatorische über. Man kann die verschiedenen Lesearten ansehen als die bekannten Größen zu der wahren unbekannten Größe der ursprünglichen Leseart.

Der Kanon, daß das divinatorische Verfahren nur dann zuzulassen sei, wo es an urkundlichen Mitteln fehlt, oder gar, daß, wo es nicht an diesen fehlt, man nicht befugt sei, das divinatorische Verfahren anzuwenden, und man müsse dann bei dem besten, was die Handschriften geben, bleiben, dieser Kanon gilt nicht absolut, ja er darf so gar nicht aufgestellt werden, weil dabei das hermeneutische Interesse zu kurz käme. Die wahre Abschäzung beider Methoden richtet sich nach den jedesmaligen Beziehungen. Von dem allgemeinen philologischen Gesichtspunkt ist das urkundliche Verfahren eine Aufgabe für sich. Aber es wird in diesem auch wieder ein divinatorisches geben, je nachdem sich die Aufgabe stellt. Gehen wir auf den Standpunkt zurück, wovon wir ausgingen, und constituiren uns als bloße Leser, so daß wir kein anderes Interesse haben, als mit dem Bewußtsein der Befriedigung weiter gehen zu können, so können wir die kritische Aufgabe ganz zur Seite liegen lassen. Allein dieß ist nicht der Gesichtspunkt, aus welchem sich die Kritik als Wissenschaft behandeln läßt. Haben wir einen Schriftsteller, bei dem es nur auf den Inhalt ankommt, dessen Sprachbildung kein besonderes Interesse hat, so kann man am leichtesten über die kritischen Aufgaben weggehen, sobald man das Mangelhafte auf hermeneuti-

schem Wege gebessert hat. Dagegen gewinnt bei einem Schriftsteller, dessen Sprachbildung für die ganze Sprache von Werth ist, auch das Interesse zu wissen, was er wirklich geschrieben hat. Da ist also die kritische Aufgabe zu lösen. Als bloßer Leser kann man sich mit dem divinatorischen Verfahren um so mehr begnügen, je mehr man sich mit der Sprachweise des Schriftstellers vertraut glaubt, so daß man nach sicherer Analogie entscheiden kann. Also können wir im Allgemeinen sagen, daß, nimmt man die hermeneutische Aufgabe in ihrer Unmittelbarkeit, in sehr vielen Fällen die kritische Aufgabe gar nicht entsteht; erst vom allgemeinen philologischen Standpunkte aus bekommt die kritische Aufgabe ihren wahren tieferen Sinn und ihre innere Nothwendigkeit.

Es giebt Fälle, wo im Lesen keine kritische Aufgabe zu entstehen scheint, weil wirklich ein bestimmter Sinn da ist, der auch dem Zusammenhange entspricht. Gleichwol kann es sein, daß das, was man liest, nicht wirklich vom Schriftsteller herrührt. Man hat also falsche Elemente für die Anschauung der Sprache des Schriftstellers, woraus dann Irrthümer entstehen. Hier kann die Ausscheidung nur durch die urkundliche Kritik entstehen.

Wie aber steht hier nun beides zu einander, das urkundliche und divinatorische Verfahren? Sollen wir sagen, das vergleichende, urkundliche Verfahren solle bei der Voraussezung mechanischer Fehler so lange fortgesezt werden, bis eine divinatorische Entscheidung nicht mehr vorkommen kann? Das würde voraussezen, daß die Aufgabe durch das urkundliche Verfahren vollkommen gelöst werden könne. Diese Voraussezung aber ist nicht richtig. Es werden die unmittelbarsten Aufgaben nicht durch die urkundliche Kritik gelöst, die divinatorische ist immer eine unentbehrliche Hülfe. Allein wenn wir von diesem Standpunkte ausgehen, erscheint die divinatorische Kritik eben nur als Nothbehelf

Suchen wir nun die Endpunkte des urkundlichen Verfahrens näher zu bestimmen und fangen mit denen an, wo es nich Statt findet. Haben wir z. B. ein eben erschienenes Buch, s ist vorauszusezen, alle Exemplare seien einander gleich. Es kom

men Exemplare vor, in denen nachträglich während des Druckes Druckfehler bemerkt sind. Aber im Allgemeinen, und wenn das nicht ausdrücklich bemerkt ist, sezen wir die Identität der Exemplare voraus. Findet man nun doch einen Fehler, so können wir hier das vergleichende urkundliche Verfahren nicht anstellen, weil die Handschrift des Verfassers, woraus alle gedruckten Exemplare geflossen sind, nicht zugänglich ist. Hier sind wir also bei jedem Druckfehler bloß an das divinatorische Verfahren gewiesen.

Haben wir dagegen mehrere Auflagen, nicht Ausgaben, und zwar von verschiedener Druckprocedur, so entsteht die Möglichkeit, daß die einen Fehler haben, welche die andern nicht u. s. w. Hier kann also verglichen werden. Schon bei diesem Minimum von Differenz kommt das vergleichende urkundliche Verfahren in Betracht, und nur in dem Maaße, als das divinatorische eine absolutschlagende Gewißheit giebt, kann man sich des urkundlichen enthalten.

Gehen wir jenseits des Gebrauchs der Buchdruckerei zurück, so haben wir, weil bei den Handschriften immer die Veranlassung zu mechanischen Fehlern ist, immer die Aufgabe des urkundlichen Verfahrens, sobald nicht die Aufgabe in einen weiteren Gesichtskreis tritt.

Hier entsteht aber die Frage, verhält sich alles in dieser Beziehung gleich, was aus dem Alterthum herrührt?

Stellen wir uns auf den allgemeinen philologischen Standpunkt, so kommt es darauf an, zunächst wie die Sprache in allen ihren verschiedenen Perioden ist behandelt worden. Es ist dann nothwendig die Schreibweise des Schriftstellers genau zu erforschen. Zu dem Ende aber muß man wissen, aus welcher Zeit der Verfasser ist, das Verfahren wäre sonst null. Da beschränkt sich also schon die Aufgabe. Ferner, wenn der Verfasser keinen schriftstellerischen Charakter hat, also keine Constanz im Sprachgebrauch, so kann kein Resultat herauskommen, welches für die allgemeine Aufgabe von Bedeutung wäre. Ein solcher kann eben so gut die Weise seiner Zeit repräsentiren, als regellos bald so bald so

schreiben. So kann es mehrere Produkte geben, von denen wir gestehen müssen, daß das philologische Verfahren anzuwenden eben keinen besonderen Nuzen gewähre, der dem Aufwande von Kraft und Zeit entspräche. Also beschränkt sich auch hier die Aufgabe.

Nun entsteht aber eine Nebenaufgabe. Das Abschreiben ist eine mechanische Operation, die bald auf diese bald auf jene Weise kann getrieben werden. Die Buchstabenschrift hat zu verschiedenen Zeiten ihre verschiedenen Gestaltungen, welche auch verschiedene mechanische Irrungen hervorbringen kann. Ist die Differenz der Zeit zwischen der Urschrift und Abschrift bekannt, und giebt es in dieser Zwischenzeit verschiedene Gestaltungen der Schrift, so ist möglich, daß jede Irrung ihre eigene Geschichte hat. Es können Irrungen aus ganz verschiedenen Zeiten herstammen. Um dieß zu wissen, werden paläographische Kenntnisse und Studien erfordert.

Es giebt Schriftzeichen, die mit der grammatischen Position der Wörter zusammenhängen, die aber in verschiedenen Zeiten verschieden sind. Sobald nun eine Abschrift mehr dem Charakter ihrer Zeit, als dem der Urschrift folgt, entstehen ganz neue und zusammengeseztere Irrungen. Hier finden wir also die unmittelbar philologische Aufgabe, die Geschichte der Sprache und Schrift in ihren verschiedenen Existenzialverhältnissen zu erforschen. Die Vergleichung der Urkunden hat zugleich wieder den Zweck, jene geschichtlichen Momente festzustellen, weil wir sie eben nur in diesen Überbleibseln haben, wozu die Schriftsteller, die darüber geschrieben haben, nur Complemente sind. Da kann ein Schriftsteller, der an und für sich wenig Bedeutung hat und in schriftstellerischer Hinsicht keine Mühe belohnt, doch in paläographischer Hinsicht von großem Werthe sein. So entstehen Gesichtspunkte und Werthe, die man von dem einfachen hermeneutischen Standpunkte aus gar nicht findet. Das paläographische Studium für sich ist ein rein historisches, man kann es eigentlich nicht mehr zur Kritik rechnen. Aber es kann ohne Kritik nicht bestehen,

weil zu beurtheilen ist, ob eine vorkommende Form zu einer gewissen Zeit wirklich übliche Form gewesen oder ein Fehler des Abschreibers ist.

Fragen wir nun, kann man sich in der Lösung der kritischen Aufgabe unter allen Umständen immer dasselbe Ziel sezen?

Vom allgemeinen philologischen Standpunkte aus haben wir, wie gesagt, immer das Interesse, zu fragen, wie der Schriftsteller ursprünglich geschrieben habe. Können wir dieß in allen Fällen ausmitteln?

Wir unterscheiden die divinatorische und urkundliche Methode. Weiß man genau, wie zur Zeit des Schriftstellers geschrieben ist, und kann man seinen Sprachgebrauch sicher bestimmen, so kann man sich mit der divinatorischen Kritik jenes Ziel sezen, zu bestimmen, wie der Verfasser ursprünglich geschrieben habe. Aber wie viel gehört dazu, um jene Voraussezungen mit Sicherheit zu machen! Was die urkundliche Methode betrifft, so giebt es allerdings oft Fälle, wo sie sich jenes Ziel nicht sezen kann. Nemlich die Fälle, wo wie bei Homer zweifelhaft ist, ob es jemals eine Urschrift gegeben, oder wo die Zeitdifferenz zwischen der Urschrift und den ältesten Abschriften, die wir haben, bedeutend groß ist, so daß eine Menge von Zwischenpunkten fehlen, wo unbekannte Quellen von Fehlern liegen können, und kein Übergang zur Urschrift in Beziehung auf mechanische Fehler zu entdecken ist, — in solchen Fällen ist jene Aufgabe durchaus nicht mehr zu lösen, und man muß sich, wie z. B. bei den Homerischen Werken, begnügen, auf die Schreibweise der Alexandrinischen Grammatiker zurückzugehen. Hier sind also die verschiedenen Interessen zu sondern, das hermeneutische und das allgemein philologische. Das leztere kann sich eine Grenze sezen, womit sich die hermeneutische Aufgabe nicht begnügen kann. Darnach ist denn das Verfahren nothwendig verschieden.

Haben wir von einem alten Schriftsteller einen gedruckten Text vor uns, so ist die Frage natürlich, wie dieser entstanden sei? Es sind verschiedene Verfahrungsweisen denkbar. Weiß ich

nicht, wie und nach welchen Regeln und Gesichtspunkten der Herausgeber mit dem Texte verfahren ist, so kann ich auch seinen Text nicht richtig behandeln. Wir müssen, um jenes zu erfahren, die verschiedenen Fälle construiren, aber die Construction der verschiedenen Fälle führt auf verschiedene Verfahrungsweisen und deren Regeln zurück. Diese sind dann in Beziehung auf ihre Zweckmäßigkeit zu vergleichen. Diese Frage aber ist ohne die Vergleichung zwischen dem Falle, wo ich einen gedruckten Text, und dem Falle, wo ich eine einzelne Handschrift habe, nicht zu beantworten. Ist nun zwischen diesen beiden Fällen immer ein Unterschied? Oder giebt es auch Fälle, wo der Unterschied verschwindet? Das leztere kann statt finden, wenn ein Schriftsteller aus einer einzelnen Handschrift abgedruckt ist und mit möglichster Genauigkeit. Die Differenz aber verschwindet nur dann völlig, wenn die Zeichen des Drucks sich ganz an die Zeichen der Handschrift halten. Da ist als hätten wir eben nur eine einzelne Handschrift.

Sezen wir die verschiedenen Fälle eines gedruckten Textes selbst, und zwar zuerst den einfachsten, daß ich weiß, das gedruckte Exemplar stellt eine bestimmte Handschrift des Werkes dar. In diesem Falle ist mir die ganze kritische Aufgabe überlassen, weil ich alle Ursache habe vorauszusezen, daß in diesem Exemplare mechanische Irrungen sind.

Ein zweiter Fall ist der, daß das gedruckte Exemplar durch eine Beurtheilung entstanden ist, deren Principien ich nicht kenne. Da bin ich noch schlimmer daran. Denn ich weiß nicht einmal, was einen urkundlichen Grund hat, und was nur auf einer mir nicht bekannten Einwirkung beruht. Es kann z. B. sein, daß der Herausgeber ein Paar Handschriften vor sich gehabt und aus jeder nahm, was ihm darin befriedigender schien als in der andern. Er hat auch wol die divinatorische Methode angewendet, wenn ihm etwas dem Sinn und den Verhältnissen des Buches angemessener oder nothwendig schien. Ist nun hier Urkundliches und Nichturkundliches, u. s. w. untereinander und so, daß sich die Verhältnisse nicht unterscheiden lassen, so ist dieß die schwierigste

Aufgabe der Kritik. Solche so gemachte Ausgaben sind kritisch ganz unbrauchbar und nur dazu brauchbar, um sich des Inhalts des Buches im Großen und Groben zu versichern; an genaue, sichere Kenntniß des Einzelnen ist da gar nicht zu denken. Ist nun gar der Inhalt eines so edirten Werkes zugleich Gegenstand des Streites, so ist der Verdacht unabweisbar, daß der Herausgeber, zumal wenn er an dem Streit Theil nimmt, manches für falsch gehalten, was richtig, und manches fremdartige hineingebracht. Unter solchen Umständen sind solche Ausgaben gänzlich zu perhorresciren.

Ein dritter Fall ist, daß wir ein gedrucktes Exemplar haben, wobei wir wissen, daß der Herausgeber keine willkührliche Änderungen gemacht. Der Herausgeber hat aus älteren Handschriften geschöpft und aus diesen Quellen nach seiner Überzeugung immer das Beste genommen. Allein er hat die Quellen, woraus er genommen, nicht angegeben, und uns nicht in den Stand gesezt, jedes Einzelne auf seine bestimmte Quelle zurückzuführen. In diesem Falle wissen wir zwar, daß nichts im Text steht, was nicht schon einmal vorhanden war, nichts, was nicht urkundlich wäre, allein auch eine solche Ausgabe ist für das philologische Interesse, wie für die einfache hermeneutische Operation, immer unzureichend. Sie gewährt für die genaue Kenntniß der ursprüglichen Schreibweise keine Sicherheit, auch können, wenn aus verschiedenen Abschriften der Text zusammengestellt ist, verschiedene Arten der Zusammenstellung gedacht werden, die einen verschiedenen Sinn geben, wenigstens was die Stärke oder Schwäche des Ausdruckes betrifft. Wir sind dann in dem Falle, den Verfasser und den bloßen Leser, der die Zusammenstellungen gemacht hat, nicht gehörig unterscheiden zu können.

Wenn also schon verschiedene Gestalten desselben Buches existiren, die wenn auch nur in Kleinigkeiten abweichend sind, so ist ein vollständiger philologischer Gebrauch nur möglich unter der Bedingung eines kritischen Apparats. Dieser muß zweierlei enthalten, einmal die Genesis der aufgenommenen Leseart, sodann

die Gesammtheit aller kritischen Differenzen. Das erstere reicht nicht aus. Denn, um das kritische Urtheil des Herausgebers prüfen und seine Operation nachconstruiren zu können, muß ich alles das, was er vor sich hatte, auch vor mir haben. Nun läßt sich dieß aber offenbar nur bei einer gewissen Beschränktheit der vorhandenen Hülfsmittel leisten, wenn es sich um Vergleichung von drei oder vier Handschriften handelt. Wir können bei einer besonders bedeutenden Stelle die Darstellung wol erweitern, aber beschränkt muß doch der Apparat sein, wenn er brauchbar sein soll. Die Verkürzung des Materials ist z. B. in dem Falle ganz in der Ordnung, wenn alle Handschriften bis auf zwei übereinstimmen. Da braucht eben nur diese Differenz angegeben zu sein, von den andern folgt dann, daß sie mit dem Texte Gleiches haben. Denken wir aber den Fall einer großen Menge von Handschriften, und unter ihnen eine große Mannigfaltigkeit der kritischen Differenz, wollte man da alle diese Differenzen zusammenstellen, so würde der Apparat eine ungeheure Masse werden. Müßte man dann für jeden einzelnen Fall die ganze Masse durcharbeiten, so würde die Aufgabe in jeder Beziehung eine unendliche werden. In diesem Falle ist die Vollständigkeit des Apparats nicht zu erreichen und auch nicht heilsam. Was soll dann aber geschehen, um die möglichste Sicherheit hervorzubringen und die Leser in den Stand zu sezen, sich aus allem Vorhandenen ein Urtheil zu bilden? Es ist dann nöthig, daß sich der Herausgeber erst mit dem Leser über gewisse Hauptpunkte verständigt, nemlich über die Gründe, warum er auf diese oder jene Handschriften keine Rücksichten nimmt, andere dagegen besonders hochschäzt. Es giebt offenbar verschiedene Principien und verschiedene Gesichtspunkte bei der Anlegung eines kritischen Apparats. Sezen wir den Fall, daß eine Schrift in einer Controverse liegt. Sagt nun der Herausgeber, er schließe solche Handschriften aus und nehme in streitigen Fällen auf sie gar keine Rücksicht, eben weil sie mit in der Controverse gesteckt, und deßhalb Gefahr sei, daß in ihnen der Sinn des Schriftstellers alterirt worden, so werden

einige Leser zufrieden sein, andere nicht. Diese können sagen, jene Ausschließung sei ganz recht da, wo die Differenzen mit der Controverse zusammenhängen, wo aber dieß nicht statt finde, da seien auch solche Handschriften nüzlich. Eben so ist es, wenn der Herausgeber alle späteren Handschriften, eben weil sie spätere sind, ausschließt. Einige werden zufrieden damit sein, weil die späteren Handschriften allerdings an sich einen irrigeren Text vermuthen lassen, zumal wenn die benuzten Handschriften schon ein bedeutendes Material enthalten und bedeutende Differenzen. Andern aber kann dieß Verfahren gleichsam zu durchgeschnitten erscheinen, die jüngeren Handschriften können unmittelbar aus einer sehr alten Quelle herrühren, und so wäre ein wesentliches Hülfsmittel abgeschnitten. Je mehr Ursache nun zu einem solchen Verdacht ist, desto weniger ist solch eine allgemeine Regel des Verfahrens zu loben. Muß nun aber doch der Apparat, um nicht unübersehbar zu werden, beschränkt werden, so läßt sich der glückliche Fall denken, daß verschiedenen Apparaten verschiedene Maximen zum Grunde liegen. Da ergänzt dann einer den andern, und so kann der Leser dadurch in den Stand gesezt werden, als hätte er den ganzen Apparat vor sich. Allein es kommt dann auch wieder alles darauf an, zu wissen, ob und wie weit ich mit den Maximen des Herausgebers übereinstimme. Dazu gehört aber, daß ich als kritischer Leser selbst ein Urtheil habe über das richtige Verfahren des Herausgebers. So werde ich die verschiedenen Herausgeber nach ihren verschiedenen Gesichtspunkten richtig beurtheilen und gebrauchen.

Es ist fast unvermeidlich, daß man bestochen wird durch das, was man vor Augen hat. Haben wir einen alten Schriftsteller vor uns, der schon interpungirt ist, so wissen wir, die Interpunktion rührt nicht von dem Schriftsteller selbst her; wir wissen aber, daß die Interpunktion auf die Art und Weise, den Sinn zu fassen, von Einfluß ist. Die gemachte Interpunktion von vorn herein zu vernichten, und sich auf den ursprünglichen Standpunkt zu stellen, werden nur Wenige im Stande sein.

So wird man in der Regel durch die vorhandene Interpunktion befangen, hält sie für richtig, und nur wenn man auf Schwierigkeiten stößt und auf die Möglichkeit eines andern Sinnes bei veränderter Interpunktion wird man bedenklich. Allein man ist schon im Zuge dessen, was einem früher eingeleuchtet hat, alles andere ist im Nachtheil der Opposition. Wollten wir deßwegen verlangen, daß die alten Schriftsteller ohne alle Interpunktion gedruckt werden sollten, so wäre dieß zu sehr wider alle Gewohnheit und würde für die meisten Leser neue Schwierigkeiten haben. Richtiger wäre es freilich an sich, aber es ist unthunlich. Auf jeden Fall aber ist bei interpungirtem Text alle Vorsicht anzuwenden.

Eben so kann der Leser leicht durch den vorliegenden Text bestochen werden. Dieser nimmt von einem früher Besitz, als man die abweichenden Lesearten vergleicht. Daher ist es gut, wenn der Herausgeber die Maximen, die er bei der Constitution des Textes befolgt hat, gleich von vorn herein bestimmt. Je bestimmter sie ausgesprochen sind, desto leichter kann man sich orientiren. Es ist ein bedeutender Unterschied, ob der Text aus lauter Urkundlichem besteht, oder ob auch Resultate der divinatorischen Kritik darin sind, ob der Text aus gleichartigem oder ungleichartigem Urkundlichen besteht. Doch kommt es dabei eben auf die Bestimmung des Werkes an. Denkt man sich die Ausgabe eines Classikers ohne alle philologische Tendenz zu anderweitigem Gebrauch gemacht, etwa bloß für den ästhetischen Genuß der Liebhaber, so kann der Herausgeber selbst seine Emendationen mit aufnehmen. So liegt auch den Ausgaben zum Schulgebrauch die eigentlich kritische Aufgabe fern; der kritische Apparat würde nur aufhalten. Aber zu streng philologischem Gebrauch ist nothwendig, daß der Herausgeber den vollständigen kritischen Apparat vorlege, so daß Urtheil und Urkundliches unterschieden werden könne. Diese Unterscheidung ist nothwendig, wiewol nicht immer rein durchzuführen.

Wie weit geht nun aber die Obliegenheit des kritischen Lesers,

also eines solchen, der über die unmittelbare hermeneutische Aufgabe hinausgeht? Er hat vor allem nach dem Verhältniß des Herausgebers zur Thatsache, der ursprünglichen, und nach dem bestimmten Zwecke der Ausgabe zu fragen, und diesen zu beurtheilen, ob er ein solcher sei, bei dem man stehen bleiben könne?

Die Fälle sind verschieden. Ist das ursprüngliche Verhältniß dieses, daß die Schrift vom Anfang an zur Öffentlichkeit und Vervielfältigung bestimmt war, so fragt sich, ist diese von Anfang an geschehen oder später? Wenn später, so entsteht die Frage, in welchem Zustande die Urschrift war, als die Vervielfältigung anging, und auf welche Weise dieselbe betrieben worden?

Denken wir uns eine Sammlung z. B. von Briefen einer geschichtlichen Person. Es ist nicht bestimmt vorauszusezen, daß die Briefe von Anfang an und absichtlich öffentlich gewesen. Wir müssen also annehmen, daß die Öffentlichkeit erst mit der Sammlung angefangen. Hat nun der Sammler nicht erweislich lauter Urschriften gehabt, sondern Abschriften, so ist im lezteren Falle der kritische Charakter wol nicht immer derselbe. Er kann von einigen Stücken treuere bessere Abschriften bekommen haben, als von andern. Da fragt sich denn, läßt sich die ursprüngliche Handschrift des Schriftstellers herstellen, ob und wie weit und unter welchen Bedingungen?

Haben wir einen reichen Schriftsteller und andere Werke von ihm, die ziemlich genau überliefert sind, so daß wir im Stande sind, eben aus diesen genaueren Quellen seine Sprachbehandlung sicher kennen zu lernen, so wäre es auf die Weise vielleicht möglich, aber nur auf dem Wege der divinatorischen Kritik, die Urschrift mit einiger Sicherheit herzustellen, doch auch nur da, wo bestimmte Indikationen der Unrichtigkeit des Vorhandenen vorhanden sind, sei es durch Mannigfaltigkeit der Abschriften oder durch den Sinn. Da werden indeß manche über Vieles weglesen ohne Verdacht. Was ist in solchen Fällen für ein Ziel zu stecken? Wir werden uns, anstatt an den Verfasser, an den Zeitpunkt der Sammlung und Publikation halten müssen.

Bringt man es dahin, festzustellen, was damals gelesen ist, so ist das alles, was sich erreichen läßt. Nicht daß nicht hie und da das divinatorische Verfahren eine Menge von Irrungen beseitigen könnte, aber Gleichmäßigkeit läßt sich nicht mehr erreichen.

Es kann Fälle geben, wo man bei einem niedrigeren Ziele stehen bleiben muß. Nemlich die Vervielfältigung einer Schrift kann auf verschiedene Weise betrieben werden. Geschieht dieß von dem Einen aus Verlangen, ein solches Werk zu besizen, von Andern zu andern Zwecken, so kann gleichzeitig eine große Mannigfaltigkeit von Abschriften entstehen. Wird die Vervielfältigung in einem bestimmten Zeitpunkte auf bestimmte Weise als bestimmtes Geschäft betrieben, dann ist größere Sicherheit. Es lassen sich dann, wenn die Copien auf dieselbe Weise gemacht sind, bestimmte Regeln aufstellen. In der Regel ist das Frühere dieß, daß Einzelne an den Produktionen eines Schriftstellers ein gewisses Interesse haben, und erst dann, wenn dieß Interesse sich allgemein verbreitet, wird die Vervielfältigung gleichmäßiger, systematischer, oder auf geschäftlichem Wege betrieben. Hat aber ein Schriftsteller gleich für das Publicum geschrieben, so ist sein Werk auch gleich auf geschäftlichem Wege vervielfältigt. In diesem Falle kann man auch viel eher auf Herstellung der ursprünglichen Handschriften ausgehen, im entgegengesezten Falle wird man das nicht können.

Man kann sich daher die Aufgabe auf zweifache Weise stellen. Erstlich, ein Herausgeber kann sich vornehmen, Gleichmäßiges zu liefern in allen Theilen, zweitens, mit Aufopferung des Gleichmäßigen das Beste und Sicherste in jedem einzelnen Falle zu geben. Für den Leser sind beide Arten gleich gut, sie ergänzen einander. Aber das muß von einem jeden Herausgeber gefordert werden, daß er den Leser von der Tendenz und den Grundsäzen seines Verfahrens in Kenntniß seze.

Wenden wir das Bisherige auf das N. T. an, so haben wir hier zunächst das Verhältniß des Lesers zu dem Herausgeber zu betrachten.

Als Theologen können und dürfen wir bei der einfachen hermeneutischen Aufgabe nicht stehen bleiben. Das N. T. bildet ein besonderes Sprachgebiet und jedes ein in seiner Art einziges. Wir haben zwar rückwärtsliegend die Apokryphen und die Septuaginta, und vorwärtsliegend das patristische Griechische, aber beides ist bei aller Verwandtschaft doch wieder verschieden. Für den Zusammenhang der hermeneutischen Operation haben wir uns so viel als möglich Analogien zu verschaffen, aber aus dem N. T. selbst, und so müssen wir so viel als möglich alles Einzelne genau bestimmen und den Ausdruck überall wo möglich auf den ursprünglichen der Verfasser zurückführen. Unterlassen wir dieß, so thun wir uns selbst Schaden, denn es entstehen dann Lücken in der Analogie. Der nicht theologische Leser mag bei der einfachen hermeneutischen Aufgabe stehen bleiben. Dem Theologen liegt die genaueste Kenntniß des neutestam. Sprachgebrauchs ob, und in Beziehung hierauf machen sogenannte Kleinigkeiten keinen Unterschied. Wir sind also auf das ganze vollständige kritische Verfahren angewiesen.

Wie stehen wir nun damit zu dem Herausgeber? Was hat er zu leisten und was wir zu thun?

Wir müssen auf die erste Herausgabe des N. T. zurückgehen, d. h. auf den ersten Anfang des N. T. in seinem gegenwärtigen Zustande als gedrucktes Buch.

Es gab, ehe es gedruckt wurde, eine große Menge von Handschriften aus verschiedenen Zeiten in verschiedenen Gegenden gefunden und in verschiedenen Gegenden geschrieben. Wie fing man nun von diesem Zustande aus den Druck des N. T. an? Man hatte einige Handschriften vor sich und machte aus diesen einen gedruckten Text, ohne gerade bestimmt e i n e r Handschrift zu folgen, und ohne sich von dem Verfahren bestimmte Rechenschaft zu geben. So entstanden verschiedene gedruckte Texte. Späterhin fixirte sich e i n e Gestalt, die aber nichts weniger als nach bestimmten Principien gemacht ist, sondern aufs Gerathewol. Dieser Text, die sogenannte recepta, beruht nicht auf Urkundli-

chem, es giebt keine Handschrift, der er entspräche. Er ist aus gedruckten Ausgaben und einzelnen kritischen Versuchen, die sich aber auf gedruckte Ausgaben beziehen, entstanden. Behandeln wir die Sache nun rein vom philologischen Standpunkte und erkennen die Thatsache der Verschiedenheit der Handschriften, so entsteht die Aufgabe, die Handschriften zu vergleichen. Diese Aufgabe aber kann von Einzelnen bei ganz systematischem Verfahren nicht gelöst werden. Es hätten sich mehrere Männer vereinigen müssen mit Beschränkung auf bestimmte Principien. Um diese Principien richtig aufstellen zu können, dazu bedurfte es der Kenntniß der Handschriften, da es nun hieran fehlte, so wurde das Verfahren natürlich desultorisch und fragmentarisch.

Seitdem hat man nun vielerlei verschiedene Ausgaben des N. T. gemacht. Einige haben mehrere Handschriften verglichen und die Resultate ihrer Vergleichung als kritischen Apparat ihrer Ausgaben beigefügt, den Text aber gelassen, wie er eben war. Da nun damals die recepta schon vorhanden war, so befinden wir uns bei solchen Ausgaben in dem ungünstigsten Falle. Urtheil und Urkundliches ist darin gemischt, auch fehlt die Angabe der Verfahrungsweise, das Auge besticht uns durch das Vorliegende, und endlich haben wir auch keine hinreichende Nachricht von dem Zustande des Materials. Da entsteht für uns eine, wenn vollständig, dann fast nicht zu lösende Aufgabe, ja bei der Lage der Sache wäre es kaum der Mühe werth, sie zu lösen. Sollten alle Handschriften auf systematische Weise aufs genaueste verglichen werden, so daß der kritische Apparat auf das vollständigste dargestellt würde und alle Bestechungen wegfielen, so könnte das nur so geschehen, daß das N. T. Wort für Wort vorgenommen und bei jedem die Verschiedenheit der Lesart daneben gestellt würde. Da aber die recepta verworfen werden muß und keine kritische Ausgabe vorhanden ist, bei der jene Bestechungen ganz wegfallen, so könnte man nur den Text *einer* Handschrift zum Grunde legen, und dann den kritischen Apparat anknüpfen. Denn bei einer Handschrift seze ich die Möglichkeit der Irrungen immer

voraus, bei einem durchgearbeiteten Texte nicht so, und bin hier also bestochen. Also man muß den Text **einer** Handschrift zum Grunde legen und die Abweichungen mit Bezeichnung des Ortes, woher sie genommen sind, als kritischen Apparat hinzufügen. — Um die kritische Aufgabe richtig zu lösen, müssen bessere Ausgaben gegeben werden, in denen der Text ganz von neuem revidirt worden ist.

Ferner ist zu bemerken, daß alle absichtlichen Vergleichungen verschiedener Handschriften, wie sie in den kritischen Apparat eingegangen sind, gar nicht für vollständig angesehen werden können. Gerade bei der Eigenthümlichkeit des N. T. ist eine Ungleichförmigkeit entstanden, die sonst nicht leicht auf einem andern Gebiete vorkommen kann. Wie viele Stellen sind nicht bloß hermeneutisch, sondern auch dogmatisch streitig! So ist's gekommen, daß man oft nur solche Stellen verglichen hat, die dogmatisches Interesse haben. Auf die Weise entsteht eine unvollständige Vergleichung und Vorstellung von der Beschaffenheit der Handschriften.

Allerdings haben wir bei dem N. T. den Vortheil, daß einzelne Handschriften ganz als Facsimile abgedruckt sind. Allein diese Abdrücke sind nicht Allen zugänglich und sehr kostbar. Schon ihres großen Volumens wegen eignen sie sich nicht zum täglichen Gebrauch und bei dem eigentlichen Lesen hat man sie nicht zur Hand.

Betrachten wir die bisher am meisten gebrauchten Handausgaben des N. T., so hat in einigen der Herausgeber sein Urtheil vom Texte ganz gesondert. So in der Wetsteinschen Ausgabe. **Wetstein** hat, was ihm an dem hergebrachten Text fehlerhaft dünkte und was er für Besseres hielt, besonders bezeichnet. Noch weiter ging **Griesbach**, der was er Besseres aufgenommen hat, durch die Schrift unterschieden und das Alte in den inneren Rand gestellt hat. Hier fällt die Bestechung des Auges allerdings bis auf einen gewissen Punkt weg, aber doch nur zu Gunsten des alten Textes, dem gar keine Auctorität zum Grunde liegt. Ja selbst bei Griesbach geht die Superstition in Beziehung auf den gemeinen Text

selbst in den kritischen Apparat hinein, der darin als der sich von selbst verstehende angesehen wird. Daraus erklärt sich, daß der kritische Apparat unvollständig ist, weil nicht angeführt ist, welche Auctoritäten den gemeinen Text beschüzen. Nur die Auctoritäten für die Abweichungen sind angegeben, aber auch nicht alle, wie denn eine solche Vollständigkeit auch nicht möglich wäre. So ist der gemeine Text immer mächtiger geworden; indem er den kritischen Bemühungen zum Grunde liegt, bestimmt er die Art und Weise, wie dieselben hervortreten.

Unter diesen Verhältnissen entsteht die Frage, was möglicher Weise für den neutestam. Text geleistet werden kann? Gehen wir zurück auf das, was bisher über die verschiedenen Verhältnisse, wenn eine Urschrift da ist und wenn nicht, beiläufig gesagt worden ist, so müssen wir in Beziehung auf das N. T. sagen, es habe von demselben als Ganzem nie Urschriften gegeben, sondern es sei nur ein Aggregat sehr verschieden gestalteter Abschriften gewesen. Unter der Urschrift des ganzen N. T. könnte man nur verstehen das zuerst geschriebene Exemplar eines so zusammengestellten N. T. Was die einzelnen Bücher der Sammlung betrifft, so waren die Evangelien wol als eigene Schriften ihrer Verfasser vorhanden, wenigstens Matthäus, Markus und Johannes. Mit Lukas ist es eine eigene Sache. Die Apostelgeschichte, als zweiter Theil des Evangeliums, sollte ursprünglich mit diesem ein Ganzes bilden. Aber noch vor der Zusammenstellung des gesammten N. T. wurden die vier Evangelien zusammengeschrieben, so daß also das erste Buch des Lukas von dem zweiten getrennt war. Welches die Ursache dieser Getrenntheit der beiden Bücher war, läßt sich eher vermuthen, als beweisen. Gewiß aber ist, daß es lange, ehe das N. T. als Sammlung entstand, Abschriften dieser Bücher gab. Nehmen wir die didaktischen Schriften, so ist die Sammlung der Paulinischen Briefe, die Pastoralbriefe ausgenommen, die älteste. Diese waren eher zusammengestellt, als an ein ganzes N. T. zu denken war. Fragen wir, wann diese Zusammenstellung zuerst gemacht wurde, so kön=

nen wir nur sagen, wahrscheinlich geraume Zeit nach dem Tode des Apostels. Nähere Bestimmung ist unmöglich. Sehr zu bezweifeln ist, daß damals noch die Urschriften vorhanden gewesen, obschon die Briefe des Apostels von den Gemeinden sehr hochgehalten wurden, wie denn auch zu bezweifeln ist, ob die Sammlung der Paul. Briefe aus Abschriften von Urschriften bestand. — Ist nun unter solchen Umständen auch nur möglich, den ursprünglichen Text herzustellen? Es fehlt der Rückweg dazu. Man kann wol im Allgemeinen sagen, daß es möglich sei, aber nie die Möglichkeit als solche bestimmt wissen. So kann man sich jenes auch nicht zum Ziel sezen. Die Thatsache vorausgesezt, daß die Handschriften des N. T. eine so große Masse von Abweichungen darbieten, kann man irgend eine Zeit nachweisen, wo diese Abweichungen nicht gewesen? Man kann vielleicht auf den Zustand zurückgehen, wo man sie übersehen konnte, nicht auf den, wo sie noch nicht waren. Schon die ältesten kirchlichen Schriftsteller, die das N. T. philologisch behandelt haben, z. B. Origenes, führen eine Menge von Abweichungen an. Da aber diese Anführungen nur gelegentlich sind, so haben wir daran keinen sicheren Maaßstab für die Masse der vorhandenen Abweichungen. Das Wahrscheinlichste ist, daß mehr vorhanden waren, als angeführt werden. Alle unsere Handschriften sind jünger, als jene Anführungen. So ist es unmöglich auf einen Zeitpunkt zurückzugehen, wo die Abweichungen sich noch in bestimmte Grenzen einschließen lassen.

Bei dieser Lage der Dinge ist zweierlei möglich. Der kritische Herausgeber kann entweder etwas Gleichmäßiges leisten wollen, dann aber muß er sich in solche bestimmte Grenzen zurückziehen. Dieß hat Lachmann am besten getroffen. Oder der Herausgeber kann sich vornehmen, das Älteste, was mit Sicherheit aufzufinden ist, zu geben. Aber in diesem Falle würde immer Ungleichmäßiges und auch Unbestimmbares herauskommen, weil man das Zeitalter unserer Handschriften nicht genau kennt, und selbst, wenn wir das Alter der Handschriften genau kennten,

doch damit über das Alter und die Trefflichkeit ihres Textes noch keine sichere Auskunft haben.

Fragen wir nun, wonach in Beziehung auf jene zweifache Art der kritischen Herausgabe der kritische Leser zu streben hat, vorausgesezt, daß das Zurückgehen auf die Urschrift unmöglich ist?

Abstrahiren wir von dem theologischen Interesse, so bekommt das N. T. rein als philologische Thatsache jener Zeit betrachtet einen sehr untergeordneten Werth. Sofern aber das N. T. dasjenige Buch ist, worauf immer zurückzugehen ist, wenn es darauf ankommt, Vorstellungen über christliche Gegenstände als ursprünglich christlich darzustellen, so ist das theologische Interesse so viel als möglich auszumitteln, ob das, was der Eine oder Andere anführt, ein wirklicher Gedanke des N. T. ist. Wie nun, wenn wir bis auf die Urschrift nicht zurückgehen können? Halten wir uns mit unserem Interesse in der gegenwärtigen Zeit an der Periode der Protestantischen Kritik, so müssen wir sagen, die Vorstellungen, die sich theils früher, theils in der Zeit der Protestantischen Kirche gebildet haben, kommen in dieser Bestimmtheit im N. T. nicht vor, sondern können nur auf indirectem Wege angeführt werden. Alle Fälle dieser Art, wo bestimmte dogmatische Interessen auf Stellen im N. T. zurückgehen, sind so beschaffen, daß die Vorstellungen immer neuer als des N. T. sind. Kann ich nun auch nicht auf die Urschriften selbst zurückgehen, aber doch auf eine Zeit, die älter ist, als jene Vorstellungen, so genügt dieß vollkommen, wenn damals, ehe die streitigen Vorstellungen entstanden, das N. T. nur dieses enthielt, was wir haben, und nichts anderes. Weiter können wir nicht kommen, aber für unsern Zweck ist's genug. Denn wir sind auf einen Punkt gekommen, wo was im N. T. steht auf ziemlich gleiche Weise in der Kirche bestand. Die Vorstellungen, die sich aus ihm bekämpfen und vertheidigen, sind später entstanden. Der Zeitraum zwischen dem Texte und der Urschrift ist ein leerer Raum, der auf die Streitigkeiten keinen Einfluß hat, und so können wir uns in dieser Beziehung damit begnügen. Giebt es ein Älteres,

was einen bedeutenden Einfluß haben kann, so ist dieß in jedem einzelnen Falle eine höchst wichtige und bedeutende Untersuchung, die eben auf die Constituirung des Textes keinen Einfluß hat. So hat der Socinianer Crell zu beweisen gesucht, *θεοῦ ἦν ὁ λόγος* sei die ursprüngliche Leseart. Giebt man dieser Stelle dogmatische Wichtigkeit, so ist es eine wichtige Frage, ob die Leseart echt ist oder nicht. Aber indem Crell dieß zu beweisen sucht aus der Art wie die Stelle gebraucht wird und aus den Vorstellungen die in den Schriften der ältesten Kirchenlehrer enthalten sind, so liegt der ganze Streit jenseits der Constituirung des Textes. Es ist dieß nur ein Ausnahmsfall, wo anderweitige Data auf Anderes schließen lassen, als die Abschriften geben. Ließe es sich auch durchaus beweisen, so dürfte man es doch wol nicht in den Text aufnehmen, weil es ein anderes constituirtes Element wäre, als der übrige Text, eine Conjectur. Überhaupt aber sind unter den eigentlichen Varianten nur wenige, welche ein bedeutendes dogmatisches Interesse haben.

Wenn wir nun aber von dem philologischen Interesse ausgehen, und uns so auf den unmittelbar kritischen Standpunkt stellen, so daß es uns vorzugsweise darauf ankommt, den Sprachgebrauch der einzelnen neutestam. Schriftsteller festzustellen, so können wir nur zurückgehen wollen auf das was mit Sicherheit zu bestimmen ist. Vergeblich werden wir versuchen, uns auf den Standpunkt der ursprünglichen Leser der einzelnen Schriften zu versezen, und eben so vergeblich, den Standpunkt der ersten Leser der Sammlung zu erreichen. Die Differenzen sind älter, als die Sammlung. Nur annäherungsweise können wir auf eine Zeit zurückgehen, worüber wir schon kritische Angaben und Urkunden genug aufzuweisen haben. Aber wenn wir dann darnach fragen, was zu einer bestimmten Zeit die verbreitetste Gestalt des N. T. war, so werden wir doch nie rein Gleichmäßiges finden, sondern immer Verschiedenes neben einander.

In Beziehung nun auf die zweifache Art der kritischen Ausgabe des N. T., entweder einen gleichförmigen Text von einer

bestimmten Zeit, oder den ältesten, der sich aus dem Vorhandenen ausmitteln läßt, darzustellen, fragen wir, was ist in dem einen und andern Falle die Befugniß des Lesers?

Wir unterscheiden in der Aufgabe des Lesers einmal die einfache hermeneutische Operation, dann die rein philologische in Beziehung auf die gesammte neutestam. Sprache. Hier ist nun zweierlei möglich. Einmal ist in vielen Fällen aus dem gegebenen Apparat zu wählen, sofern uns der Herausgeber nur diese Freiheit gelassen hat. Dann aber ist auch möglich, darüber hinauszugehen und sich der divinatorischen Kritik zu bedienen.

Denken wir uns einen Text, der in eine bestimmte Zeit des kirchlichen Alterthums zurückführt. Wissen wir nun, zu der Zeit ist dieß in gewissen Regionen der Kirche am meisten verbreitet gewesen, jenes in andern, so ist dieß ein sehr günstiger Fall, wenn wir annehmen können, daß sich dieß mit einer gewissen Sicherheit bestimmen läßt. Sind wir dann befugt, aus irgend einem Interesse darüber hinauszugehen und divinatorisch etwas Anderes zu machen? Sind wir dazu befugt, ohnerachtet wir einen Text vor uns haben, der seines Wissens auch kein Resultat der divinatorischen Kritik in sich hat, aber freilich nur seines Wissens?

Man hat diese Befugniß wegen der besonderen kritischen Beschaffenheit des N. T. geleugnet. Allerdings ist die Masse urkundlicher Subsidien bei dem N. T. größer, als bei irgend einem classischen Schriftsteller. Allein da die größere Masse der Urkunden aus einer späteren Zeit ist, so haben wir keinen Grund, das N. T. kritisch anders zu behandeln, als die Profanscribenten. Dürfen wir nun bei dem N. T. divinatorisch verfahren, so haben wir zu unterscheiden zwischen der einfachen hermeneutischen Aufgabe und der streng philologischen. Bleiben wir bei der einfachen hermeneutischen Aufgabe stehen, so sind Fälle denkbar, wo alles Urkundliche keinen Sinn giebt. Soll ich dann die hermeneutische Aufgabe ungelöst lassen? Das kann ich nicht, und wollte ich es auch nur zweifelhaft lassen, was die gegebene Stelle für

einen Sinn hat, so ist dieß doch nicht ohne Einfluß auf das Verstehen der ganzen Schrift. Es kann sein, daß ich in derselben Schrift eine andere Stelle finde, in der eine Indikation liegt, wie die zweifelhafte Stelle zu verstehen ist. In diesem Falle kann ich mit der hermeneutischen Lösung auskommen, ohne die kritische zu lösen. Das Verhältniß kann aber ein anderes sein, nemlich, daß spätere Stellen nur aus einer früheren, wo aber der Sinn zweifelhaft ist oder gar keiner, verstanden werden kann. In diesem Falle muß die kritische Aufgabe durchaus gelöst werden, auch auf dem Wege der divinatorischen Kritik, wenn die urkundliche zu nichts führt. Wenn man nun die Kritik nicht als für sich selbst behandelt und als eigene philologische Disciplin, so kann es leicht kommen, daß wir die Differenzen der vorhandenen Urkunden so beurtheilen, daß wir eine Handschrift, die weniger Stellen enthält, wo der Sinn zweifelhaft ist, für gut, eine andere, die mehr dergleichen enthält, für schlecht halten. Dieß ist aber ein falsches Urtheil. Die leztere kann dem ursprünglichen Texte viel näher liegen, als die erstere, worin das Anstößige willkührlich geändert sein kann. So sieht man, wie die kritischen Urtheile aus rein hermeneutischem Interesse täuschen und falsch sind. Wo das Urkundliche eines solchen Textes nicht hinreicht, geschieht es wol, daß, wenn sich Aushülfe auch in völlig werthlosen Handschriften findet, diese von den Exegeten schon als urkundliches Zeugniß angeführt, und dann gesagt wird, vielleicht müsse man so lesen. Allein dieß hat dann eben nur den Werth einer divinatorischen Operation.

Die divinatorische Kritik ist also im N. T. in Beziehung auf die einfache hermeneutische Ausgabe allerdings statthaft, aber freilich auch wegen der besonderen Beschaffenheit des N. T. zu beschränken. Dieß gilt von den eigentlichen didaktischen Schriften weniger, als von den historischen und unter ihnen weniger von dem Evangelium des Johannes, als den synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte. Denn bei diesen ist die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie aus mündlichen Tra=

ditionen und einzelnen schriftlichen Aufsäzen entstanden sind, auf sehr secundäre Weise aus der zweiten und dritten Hand, so daß das erste Schriftliche schon nicht das rein Ursprüngliche mehr war in Beziehung auf viele Partieen. So können darin Aussprüche Christi vorkommen, von denen wir nicht wissen, in welchem Zusammenhange sie gesprochen sind. Wir sind dann auch nicht im Stande, den Sinn mit voller Bestimmtheit und in seinem ganzen Umfange anzugeben. Wir haben Aussprüche, die bei allem Sententiösen doch gar nicht auf allgemeine Weise erklärt werden dürfen, weil sie in dem Falle mit andern in Widerspruch stehen würden. Wie weit sie aber zu beschränken seien, kann man bei so mangelhaften Umgebungen nicht wissen. Um diese zu ergänzen, kann man seine Zuflucht nicht zur divinatorischen Kritik nehmen, denn was wir vor uns haben ist nichts Falsches, sondern nur ein Unbestimmtes. Hier kann allein die historische Kritik eintreten, welche nach der Analogie des vollständigeren Factums, welches vorliegt, das unvollkommene beurtheilt, und aus dem so construirten Zusammenhange bestimmt, in welchem Sinne das unbestimmte zu nehmen sei. — Wo der Saz grammatisch und logisch vollständig und geschlossen ist und nur die Erklärungsmittel für einen einzelnen Ausdruck fehlen, da darf man nicht durch divinatorische Änderungen helfen wollen.

Die Operationen der divinatorischen Kritik dürfen freilich bei der Lesung des N. T. nicht ganz verbannt werden, obschon man vermuthen darf, daß ihr Bedürfniß geringer ist, als bei andern Schriften, wo so viel weniger Handschriften vorhanden sind. Aber in Beziehung auf die einfache hermeneutische Aufgabe darf man die divinatorische Kritik nur in den oben bezeichneten Grenzen ausüben.

Allein der theologische Leser hat es nicht bloß jedesmal mit den einzelnen Stellen zu thun, die er vor sich hat, auch nicht bloß mit dem einzelnen Buche, sondern immer mit dem ganzen N. T. Dieses umfaßt einen gewissen Ideenkreis, so daß alles für das andere Parallele oder Analogie ist. Auch der Sprachgebrauch

ist ein Ganzes, bei allen Differenzen durch das Hervortreten des Hebraismus doch so sehr ein abgeschlossenes Ganzes, daß wir mit philologischem Interesse bei jeder Stelle auch auf den Werth derselben für den Sprachgebrauch des ganzen N. T. und speciell des besondern Schriftstellers zu sehen haben. Um nun in dieser Beziehung von allem Einzelnen den vollständigsten Gebrauch zu machen, sind wir da berechtigt, über das Urkundliche hinauszugehen, und divinatorisch zu verfahren? Es kann eine Stelle logisch und grammatisch einen guten Sinn haben, auch einen christlichen, der Ausdruck kann auf dem Gebiete der neutestam. Sprache überhaupt liegen, aber es kann etwas darin sein, was dem besondern Sprachgebrauch des bestimmten Schriftstellers widerspricht. Entsteht daraus nun schon unmittelbar die Berechtigung zu einem divinatorischen Verfahren? Nein. Ein solches Verfahren wäre ziemlich lax. Denn woher ist die Analogie, die man sich gebildet? Wenn doch aus eben den Texten, worin es noch Differenzen, Willkührlichkeiten giebt, worin die Täuschungen für das Auge noch nicht gänzlich vermieden sind, so muß man sagen, daß eine solche Analogie keine Sicherheit hat, das Ursprüngliche des Schriftstellers zu enthalten. Man wird auch fragen müssen, ob denn der Stellen für jene Analogie so viel sind, daß uns darin die constante Weise des Schriftstellers gegeben ist? Haben wir alles, was er geschrieben hat? Kurz wir haben nicht Hülfsmittel genug, um berechtigende Analogien zu bilden aus dem, wogegen sich im Allgemeinen nichts einwenden läßt. Die Versuche spezieller Sprachcharakteristik sind gut, nur muß man nicht zu viel Werth darauf legen und glauben, es sei etwas festes. Wenn Jemand sagt, der eine Schriftsteller sage Ἰησοῦς Χριστός, der andere Χριστὸς Ἰησοῦς u. s. w., so sind das alles Dinge, die in den Handschriften sehr variiren, wie sie dann auch so sehr in der Hand der Abschreiber lagen, daß unmöglich ist, auf die ursprüngliche Hand des Schriftstellers selbst zurückzugehen.

Überhaupt können wir nicht berechtigt sein, im N. T. die divinatorische Kritik vorwalten zu lassen um eines allgemeinen In-

teresses willen, weil es uns an den dazu gehörigen sichern Prämissen fehlt. Die neutest. Schriftsteller versiren fast ohne Ausnahme im Gebiet der gewöhnlichen Umgangssprache, der συνήθεια, aber eben deßwegen ist es unmöglich, die individuelle Sprachbehandlung des Einzelnen mit Sicherheit aufzustellen, weil das Geschriebene nur ein unendlich kleiner Theil des Gesprochenen ist. Selbst bei dem reichsten, dem Apostel Paulus, haben wir doch nur ein ἀποσπασμάτιον seines Mündlichen. Es läßt sich wol Manches aufstellen, daß man in einzelnen Fällen sagen kann, das klinge ganz fremd. Aber nun gar bei Schriftstellern, von denen wir so wenig haben, die Andere sprechen lassen und anführen. Kurz wir sind unter diesen Verhältnissen nicht berechtigt, im N. T. das divinatorische Verfahren anders, als für das unmittelbare hermeneutische Bedürfniß in Anwendung zu bringen.

Wir kommen nun aber bei dem Lesen des N. T. oft in den Fall, daß wir, um den Text zu bilden, zwischen verschiedenem Urkundlichen zu wählen haben. Wenn also das Urkundliche ein Mannigfaltiges von verschiedenem Werth ist, wie haben wir da zu verfahren? Die Aufgabe ist für den Leser um so größer, wenn der Herausgeber ihn nicht bestochen hat für das, was sein Resultat ist.

Es kommt dabei zweierlei in Betracht. Erstlich die Beschaffenheit der Urkunden, worin die Differenzen sind, und zweitens die Differenzen selbst. Was das erste betrifft, so ist alles, wovon wir keine Spur haben, daß es schon ehedem gelesen ist, oder was nur in späteren Handschriften sich findet ohne die Bürgschaft eines alten Textes, nicht unter das rein Urkundliche zu stellen, sondern als Resultat einer kritischen Operation anzusehen. Können wir nun behaupten, daß die Urkunden, die übrig bleiben, sich ihrem Werthe nach auf bestimmte Weise classificiren lassen, so daß vermöge der Classification einigen ein allgemeiner Vorzug vor andern gebühre, andern nur in gewissen Fällen?

Mit dieser Frage kommen wir auf das eigentliche diplomatische Gebiet der neutest. Kritik. Aber eben dieses ganze Gebiet

ist durch so viele Hypothesen verwirrt, daß es schwer ist den Gegenstand auf eine einfache Weise zu behandeln nach so vielen künstlichen Operationen, die damit gemacht sind. Diese sind eben die gemachten Classificationen der Handschriften, wobei verschiedene eigenthümliche Gesichtspunkte und Vorliebe der Kritiker eingewirkt haben. Es kommt auf eine einfache Betrachtungsweise an.

Dabei ist zunächst der Gesichtspunkt der einfachen hermeneutischen Aufgabe ganz zu beseitigen, und das philologische Interesse allein herrschend. Wir denken uns den Fall, daß der Herausgeber so wenig als möglich uns durch sein Urtheil bestochen hat. So gehen wir aus von der vorliegenden Thatsache einer großen Menge von verschiedenen Lesearten in den Handschriften. Hier giebt es nun zwei verschiedene Gesichtspunkte, einen allgemeinen und einen speciellen. Nach dem speciellen haben wir die Aufgabe, die Verschiedenheiten ihrer Qualität nach zu taxiren, für jeden einzelnen Fall; nach dem allgemeinen, die Verschiedenheiten der Handschriften als solche. Es fragt sich nun, von welchem von beiden Gesichtspunkten wir ausgehen sollen oder wie man sie einander unterzuordnen habe? Man könnte sagen, wir haben so wenig Urtheil über den Werth der Handschriften als solcher, daß derselbe nach dem Werth ihres Inhalts im Einzelnen bestimmt werden muß, also hieran allein habe man sich zu halten. Dieß ist aber nur möglich bei einer kleinen Anzahl von Handschriften, die auch nicht bedeutend von einander abweichen. Da ist dieß Verfahren das beste und ausreichend. Allein bei einer so großen Masse von Handschriften, wie wir vom N. T. haben, ist nothwendig, um das Verfahren zu erleichtern, die Handschriften zu classificiren. Hat die Classification ein bestimmtes Resultat gehabt, so werden gewisse Handschriften ganz beseitigt werden können, weil sie ohne Auctorität und Werth erscheinen. Wie aber läßt sich der Werth der Manuscripte taxiren?

Zuerst giebt es gewisse äußere Differenzen, und zwar besonders zwei. Erstlich sind einige mit Uncialbuchstaben, andere mit Cursivschrift geschrieben. Dieß deutet auf einen bestimmten Un=

terschied der Zeit, denn die Cursivschrift ist später aufgekommen, und die Uncialschrift zu gebrauchen hat man in einer gewissen Zeit aufgehört. Die zweite Differenz ist die, daß es einige Handschriften giebt, welche bloß den griechischen Text enthalten, andere eine lateinische Interlinearversion. Diese Differenz bezeichnet einen Unterschied der Gegend, denn die griechischlateinischen Manuscripte konnten nur in Gegenden entstehen, wo das Lateinische Erleichterungsmittel war, also im Occident.

Können wir nun schlechthin sagen, die Cursivhandschriften, weil im Allgemeinen jünger, seien bei Seite zu legen, und nur an die Uncialhandschriften habe man sich halten? Nein denn einer Cursivhandschrift kann unmittelbar eine Uncialhandschrift zum Grunde liegen, man würde sich also in diesem Falle durch jene Maxime wichtiger Materialien berauben. Es muß aber jenes erst bewiesen werden. Sezen wir z. B. den Fall, daß eine Cursivhandschrift aus dem 14ten Jahrhundert von einer Uncialhandschrift des 6ten Jahrhunderts abgeschrieben ist, welche verloren gegangen ist. Haben wir nun mehrere Handschriften aus jener früheren Zeit und die Cursivhandschrift bietet Lesearten, von denen sich nicht geradezu nachweisen läßt, daß sie durch Irrungen entstanden sind, die sich aber in keinem der älteren Dokumente finden, so folgt, daß sie nicht sehr verbreitet gewesen sind. Auf Lesearten aber, die zu einer gewissen Zeit nicht sehr verbreitet gewesen, und isolirt erscheinen, ist wenig Rücksicht zu nehmen, weil wir keine Gewährleistung haben, ob sie nicht gemacht sind. Dieser Grundsaz läßt sich im Allgemeinen feststellen.

Wie ist es nun mit der andern Differenz? Was die Interlinearcodices betrifft, so ist in ihnen die lateinische Version als exegetische Auctorität dazwischen gelegt. Nun giebt aber dieses ein solches Verhältniß, daß wahrscheinlich dem Abschreiber das Latein geläufiger gewesen, als das Griechische. Solche Handschriften werden daher leicht die Neigung haben, Lateinisches aufzunehmen, zu latinisiren. Darum aber darf ihnen im Allgemeinen kein geringerer Werth beigelegt werden. Nur so oft sie von

andern in der Art abweichen, daß sich die Abweichung aus dem Zusammensein mit dem Lateinischen erklärt, müssen wir uns an die andern halten, die dann bestimmt den Vorzug verdienen. Was aber in beiden Classen übereinstimmt, ist das am meisten Verbreitete in geographischer Hinsicht. Diesem geben wir den Vorzug, damit ist aber noch nicht gesagt, daß eine von beiden Classificationen einen entschiedenen Vorzug habe.

Man hat nun aber noch andere Classificationen in Vorschlag gebracht. Findet man, daß die Handschriften von der einen wie der andern Classification in gewissen Lesearten übereinstimmen und abweichen, und stellt man sich das Ähnliche und Verschiedene in gewissen Massen zusammen, so entsteht eine gewisse Physiognomie. Darnach hat man die Handschriften familienweise classificirt. Diese Familien werden dann auch Recensionen genannt, was freilich etwas anderes ist, denn Recension ist absichtliche Constitution eines Textes nach gewissen Maximen. Hat man nun Grund dazu, solche Recensionen anzunehmen? Wir haben von solchen eigentlich kritischen Bemühungen nicht soviel historische Nachricht, daß wir als Thatsache feststellen könnten, daß Handschriften in Masse darnach gemacht worden wären. Wir finden freilich sehr zeitig kritische Vergleichungen, Verbesserungen aus Conjectur, wie namentlich von Origenes. Allein es ist nicht nachweislich, daß nach seinen Verbesserungen Handschriften angefertigt worden sind. Wo wir nun noch weniger Spuren von kritischer Thätigkeit haben, da ist an Recension gar nicht zu denken. Allein die Ansicht erhält von einer andern Seite Vorschub.

Fragen wir, wie die Vervielfältigung vor sich gegangen, so fehlt es uns zwar an bestimmten Nachrichten, aber es wird wahrscheinlich, daß es damit zugegangen ist, wie mit der Sammlung der neutest. Bücher. Es fanden sich in den sogenannten Metropolen Abschriften mehrerer Bücher des N. T., die man dann zusammenfügte. Eben an solchen Centralpunkten der Kirche, wie Constantinopel, Alexandrien, Rom, kamen Christen aus verschiedenen Gegenden in Geschäften zusammen und gaben sich gegen-

seitig von ihren kirchlichen Verhältnissen und Schriften Notiz. So kam die Zusammenschreibung des N. T. zu Stande. Von solchen Hauptpunkten ging nun auch die Vervielfältigung durch Abschriften aus, und so bekam allmählich jede Gemeinde ein Neues Testament. Der Text, der von solchen Hauptgemeinden ausging, war wesentlich derselbe. Waren das aber schon Recensionen? Möglich, daß solche ausgingen von Metropolen, die zugleich einen scholastischen Charakter hatten, wie Alexandrien u. a. Allein wir haben keine sichere Spur, daß dieß wirklich geschehen wäre. Man weiß nur von der Lucianischen Kritik, aber auch, daß sie gemißbilligt wurde. Von einem durchgreifenden kritischen Verfahren im neutest. Text haben wir durchaus keine Spur.

Finden wir also Ähnlichkeiten in den Handschriften, so muß man es problematisch lassen, ob es zufällig ist oder nicht, da die Ähnlichkeit nie durchgreifend ist. Die Theorie von den Recensionen verflicht sich auch so künstlich, muß eine Menge von Ausnahmen machen, und beruht so wenig auf sicherm Fundament, daß man sie aufgeben muß.

Haben wir nun an den oben festgestellten Maximen, die wir aus dem Charakter der Handschriften nach ihrer chronologischen und geographischen Classification entnommen haben, genug, oder müssen wir noch Regeln haben darüber, was aus mechanischen Irrungen entstanden sein kann?

Gehen wir von den Interlinearhandschriften aus, so finden wir Veränderungen, welche auf sehr analoge Weise entstanden sind. Es giebt Handschriften, welche am Rande mehr und weniger Bemerkungen enthalten. Außerdem hat es von früh an Erklärungen des N. T. gegeben, die zum Theil mit verbreitet waren. Nun läßt sich oft eine Schwierigkeit im Text durch eine geringe Veränderung im Text erklären oder durch Danebenstellung eines leichten Ausdrucks am Rande. Solche Marginalien sind oft aus Erklärungen genommen. Da ist denn die Regel, solche Lesearten, eben weil ihr Ursprung sich nachweisen läßt, zurückzuweisen. Allein hier sind wir nicht mehr genau auf unsrem Gebiet,

da man nicht recht weiß, ob eine Änderung der Art aus mechanischer Irrung oder absichtlich entstanden ist. Allein häufig ist das erstere der Fall. Deßhalb ist die Handschrift, wo sich dergleichen findet, nicht geradezu für schlecht zu halten, aber in solchen Punkten muß man sich dann in Acht nehmen. Weiter werden wir auf dieser Seite der Aufgabe nicht gehen können. Nach jener Regel ist bei Differenzen aus mechanischen Irrungen zu verfahren, um mit so viel Sicherheit als der Zustand der Dinge zuläßt aus dem Vorhandenen zu wählen, und so einen, in der Zeit, woraus die ältesten Handschriften sind, verbreitet gewesenen Text zu gewinnen. Wo dann kein geschlossener Sinn ist, da kann die Conjectur helfen, oder auch aus späteren Handschriften genommen werden, was richtig zu sein scheint.

Alle bisher aufgestellten Regeln sind aber, wie man sieht, nicht sehr positiver Natur, sondern sie gehen mehr auf das Eliminiren alles dessen, was einen schlechten, illegitimen Ursprung zu haben scheint. Aber schwerlich werden sich immer alle Verschiedenheiten eliminiren lassen bis auf Eine Leseart. Wir müssen froh sein, das zu erkennen, was in der möglich frühesten Zeit am allgemeinsten verbreitet gewesen ist.

Wir bezeichneten vorher Fälle, wo man schwanken kann, ob der Fehler auf eine mechanische Irrung oder auf Absicht zurückzuführen sei. Dieß führt zu dem zweiten Theile der Kritik. Ehe wir aber dazu übergehen, noch einige Bemerkungen über den Gesammtzustand der neutest. Kritik. Dieser ist noch gar sehr verworren. Besonders sind es zwei Extreme, die man häufig findet, — der etwas leichtfertige und doch auch wieder schwerfällige Glaube an die Theorie von den verschiedenen Recensionen des neutest. Textes. Schwerfällig, weil die ganze Hypothese so unsicher ist, daß man die Recension nur schäzen kann durch eine Mannigfaltigkeit von Ausnahmen und Übergängen; leichtfertig, weil es an aller wahren Begründung fehlt. Die Abschriften mögen in gewissen Provinzen überwiegend ähnlich gewesen sein, das sind aber noch keine Recensionen.

Mögen nun daraus wieder abweichende Privathandschriften entstanden sein, es ist unerweislich, daß dieselbe aus Vergleichung von mehreren Handschriften, die einen verschiedenen Typus gehabt, gemacht sind. Die öffentlichen Handschriften nahmen gewiß nicht sobald von den Privathandschriften Verschiedenheiten an. Das führt wieder auf den Charakter des am meisten Verbreiteten zurück, und hier ist der Hauptgegensaz der zwischen den griechisch-lateinischen und den rein griechischen Handschriften.

Außer den Handschriften werden als Zeugnisse des Textes noch die Citate der Kirchenväter und die alten Übersezungen angeführt.

Wenn wir in patristischen Schriften, z. B. besonders bei Origenes und Hieronymus, Stellen finden, wo die Rede ist von einer Verschiedenheit im neutest. Text, so liegt darin allerdings ein bestimmtes Zeugniß, welches älter ist, als die meisten unserer Handschriften, und gar sehr zu gebrauchen. Gewöhnlich meint man aber alle neutest. Citate in den Kirchenvätern überhaupt. Darin ist nun zwar allerdings immer etwas, aber solche Citate sind mit großer Vorsicht zu gebrauchen, weil wir nicht behaupten können, daß die Kirchenväter die Stellen des N. T. immer buchstäblich anführen. Denken wir uns namentlich Citationen in den Homilien des Chrysostomus und Anderer. Da hat der Vortragende wol bei der Hauptstelle, die er behandelte, das N. T. vor sich gehabt, und gesprochen, wie er es in seinem Codex fand, andere Stellen aber frei aus dem Gedächtniß citirt. In diesen lezteren also liegt kein Beweisgrund für eine verschiedene Leseart. Aber in Beziehung auf die Textesabschnitte selbst, welche die Kirchenväter in ihren Homilien commentiren, entsteht die Frage, ob die Abschnitte der Schrift, welche in Handschriften der KVV. den Homilien vorangestellt sind, ursprünglich so von den Homileten gelesen, oder von den spätern Abschreibern aus ihren eigenen Exemplaren genommen worden sind? Ist nun dieß schwer zu entscheiden, so haben auch solche Texte keine bestimmte Auctorität. Anders ist es, wenn in der homiletischen Behandlung auf den Text zurückgegangen wird und man daraus erkennen kann, wie der Homilet in seinem

Codex gelesen hat. Findet man also im kritischen Apparat die Kirchenväter citirt, so muß man das Citat nachschlagen und sehen, wie es an Ort und Stelle beschaffen ist. Eine Ausgabe des N. T., in der die von den Kirchenvätern citirten Stellen genau angegeben sind, ist dabei durchaus nothwendig. Griesbach ist hier lange nicht genau genug.

Was die Übersezungen betrifft, so ist die Aufgabe ebenfalls sehr schwierig. Es fragt sich, mit welcher Sicherheit kann man schließen, daß, weil z. B. in syrischen oder arabischen Übersezungen dieses oder jenes Wort steht, der Übersezer dieses oder jenes im Griechischen gelesen habe? Wenn ich aus unverdächtigen Stellen nachweisen kann, daß ein bestimmtes griechisches Wort nur durch ein bestimmtes syrisches oder arabisches wiedergegeben wird, so kann ich wol sicher schließen. Aber Niemand hat sich damit abgegeben, aus solchen Übersezungen den griechischen Text bestimmt wieder herzustellen. So entstände erst die wahre Sicherheit. Man macht es in der Regel so, daß man bei Stellen, wo eine Differenz ist und die Entscheidung schwer, in den Übersezungen nachschlägt, und sich dann an das Allgemeinübliche und nicht an genau bestimmte Analogien hält. So entsteht aber keine Sicherheit. In allem was grammatisch ist kann man von den Übersezungen keinen Gebrauch machen, weil jede Sprache ihre besondern Regeln hat. Da läßt sich schwerlich schließen, wie der Übersezer in der Ursprache gelesen, am wenigsten im N. T., wo bisweilen, um dem Griechischen so nahe wie möglich zu bleiben, etwas gesagt ist, was der gewöhnlichen Sprache des Übersezers nicht gemäß ist. Es sind dieß also Quellen, wovon man in der Regel mit Sicherheit keinen Gebrauch machen kann. Nur dann kann man dieß, wenn die Frage nicht bloß grammatisch ist, und es sich um Entscheidung über verschiedene Wörter von der Art handelt, daß aus der Übersezung erkannt werden kann, ob der Text dieß oder jenes Wort enthalten habe, namentlich in den Fällen, wo wegen der Ähnlichkeit der Zeichen Wörter in der Abschrift verwechselt worden sind und die Verschiedenheit des Sinnes in der Überse-

zung ausgedrückt sein müßte. Ist aber die Verwechselung durch das Auge eine sehr leichte, so kann der Übersezer die Verwechselung auch gemacht haben. So ist also die Region, wo Verschiedenheiten durch die Übersezungen mit voller Sicherheit entschieden werden können, sehr beschränkt.

Zweiter Theil.

Kritik der Fehler, die durch freie Handlung entstanden sind.

Hier sind alle die Fälle zu untersuchen, wo die Abweichung nicht in dem Mechanismus der Sinne und der Vorstellungen ihren Grund hat, sondern in einer freien Handlung.

Es entsteht die Frage, ob und wie es möglich sei, daß man in die Rede eines Andern hineinbringt, was nicht darin gelegen hat?

Ein bloßer Referent, der nichts als dieß ist, wird es nicht thun. Aber, wenn Jemand ein bestimmtes Interesse hat, kann es vorkommen, daß er dem Andern etwas unterschiebt. Hat einer das Interesse, Andere glauben zu machen, der Verfasser einer Schrift habe so oder so gedacht, so wird er durch Änderungen in der Schrift etwas hervorzubringen suchen, was seiner Absicht gemäß ist. Dieß ist eigentlicher Betrug, wissentliche Verfälschung. Aber so etwas kann man nur unter sehr besondern Umständen voraussezen, im Allgemeinen nicht. Denken wir, daß Jemand die absichtliche Verfälschung einer Schrift im Großen als seinen Beruf treibt, so wird ein solcher Änderungen vermeiden, um sich im Ruf der Zuverlässigkeit zu erhalten. Aber, wenn Jemand einen Schriftsteller anführt mit dem bestimmten Interesse zu zeigen, daß derselbe zu seiner Parthei oder Meinung gehört, so kann dieß Interesse zur Verfälschung treiben. Da ist denn zu fragen, ob Jemand ein solches bestimmtes Interesse wirklich gehabt. Finde ich dieß, so verliert die Stelle ihre Beweiskraft,

wenn auch nicht gerade Unredlichkeit nachzuweisen ist. Aber auch der bloße Abschreiber, der mit dem Abschreiben ein Gewerbe treibt, kann z. B. ein Interesse haben, der Schrift den Schein zu geben, daß sie von einem Verfasser herrührt, von dem sie nicht ist. So kann er der Schrift den Namen eines andern Verfassers beilegen, dem sie nicht gehört. Aber auch dieß kann nur geschehen in späterer Zeit unter ganz besondern Umständen.

Überhaupt kann die eigentliche absichtliche Verfälschung nur unter ganz besondern Umständen vorkommen. Hat Jemand eine Handschrift, findet am Rande Beigeschriebenes, und sezt dieß in den Text, so kann dieß unter Umständen eine absichtliche Verfälschung sein. Es liegt aber dieß nicht nothwendig in der Sache, es kann eine richtige oder vermeintliche Correctur sein, sofern etwas im Text ausgelassen und an den Rand geschrieben war.

Mehr und weniger können wir alles von dieser Art auf die beiden Fälle zurückführen: 1. Bringt Jemand Selbstgemachtes in den Text, es sei von welcher Art es wolle, so ist es immer eine absichtliche Verfälschung. 2. Nimmt Jemand etwas als Correctur auf, wo ihm das, was er im Text vor sich hat, nicht bestehen zu können scheint, so ist dieß allerdings eine freie Änderung, die aber jeder Herausgeber macht, nur daß während der Herausgeber es zu bezeichnen pflegt oder doch vermag, jener dabei nichts sagt und sagen kann, und sich des Rechts bedient, wie bei uns der Sezer. Es kann die Änderung als Verbesserung gemeint sein, auch wirklich eine solche sein, aber eben sowol auf einem Irrthum beruhen. In allen solchen Fällen ist etwas Absichtliches, aber auf verschiedene Weise.

Es kann durch das Verfahren eines Abschreibers oder Lesers etwas Fremdes in den Text hineinkommen, und da sind Fälle, die den vorigen sehr verwandt sind. Durch eine bloß mechanische Irrung kann ein Abschreiber etwas in den Grundtext bringen, was ihm aus der Übersezung vorschwebt. Aber es kann dasselbe auch absichtlich geschehen, als Correctur. Ferner, es kann einer statt eines dunkeln Ausdrucks einen deutlichern sezen, der

ihm aus dem Gelesenen vorschwebt, er kann es als eine Bemerkung vorfinden, auch nur dafür halten und doch in den Text aufnehmen. Dieß sind Änderungen aus freier Handlung. Es fragt sich, in welchem Grade haben wir Ursache, dieß vorauszusezen?

Es kommt darauf an, wie man überwiegende Gründe hat sich die Vervielfältigung zu denken. Denkt man sich diese so, daß mehrere gleichzeitig von Einem Originale mehrere Copien machen, so geschieht dieß durch Dictiren. Da ist jeder gebunden, die Zeit mitzuhalten und keiner hat Zeit zu Überlegungen und Änderungen. Nur von jenem Dictirenden könnten solche Änderungen ausgehen und würden so in alle Abschriften kommen, die Schreibenden oder Abschreibenden werden sich um so mehr hüten, Änderungen zu machen, je handwerksmäßiger sie das Geschäft treiben und auf den Ruf der Zuverlässigkeit etwas halten. Freie Veränderungen im Text lassen sich nur denken bei einem Abschreiber, der sein Geschäft nicht mechanisch treibt, sondern verständig in der Sache selbst versirt. Anfangs kann von einem solchen oder einem aufmerksamen Leser die Veränderung auch nur auf den Rand geschrieben und nachher in den Text gekommen sein.

So hat die Entstehung der Fehler dieser Art einen gewissen Spielraum. Aber solche Fehler der Veränderungen sind doch immer nur selten und nicht sehr verbreitet.

Es ist keine Frage, daß das Fremde, was auf die Weise in den Text gekommen, ausgeschieden werden müsse. Die Frage nach dem Ursprünglichen ist davon unabhängig und für sich bestehend.

Man hat bei der Genesis solcher Änderungen Absichtliches und Unabsichtliches zu unterscheiden. Das erstere sezt allemal etwas Anderes voraus; es muß schon Fremdes vorliegen. Wir sezen als möglich, daß in der Urschrift keine Fehler anderer Art sind, als durch mechanische Irrung entstanden; das Fehlerhafte kann von der Hand des Verfassers selbst sein. In diesem Falle wird die Änderung eine Wiederherstellung dessen sein, was der

Verfasser selbst gewollt. Dieser wird das anerkennen als das Seinige, Ursprüngliche. Allein es kann der Ändernde die Stelle auch anders behandeln, als der Verfasser sie behandelt haben würde. Es kann ferner Fälle geben, wo zweierlei gegeben ist, einmal vollkommen Richtiges, sodann etwas, was nicht bestehen kann, möglicher Weise aus einer mechanischen Irrung entstanden, woraus aber jenes sich nicht erklären läßt. Da ist aber wieder zweierlei möglich. Entweder ist das vollkommen Richtige auch das Ursprüngliche und das durch mechanische Irrung Entstandene das Spätere, oder umgekehrt, jenes die Correctur dieses das Ursprüngliche. Um das Leztere zu vermuthen, müssen aber bestimmte Indicien vorhanden sein. Daran wird es in Beziehung auf das Mechanische der Sprache nicht fehlen. Man hat zu manchen Zeiten anders geschrieben als gesprochen, anders gesprochen als die Regeln des Schreibens mit sich bringen. Sobald nun eine solche abweichende Form überwiegend ist, ist es auch möglich, daß sie die ursprüngliche Leseart ist. Findet sich das Richtige nur in einigen Handschriften, so ist's möglich, daß das Correctur ist.

Wie es möglich ist, daß Änderungen in eine Schrift hineinkommen aus guter Absicht, so können sie auch hineinkommen nicht ohne Absicht, aber durch eine falsche freie Wahl, wobei dann nur ein kritisches Faktum schon als vorhanden vorausgesezt wird.

Wird eine Marginalbemerkung in den Text aufgenommen, so ist das absichtlich, wenn der Abschreiber weiß, daß es ein Fremdes ist, er nimmt es aber auf als Verbesserung. Hält dagegen der Abschreiber das Marginale für hineingehörend, so ist es unabsichtlich. Daß Änderungen der lezteren Art häufig vorkommen, steht fest auf allgemeine Weise, so lange eine Schrift nur durch Abschreiber im Einzelnen vervielfältigt worden ist. Es ist immer der Fall gewesen, daß fleißige Leser sich etwas bemerkt haben zu dem was sie lasen. Kamen dergleichen Handschriften in die Hände Anderer, so konnten solche Veränderungen leicht vorgehen.

In welchem Falle können nun absichtliche Änderungen entstehen?

Wir unterscheiden dabei gute und böse Absicht. Die gute ist, einen gemachten Fehler wieder gut zu machen, das Ächte wieder herzustellen. Eine solche Änderung ist eine kritische Operation. Wie ist dieser Fall zu behandeln? Verschieden, je nachdem man sich auf den einfachen hermeneutischen oder den allgemeinen philologischen Standpunkt stellt.

Hat ein Schriftsteller sich nicht genau grammatisch ausgedrückt, oder einen unangemessenen Ausdruck gebraucht, ein Anderer aber hat das verbessert, so können wir dieß für die hermeneutische Aufgabe recipiren als Verbesserung. Wir können sagen, der Verfasser habe wol nur das Schlechtere gewählt, weil ihm nichts besseres zur Hand war, die Verbesserung hat also den eigentlichen Sinn des Verfassers getroffen.

Anders von dem allgemeinen philologischen Standpunkte. Von diesem aus müssen wir die Hand des Verfassers in vollständigster Reinheit und Ursprünglichkeit zu erhalten suchen; sonst entziehen wir uns die Materialien zu einem bestimmten Urtheil über den Schriftsteller und die Sprachbehandlung seiner Zeit und Gegend. Es kann sich ergeben, daß das, was geändert, scheinbar verbessert worden ist, keine grammatische Irrung, sondern Sprachgebrauch der Zeit und Gegend ist.

Was nun die Änderung aus böser Absicht betrifft, so ist bedeutend zu unterscheiden. Es kann sehr bestimmte Tendenzen geben, die nicht böse gegen den Verfasser gemeint sind, aber auch solche, die dieß sind.

Es kann Jemand die Aussagen und Ausdrücke eines Schriftstellers verändern, wenn er glaubt Besseres zu wissen, als der Autor. Bei historischen Gegenständen läßt sich dieß recht gut denken. So wie ich weiß, der Irrthum war nicht ein momentanes Verfahren, sondern die bestimmte Auffassungsweise des Autors, so geschieht die Änderung aus keiner guten Absicht gegen den Autor. Das Werk wird alterirt und das Ursprüngliche nicht

hergestellt. Wer so ändert, kann es gut mit dem Leser meinen, um diesen vor Irrthum zu bewahren.

Ferner, es kann Jemand einen Schriftsteller zur Auctorität für seine Ansicht machen wollen. Der Schriftsteller ist damit nicht gerade im Widerspruch, aber er hat sie nicht gerade ausgesprochen. Durch eine kleine Änderung macht man, daß der Autor sie auszusprechen scheint. Dieß ist zwar keine gute Absicht, denn es wird dem Verfasser untergeschoben, was sein Wissen und Willen nicht war. Es ist ein Unrecht gegen den Verfasser, allein die Absicht ist auch nicht bös gegen ihn, sondern gut für die Sache.

Zulezt läßt sich denken, daß Jemand eine Veränderung macht, um auf den Schriftsteller zu bringen, was er nicht gethan, ihn eines Irrthums zu zeihen, den er nicht begangen. Unter welchen Bedingungen läßt sich dieß sagen? Die Indicationen müssen sehr klar sein. Nur unter der Voraussezung eines persönlichen Partheiverhältnisses und unter der Bedingung, daß der Verfasser nicht mehr reclamiren kann, aber doch noch nicht so fern ist, daß die Änderung in seiner Schrift nicht Einfluß haben könnte. Solche Fälle kommen aber sehr selten vor. Wir wollen einen fingiren. Tertullian z. B. hat gegen den Marcion geschrieben. Seine Schrift ist eine Partheischrift. Wenn er nun oft Stellen von Marcion anführt, und wir wissen, daß er denselben wirklich oft falsch aufgefaßt hat, so war, da Marcion einen Kezernamen hatte, nicht mehr reclamiren konnte, auch die Sache in lebhafter Anregung war, leicht möglich, daß Tertullian des Mannes Worte verdrehete und ihm unterschob, woran dieser gar nicht gedacht hatte. Nur unter solchen Umständen kann so etwas vorkommen. —

Dagegen kann die pia fraus der Verfälschung aus guter Absicht bei gewissen Classen von Schriften sehr leicht vorkommen. Man hat dabei das Interesse, eine Schrift, einen Schriftsteller als Auctorität oder Zeugen aufzustellen.

Sind nun die, welche die Schriften im Alterthum vervielfältigten, in dem Falle, daß man dergleichen absichtliche Verfälschungen von ihnen vermuthen kann?

Unmittelbar ist dieß schwer zu denken. Denn gehen wir auf die Zeit zurück, wo ein Werk durch Handschrift vervielfältigt wurde, so müssen wir eine Vervielfältigung im Einzelnen und eine im Ganzen unterscheiden. Leztere war ein eigentliches Gewerbe, das von dem Interesse am Gegenstande ganz abgelöst war. Da läßt sich also dergleichen absichtliche Verfälschung, Betrug — nicht denken. Die Vervielfältigung im Einzelnen war nur zum Privatgebrauch, und konnte in der Regel keine Rückwirkung auf die öffentliche haben. So ist also für absichtlichen Betrug bei Verfälschung einer Schrift fast gar kein Raum, und es gehörten offenbar ganz besondere Umstände dazu, wenn wahrscheinlich werden soll, daß dergleichen geschehen sei.

Bei der Vervielfältigung im Einzelnen zum Privatgebrauch können dergleichen Veränderungen vorkommen. Aber diese konnten erst in der zweiten Hand wirkliche Änderungen des Textes werden, wenn aus zum Privatgebrauch gemachten Handschriften mit Bemerkungen die Schrift vervielfältigt wurde zu allgemeinem Gebrauch.

Wie steht es nun in dieser Hinsicht mit dem Neuen Testamente?

Eine Menge von Griesbachs kritischen Regeln in den Prolegomenen gründen sich auf die Voraussezung absichtlicher Änderungen. Z. B. wenn er sagt, von zwei Lesearten, von denen die eine einen erbaulichen Gehalt hat, die andere nicht, ist diese andere vorzuziehen, eben so, wenn die eine bestimmter rechtgläubig ist als die andere. Diese Regeln beruhen darauf, daß man denkt, daß, wenn eine von beiden Lesearten falsch sein sollte, keine von beiden nur auf mechanische Irrungen zurückzuführen sei. Allerdings hat es an sich betrachtet Wahrheit, daß ein Abschreiber in eine Stelle eher Nachdruck für den ascetischen Gebrauch habe hineinlegen, als herausbringen wollen. Aber ich kann nicht eher darüber entscheiden, als bis ausgemacht ist, daß die Differenz der Lesearten nicht durch mechanische Irrungen hat entstehen können. Es fragt sich aber, ob es wahrscheinlich sei, daß ein Abschreiber solche absichtliche Änderungen gemacht habe? Bei einer Vervielfältigung im Großen müßte die absichtliche Änderung von dem ausgegangen

sein, der die Vervielfältigung leitete. Aber es konnte kein Interesse für ihn haben, die Änderung in fremde Exemplare zu bringen, wenn auch in sein eigenes. Das größere Interesse für den Abschreiber, der mit Abschriften ein Gewerbe trieb, war, seinen Credit zu erhalten durch zuverlässige Abschriften. Der Einzelne, der die Änderung in seinem Exemplare machte, was konnte der mit seinem einen Exemplare bewirken? Es wäre eine Absicht auf unbestimmten Erfolg gewesen, da an eine verbreitete Bekanntschaft seiner Änderung vielleicht erst spät zu denken war. So weiß man nicht recht, wie man sich eine solche pia fraus zu denken habe. Dasselbe muß man sagen von den absichtlichen Verfälschungen durch Orthodoxie oder Heterodoxie. Die Abschreiber waren als solche gar nicht in die kirchlichen Streitigkeiten verflochten. Wer in den Streit verflochten war, konnte sagen, ich lese so und dieß ließ sich denken. Aber daß das sollte in das Gewerbe der Vervielfältigung durch Abschriften gekommen sein, ist nicht gut denkbar. Denn bei der Art, wie man früh anfing, die theol. Streitpunkte zu behandeln, kam es wenig darauf an, wie eine einzelne Stelle gelesen wurde. Man hatte eine ganz andere Art zu argumentiren, als jezt. Für diese fand man immer Stellen, ohne daß man nöthig hatte, in eine bestimmte Stelle die entsprechenden Ausdrücke hineinzubringen. Dazu kommt, daß das Meiste dieser Art sich recht gut aus mechanischen Irrungen erklären läßt. Wo beide Arten von Veränderungen möglich sind, muß man die Erklärung aus mechanischen Irrungen immer zuerst versuchen, weil sich diese überwiegend aufdringt.

Eine andere Regel Griesbachs ist die, daß, wenn von zwei Lesearten die eine einen leichten richtigen Sinn giebt, die andere auf den ersten Anblick einen schweren oder falschen, der sich aber genauer betrachtet, rechtfertigt, die leztere vorzuziehen sei. Da denkt man sich also nachdenkende Abschreiber. Wenn keine andere Erklärung der Änderung als durch Absicht möglich ist, so ist die Regel allerdings richtig, es müßte denn eine absichtliche Änderung gegen den Verfasser der Schrift angenommen werden. Aber

wie selten steht die Sache so, daß der Fall gar nicht aus allerhand mechanischen Irrungen zu erklären wäre!

Die Griesbachschen Prolegomenen haben die verschiedenen Momente und Fälle gar nicht so gehörig unterschieden. Es muß allemal zuerst die Frage entschieden werden, was im Allgemeinen möglicher ist, eine absichtliche Änderung oder eine mechanische Irrung. Wenn nun das leztere immer näher liegt, so ist das darauf bezügliche Verfahren immer voranzuschicken und hierauf das andere, welches sich auf absichtliche Veränderungen bezieht, zu basiren. So kommen also die Kanones von Griesbach immer in die lezte Reihe des Wahrscheinlichen.

Ziehen wir nun zu Rathe, was oben über das Verhältniß gesagt ist, in welches ein Herausgeber des N. T. den Leser zum Texte stellen solle, so ist festgestellt worden, daß der Herausgeber keinen willkührlichen Text geben dürfe, sondern einen solchen, der soweit man zurückgehen kann der in der Kirche am meisten verbreitete war. Wenn nun der Leser im Fall ist, Verschiedenes wählen zu müssen, so darf er auch nicht außer diesem Verbreiteten etwas aufnehmen, sonst kommt er auf etwas im Privatgebrauch Entstandenes, also gerade absichtlich Gemachtes. Wenn es in den Commentarien wol heißt, dieses oder jenes Wort hätte nicht sollen aus dem Text geworfen werden, weil es in dieser oder jener Handschrift fehle, denn es giebt einen ganz guten Sinn, so ist dieß völlig unkritisch. Denn was heißt das im N. T. ein Wort aus dem Text herauswerfen? Der Text, den man meint, ist der zusammengeworfene receptus, den man erst ganz auseinander werfen muß, um einen Text zu erhalten. Ein wirklicher Text ist nur der einer einzelnen Handschrift; da kann man sagen, ich werfe hinaus, indem man aus demselben die Urschrift herzustellen sucht. Geht man nicht von einer einzelnen Handschrift aus, so ist eben die Aufgabe, erst einen Text zu machen. Und nun die Maxime, was einen guten Sinn gebe, sei beizubehalten, oder wissenschaftlicher, man habe kein Recht, etwas nicht in den Text aufzunehmen, weil es in solchen Quellen, die wir als Text an=

nehmen könnten, fehle, denn es stehe doch irgendwo und gebe einen guten Sinn, — was soll man dazu sagen? Also irgendwo macht man keinen Text! Es kommt ja weder bei der einfachen hermeneutischen Aufgabe, noch auf dem allgemeinen philologischen Standpunkte darauf an, ob ein guter Sinn da ist, sondern den ursprünglichen Text herzustellen. Daher können Regeln, wie die aus Griesbach erwähnten, nicht eher in das Urtheil eintreten, als bis das Verhältniß der vorhandenen verschiedenen Lesearten diplomatisch bestimmt, und ausgemacht ist, daß zwischen den verschiedenen Lesearten nicht aus dem Gesichtspunkt der mechanischen Irrungen entschieden werden kann.

Griesbach stellt auch den Kanon auf, daß überall die schwierigere und dunklere der leichteren und klareren Leseart vorzuziehen sei, eben so das Ungewöhnliche dem Gewöhnlichen, das Härtere dem Weichen. Dieser Kanon sezt ebenfalls wieder absichtliche Änderung voraus. Unter dieser Voraussezung ist's ganz richtig, der dunklern Leseart den Vorzug zu geben. Aber was das Ungewöhnliche betrifft, so kann dieß gerade das Falsche sein, weil es durch mechanische Irrung entstanden sein kann. Erst wenn es mit dieser Erklärung nicht mehr gehen will, darf ich eine absichtliche Änderung vermuthen.

Ferner sagt Griesbach, die kürzere Leseart sei der längeren vorzuziehen, wenn es, wie er hinzusezt, jener nicht an allen Zeugnissen fehle. Diese Regel sezt wieder absichtliche Änderungen voraus. Vergleichen wir aber damit einen andern Kanon, wonach die Abweichung, oder bestimmter die kürzere Leseart, welche durch Irrung des Auges bei Ähnlichkeit einiger Sylben entstanden, zu verwerfen ist, so entsteht ein Conflict zwischen den beiden Regeln. Während also der Eine sagt, die kürzere Leseart ist vorzuziehen, sagt der Andere, sie ist verwerflich, weil sie durch mechanische Irrung entstanden ist. Wie ist der Conflict zu lösen? Weil die Erklärung aus einer mechanischen Irrung im Allgemeinen den Vorzug verdient, so ist die kürzere Leseart verwerflich, wenn es der längeren nicht an allen guten Zeugnissen fehlt. Ich kann mir aber dieselbe Regel noch mit einer andern in Conflict denken. Ich

soll nach der obigen Regel die kürzere Leseart vorziehen, aber die längere enthält etwas, wodurch von der Stelle ein heterodoxer Schein abgewendet wird. Sie wäre also die orthodoxere. Da ziehe ich die kürzere vor, aber aus einem ganz andern Grunde. Es kann indeß auch etwas weggelassen sein, weil es einen heterodoxen Sinn gäbe. Soweit wäre also die Auslassung, weil sie aus einem orthodoxen Motif entstanden wäre, zu verwerfen, und die längere Leseart vorzuziehen. Eben so kann es sein in Beziehung auf das Ascetische. Aus dem allen aber folgt, daß man erst eine Rangordnung zwischen den beiden Voraussezungen und somit zwischen den Regeln selbst feststellen müßte.

Was hat die Präsumtion für sich öfter vorzukommen, mechanische Irrungen, oder direkte oder indirekt absichtliche Änderungen?

Die ersteren sind fast unvermeidlich gewesen. Die indirekt absichtlichen Änderungen können nur aus dem Privatgebrauch hervorgehen und können nicht allgemein gedacht werden. Die direkt absichtlichen Änderungen sind die seltensten.

Man denkt sich gewöhnlich, daß die leztern besonders häufig in den kirchlichen Streigkeiten geschehen seien. Aber diese gehören einer Zeit an, wo es schon eine Menge von Abweichungen im N. T. gab. Und was hätte einer gewinnen können durch Verfälschung seines Exemplars? Andere hätten es, wenn er sich darauf berufen, gar nicht anerkannt. Oder hätte er hoffen sollen, eine verderbliche Saat für eine künftige Ernte zu säen, die er gar nicht mehr hätte erleben können?

Es giebt freilich Beispiele von absichtlicher Verfälschung. Die sind aber anderer Art und gehen weiter, als was wir bisher behandelt haben. So giebt man dem Marcion schuld, er habe nicht nur den neutest. Kanon einer bestimmten Theorie gemäß zugestuzt, sondern auch die einzelnen Schriften darnach zurechtgemacht, namentlich viel daraus weggeschnitten. Das wäre freilich eins der stärksten Exempel. Aber wie steht es damit? Um die Anschuldigung zu beweisen, müßten alle Differenzen eine bestimmte Physiognomie haben und sich aus seinen Principien er-

klären lassen. Ist dieß möglich? Es ist eine unrichtige Behauptung, daß Marcion den ganzen Kanon des N. T., wie wir ihn haben, gekannt habe. Sein Kanon gehört in die Bildungszeit des neutest. Kanons und konnte wol nach den Verhältnissen der Zeit nicht anders sein. Liest man Tertullian und Epiphanius gegen Marcion, so bleibt man schwankend, ob das Evangelium des Marcion das des Lukas gewesen, oder nur ein sehr ähnliches. Selbst die Hahnsche Untersuchung giebt noch keine Gewißheit, daß Marcion wirklich unsern Lukas vor sich gehabt und daß alles Abweichende sein Werk sei. Die Differenzen, welche Tertullian ihm alle als absichtlich zuschreibt, sind nicht alle von der Art, daß sie sich aus seinen Ideen ableiten lassen. Was sich aber nicht als absichtliche Änderung aus Marcions persönlicher Ansicht erklären läßt, ist auch überhaupt nicht als absichtliche Änderung anzusehen. Wir wissen nicht, wie in dieser Beziehung sein Text ausgesehen, und so wie man Zusäze hat, die zweifelhaft sind, so wird auch alles Übrige zweifelhaft.

Bei Marcion handelt es sich übrigens um den Text eines einzigen Mannes. Das ist aber etwas anderes, als wenn man allgemein aufstellt, daß von Orthodoxen und Heterodoxen absichtliche Änderungen gemacht seien. Dieß ist um so unwahrscheinlicher, als die kirchlichen Streitigkeiten gar nicht auf dem Boden versirten, daß sie durch eine einzelne Schriftstelle zu entscheiden wären. Man sieht dieß besonders aus den Arianischen Streitigkeiten. Ein bedeutender Theil des Abendlandes war Arianisch. Hätte nun diese Doctrin nöthig gehabt, den Text zu ändern, so müßte ja in den occidentalischen Texten eine Menge Verfälschungen der Art vorhanden sein, was aber gar nicht der Fall ist. Es drehete sich aber in den Streitigkeiten überhaupt nicht um die Leseart, sondern um die Exegese.

Liegt die Sache nun gar so, daß eine Stelle auf zweierlei Art anzusehen ist, nemlich so, daß die eine Leseart als Beweis für eine bestimmte Lehre anzusehen ist, die andere nicht, so habe ich gleiches Recht zu sagen, die eine Partei hat zu Gunsten ihrer

Lehre geändert, und, die andere hat dieselbe Stelle durch Entstellung den Gegnern zum Beweise untauglich gemacht. Also muß ich mich nothwendig nach andern Entscheidungsgründen umsehen. Steht fest, daß das Eine nur in einzelnen Handschriften sich findet, das Andere das allgemein Verbreitete ist, so hat jenes gar kein Recht angeführt zu werden, für welche Seite es auch streiten möge.

Es giebt aber viele Fälle, wo auf indirekte Weise etwas in den Text gekommen, was vorher, ursprünglich nicht darin war. Aber diese Fälle sind sehr verschiedener Art. Es kann Richtiges an die Stelle des Unrichtigen in den Text kommen; es können Correcturen über die Zeilen oder an den Rand geschrieben werden und durch spätere Handschriften in den Text kommen; es kann Ausgelassenes an den Rand geschrieben werden, oder auch eine erklärende Glosse, und das eine wie das andere nachher in den Text kommen. Was hier Princip für die Wahl ist, müßte eben so Princip für die Conjectur sein. Das Faktum steht fest, daß in mehreren Handschriften Stellen in den Text gekommen sind, die in andern nur Marginalien waren. Besonders gilt dieß von den Evangelien, die so viele Parallelen haben und doch abweichend sind. Ein fleißiger Leser schrieb z. B. bei der kürzeren Erzählung an den Rand, was die längere Parallele mehr hat. So erscheint dann wol in späteren Handschriften die kürzere der längeren assimilirt. Wenn ältere oder gleich alte Handschriften das Kürzere bezeugen, so scheint der Fall klar zu sein. Aber kann es nicht Assimilationen gegeben haben, welche älter sind, als unser Text, älter, als unsere Zeugnisse? Dieß ist eine Möglichkeit, aber wir haben keinen Grund über unsern ältesten weit verbreiteten Text hinauszugehen. Aber es können erklärende Anmerkungen in den Text gekommen sein, und in allen Handschriften stehen. Enthalten sie etwas, was dem bestimmten Zusammenhange nicht entspricht, was den Principien der psychologischen Exegese widerspricht, so können wir sagen, hier ist ein späterer Zusaz, wenn auch alle Handschriften ihn haben, aber dieß ist immer nur ein

exegetisches Urtheil, zu einer kritischen Ausscheidung aus dem Text fehlt es uns an allen Zeugnissen.

Wir können also als Resultat für die neutest. Kritik feststellen: Überall wo eine Verschiedenheit obwaltet, verschiedene Texte gegeben sind, ist die Aufgabe zunächst die, die Entstehungsweise der Verschiedenheit zu erklären. Darin liegt immer zugleich die Entscheidung. Die Erklärung aus mechanischen Irrungen ist immer das Erste, was versucht werden muß. Ergiebt sich so eine Entscheidung, so ist diese vorläufig als die richtige anzusehen. Vorläufig, denn es können sich im Zusammenhange Indicien ergeben, die für die anderweitige Entstehung oder Verschiedenheit sprechen. Ergiebt sich aber eine solche Entscheidung nicht, so entsteht freilich die Wahrscheinlichkeit einer ursprünglich absichtlichen Änderung. Dieß muß aber immer das Lezte bleiben. Müssen wir alle Lesearten bis auf Eine verwerfen und diese giebt entweder keinen logisch und grammatisch geschlossenen Sinn oder keinen im Zusammenhange, so müssen wir dann sagen, dieß sei die, aus welcher wir alle Entstellungen oder etwaige spätere Änderungen weggenommen, aber doch nicht das, was der Verfasser selber geschrieben habe. Da muß denn auf andere Weise gesucht werden, die Urschrift herzustellen, wobei es einerlei ist, ob man die Hülfe aus irgend einem Winkel des kritischen Apparats nimmt, oder durch Conjectur gewinnt. Beides ist gleich ungewiß in kritischer Hinsicht.

Auf dem Gebiete der classischen Litteratur scheint sich die Sache anders zu stellen, wiewol wir nie ein anderes Princip zugeben können. Der Unterschied ist nur der, daß wir von den meisten classischen Schriftstellern nur wenig Handschriften haben, vom N. T. eine Menge. Wir sind also dort mehr in dem Fall, unsre Zuflucht zur Conjectur zu nehmen, als bei dem N. T. Bei den classischen Schriftstellen kann man nun sagen, die Conjectur solle nur vorläufig sein, denn es können sich immer noch Handschriften finden, die das Richtige geben. Oft schon sind so Conjecturen durch später gefundene Handschriften bestätigt worden.

Während man nun hier hoffen kann, bessere Handschriften zu finden und in diesen Besseres, haben wir bei dem N. T. die Hoffnung nicht. Wenn nun, wie schon bemerkt, auch bei dem N. T. ungeachtet des großen handschriftlichen Apparats die Conjectur doch zulässig, ja nothwendig ist, so ist keine Verschiedenheit der kritischen Principien, sondern nur eine Verschiedenheit der Lage der Dinge auf den beiden Gebieten.

Es entsteht nun die Frage, wo im N. T. die Grenze sei zwischen den beiden auseinander gehaltenen Classen von Handschriften, von deren einer wir sagten, daß ihre Bestätigung nicht mehr Gewicht habe, als die Conjectur?

Dieß führt ins Gebiet der Diplomatik oder der Kunst, den Werth der Handschriften zu schäzen. Wir haben schon oben zwischen Uncial- und Cursivhandschriften unterschieden. Gewöhnlich sind die lezteren jünger, aber nicht immer. Es giebt keine scharfen Grenzen. Genau kann man nur unterscheiden Uncialhandschriften aus einer Zeit, wo man noch gar nicht cursiv schrieb, und Cursivhandschriften aus einer Zeit, wo man nicht mehr mit Uncialen schrieb. Leztere sind in diesem Falle bestimmt jünger. Wie steht es aber um die gleichzeitigen? Die Cursivschrift ist der Schnelligkeit wegen erfunden. Also hat die Uncialhandschrift für sich die Präsumtion der größeren Sorgfalt, welche schon in dem Entschlusse liegt, sie zu gebrauchen. Und da die Zeichen sich bestimmter sondern, so ist auch ein Versehen leicher zu entdecken. Allerdings sind aus der Uncialschrift die mechanischen Irrungen nicht zu verbannen, es lassen sich Regeln über die Verwechselung der Zeichen aufstellen, woraus eben die mechanischen Irrungen entstanden sind, und diese Regeln hat man sich wol zu merken. Aber wäre eben so häufig aus der Cursivschrift wie aus der Uncialschrift abgeschrieben worden, so würde die Zahl der mechanischen Irrungen beiweiten größer sein.

Wie sind nun zu gleicher Zeit Handschriften beiderlei Art entstanden? Wer mehr Zeit und Kosten aufwenden konnte, auch mehr auf die Sache hielt, machte oder erwarb Uncialhandschriften.

Außerdem waren die Cursivhandschriften mehr für den Privatgebrauch, die Uncialhandschriften für den öffentlichen. Auch deßhalb haben die lezteren mehr Präsumtion für sich.

Aber es ist nicht bloß auf das Alter der Handschriften zu sehen, sondern auch auf das Vaterland. Hier kommt denn, wie schon bemerkt, der Unterschied der rein griechischen und griechischlateinischen in Betracht. Was sich in den Handschriften der ältern Zeit und in griechischen wie lateinischgriechischen findet, das ist eine mit möglichster Vollkommenheit bezeugte Leseart.

In dem textus receptus finden wir eine Menge der bestbezeugten Lesearten nicht. Unter diesen sind freilich viele nicht von großer Wichtigkeit, sie enthalten oft nur eine Eigenthümlichkeit der grammatischen Form. Aber oft kann man auch die bestbezeugte Leseart nicht so lassen. Schlechtere Handschriften geben Besseres dem Sinne nach. Aber jenes ist doch das Sichere, das Spätere wahrscheinlich Correctur, die in den späteren Handschriften oft sehr leichtfertig gemacht ist. Man muß sich deßhalb an das beglaubigt Alte, Verbreitete halten, und wenn es keinen Sinn giebt, die Conjectur darauf bauen. Man bauet aber die Conjecturalkritik hierauf viel sicherer, als auf den späteren Text.

Lassen sich für die Conjecturalkritik Regeln geben? Nein, keine positiven Regeln, sondern nur Cautelen. Positive Regeln aber so wenig, als es für das Erfinden eine Kunstlehre giebt. Die Conjectur ist Sache des durch Übung gebildeten Talents.

Läßt sich das Ursprüngliche, was gesucht wird, durch Conjectur aus einer schwierigen Stelle allein herausbringen, oder muß man Anderes zu Hülfe nehmen? Schon die Frage führt auf das analoge Gebiet der hermeneutischen Operationen. Hier soll man aus den Umgebungen den schwierigen Punkt zu verstehen suchen. Diese Umgebungen reichen oft hin, oft nicht. So gerade in der Kritik. Bisweilen braucht man nichts zu Hülfe zu nehmen und erräth aus der Stelle selbst, was der Sinn sein muß. Da gilt es denn aber, den entsprechenden Text zu finden, woraus sich die Entstehung des Vorliegenden am leichtesten er-

klårt. Dieß ist die rechte kritische Probe. Diese Aufgabe scheint aber in Beziehung auf den ungeheuren kritischen Apparat des N. T. unendlich, wenn sie so gefaßt wird, aus der Conjectur alle Differenzen zu erklåren. Die Handschriften liegen Jahrhunderte auseinander und die Differenz ist oft erst durch eine lange Reihe von Falschem entstanden, die wir vollståndig gar nicht verfolgen können. In diesem Umfange kann also die Aufgabe nicht gestellt werden. Sie muß getheilt werden.

Das Erste ist, die Probe in Beziehung auf die bestbezeugten Lesearten zu machen. Besteht eine Conjectur diese Probe nicht, so ist sie nur eine vorlåufige fůr das hermeneutische Bedůrfniß, es ist möglich, daß noch Besseres gefunden werde. Wird aber diese Probe geleistet, so kann man weiter gehen. Zunächst wůrde man die übrigen verschiedenen Lesearten nach Alter und Ursprung zusammenstellen. Schon hieraus ergeben sich vielleicht Erklårungen der spåteren aus den früheren. Je nachdem nun diese Operation gelånge, wůrde die Conjectur am vollståndigsten bewiesen sein. Aber wenn man auch den kritischen Apparat aufs sorgfåltigste zusammenstellte und behandelte, eine ununterbrochene Stufenleiter, die bis zu dem åltesten Text zurückführte, könnten wir doch für kein einziges Buch des N. T. aufstellen. Wir werden immer auf Lücken stoßen. Daher muß man sich begnügen, wenn man den am besten bezeugten Text aus dem, was man als das Ursprüngliche vermuthen möchte, erklåren kann. Der Grundsaz ist festzuhalten, daß man auch da, wo man das Ursprüngliche zum Behuf der hermeneutischen Operation machen muß, nur von dem, was als das Ålteste vorhanden ist, ausgehen dürfe. Was auf die Weise entsteht, hat seinen Werth durch die kunstmåßige kritische Operation, aber als Auctoritåt ist es nie anzusehen.

Für diese divinatorische Kritik giebt es, wie gesagt, nur Cautelen, keine Regeln. Aber welches sind diese Cautelen?

Zuerst ist hinzuweisen auf die Analogie der divinatorischen Operation mit der hermeneutischen. Wie hier die nåchste Umgebung, oder auch die weitere, und analoge Parallelstellen auf den

rechten Sinn führen, so kann auch für die kritische Conjectur zunächst die Stelle selbst Indicationen enthalten, wie zu ergänzen sei, wenn der Fehler im Text ein solcher ist, daß die grammatische oder logische Einheit das einzig Gefährdete ist. Es kann freilich Stellen geben, wo dieß das Übel nur zu sein scheint, es aber nicht ist. Dann wird so viel klar, daß die grammatische Ergänzung oder Zurechtstellung der hermeneutischen Operation nicht genügt. Daraus entsteht denn die Aufgabe, das gewonnene Resultat aufzuheben, und die Stelle von einer andern Seite anzusehen.

Nehmen wir nun hieraus die Cautelen, wonach der Fund zu prüfen ist, so ist die erste diese, daß die Conjectur der hermeneutischen Operation genügen müsse. Außer dem, daß die Conjectur zu dem Vorhandenen in dem Verhältnisse stehen muß, daß sich die vorhandenen Differenzen daraus herleiten lassen, muß sie auch in den Sinn und Zusammenhang der Stelle passen, sonst kann sie die rechte nicht sein. Beides muß möglichst zusammentreffen, denn es ist davon auszugehen, daß der Verfasser geschrieben hat, was im Zusammenhange nothwendig war, und daß der Fehler aus mechanischer Irrung entstanden ist.

Es sind aber Fälle denkbar, wo beides einander nicht entspricht, man kann aus dem Gefundenen wohl die Differenzen alle unmittelbar erklären, aber es genügt der hermeneutischen Operation nicht vollkommen, und eben so umgekehrt. Welchem von beiden Momenten ist dann das Übergewicht zu geben, um das weitere Verfahren zu leiten? Dann ist freilich vorauszusezen, daß das Resultat nicht auf die vollkommenste Weise entstanden sei. Aber einfach und allgemein ist die Frage nicht zu lösen. Es kommt alles auf die Lage der Sache an. Je vollständiger die Succession der Documente ist, um so vollkommener muß sich alles Vorhandene aus dem Gefundenen erklären lassen; ist aber die Succession sehr unterbrochen, so kann auch nichts so Vollständiges gefordert werden. Hat man sehr alte und sehr neue Handschriften, die ganz Verschiedenes geben, so kann die Aufgabe nicht so gestellt werden; alle Hypothesen zur Erklärung der Entstehung

der Verschiedenheit helfen nichts, weil die Mittelglieder fehlen. Nur das kann dann die Aufgabe sein, etwas zu finden, was dem Zusammenhang der Rede entspricht.

Aber hier tritt nun eine andere Cautel ein. Das Gefundene muß nicht nur in der Sprache überhaupt, sondern im Sprachgebrauch des Verfassers gegeben sein. Kann ich dieß nicht nachweisen, so ist die Conjectur unsicher, und, im Fall das Gegentheil statt findet, gerade zu unrichtig. Es giebt gewisse Wendungen und Ausdrücke, die zu einer bestimmten Zeit nur in der Poesie oder in einem bestimmten Gebiet der Prosa üblich sind. Nimmt man daraus für ein anderes Gebiet eine Emendation, so ist sie unrichtig. Je vollständiger die Nachweisung des entsprechenden Sprachgebrauchs ist, desto mehr kann sich die Conjectur geltend machen. Hier zeigt sich die Abhängigkeit der philologischen Disciplinen unter einander. Es liegt darin eine Begrenzung der Sicherheit in der Lösung der Aufgabe. Denn die Kenntniß des Sprachgebrauchs erlangen wir doch nur auf demselben Wege, nemlich durch kritische Operationen. Werden viele verdorbene Stellen zur Nachweisung des Sprachgebrauchs angeführt, so kann Falsches entstehen; jene müssen erst festgestellt werden. So zeigt sich, daß die vollkommene Gewißheit der Emendation nur ein Werk der Zeit ist. Sie kann wo und wann sie entsteht vollkommenen Beifall finden, aber man muß abwarten, ob sie sich bei erweiterter Kenntniß der Sprache und Urkunden bestätigt.

Wenden wir dieß auf das N. T. besonders an, so ist hier die eigentliche Schwierigkeit, daß der neutest. Sprachgebrauch schwer zu bestimmen ist. Einmal ist uns die Beschaffenheit der ältesten Texte auf sehr üble Weise aus den Augen gerückt. Die ersten gedruckten Editionen sind voll von Correcturen in Beziehung auf die grammatischen Formen und die Orthographie. Das ist eine falsche Grundlage, wovon man ausgeht. Es soll nicht behauptet werden, daß alle unregelmäßigen Formen z. B. der Vaticanischen und anderer Handschriften zur Zeit der Apostel geschrieben oder gesprochen wurden. Aber wenn es darauf ankommt, aus

dem Vorhandenen eine richtige kritische Operation zu bilden, so muß ich dieß auch vollständig vor mir haben, ich muß selbst die Schriftzüge kennen, um Verwechselungen und dergleichen erklären zu können. Es kann also viel Falsches gemacht werden, wenn man nur auf den gedruckten Text zurückgeht. Sodann aber kann man das neutest. Sprachgebiet so wenig genau bestimmen. Man hat in dieser Hinsicht zwei Richtungen verfolgt. Beide zu einem einstimmigen Resultat zu bringen, ist noch nicht gelungen, und eben deßhalb auch nicht, das neutest. Sprachgebiet genau zu fixiren. Die eine Richtung geht von dem Individuellen in der neutest. Sammlung aus. Allein wegen des geringen Umfangs dessen, was man von den Meisten hat, und wegen der problematischen Identität ist hier eine unauflösliche Aufgabe. Die andere Richtung ist die nach dem Gemeinsamen. Dieß hat nun eine zweifache Beziehung, die eine auf die griechische Sprache, wie sie damals anderwärts bestand, die andere auf das Hellenistische. Doch ist auch hier schwer zu einem genügenden Resultate zu gelangen. Wollte man z. B. behaupten, was Philo und Josephus geschrieben gehöre unmittelbar dem neutest. Sprachgebiete an, so wäre das nicht zu rechtfertigen. Eben so, wenn man sagen wollte, was dem Macedonischen Sprachgebiete angehöre, sei unmittelbar auch das neutestamentliche. Da ist also eine Unsicherheit nach beiden Seiten und des Feststehenden noch wenig. Nach obiger Regel müßte man bei den neutest. Schriftstellern stehen bleiben, aber da ist der Umfang dessen, woraus Bewährung herzunehmen ist, zu beschränkt. So müssen wir sagen, daß die divinatorische Kritik im N. T. weit unsicherer ist, als im Gebiet der classischen Litteratur.

In Beziehung auf die Aufgabe, aus dem Gefundenen das Vorhandene zu erklären, stehen wir scheinbar mit dem N. T. besser, weil wir von dem handschriftlich ältesten Text eine große Succession von Dokumenten haben, Handschriften aus allen Jahrhunderten. Aber wenn wir nun auch den gehörig bezeugten ältesten Text haben, so ist die Aufgabe nicht leichter, denn die

Lücke zwischen dem Ältesten und Ursprünglichen bleibt und ist nicht auszufüllen, und man kann gar nicht die Forderung stellen, in allen Fällen das älteste Vorhandene aus dem Gefundenen zu erklären. Es gab ja eigentlich gar keine Urschriften des ganzen N. T., die Sammlung war schon Abschrift. Dazu kommt, daß die ursprüngliche Vervielfältigung nur aus religiösem Interesse, ohne alles philologische geschah. Zu der Zeit, wo die philologische Tendenz sich zu regen begann, bestand die Sammlung schon ziemlich in der Gestalt, in der wir sie haben. Kurz das Sammeln und Zusammenschreiben geschah ohne alle philologische Aufsicht, und nur mit mechanischer Treue. Vom A. T. rühmt man die Genauigkeit und Sorgfalt, welche man auf die Abschriften und deren Collation gewendet, und mit der man die Abweichungen bemerkt hat. Können wir dieß auch vom N. T. rühmen? Nein. Die Verhältnisse waren ganz andere bei dem A. T., und doch ist es dem nicht entgangen, eine Menge von Abweichungen zu haben. Jene Genauigkeit beim A. T. beschränkte sich auf die zum öffentlichen Gebrauch bestimmten Synagogenrollen. Die erste Vervielfältigung des N. T. geschah zum Privatgebrauch. Dazu kommt, daß bei der Entstehung dessen, was der Sammlung vorausgehen mußte, alles zufällig und gelegentlich war. Wie sind z. B. die Abschriften der einzelnen apostolischen Briefe zu andern Gemeinden gekommen? Offenbar durch Einzelne zufällig und gelegentlich. Nachher mag mehr Genauigkeit entstanden sein, das ursprüngliche Verfahren war keinesweges von der Art. Also kann im N. T. weit weniger davon die Rede sein, das Ursprüngliche herzustellen, als bei den classischen Schriften. Hier war die Vervielfältigung vom Anfang an mehr regelmäßig und von philologischem Interesse geleitet. Wäre auch im N. T. die Nothwendigkeit häufiger, dem Text durch divinatorische Kritik zu Hülfe zu kommen, die Lösung hätte doch nie den Grad der Sicherheit, wie auf dem classischen Gebiet. Es giebt allerdings im N. T. Stellen, welche durch das Vorhandene nicht zu heilen sind, und die Zahl derselben wird größer, wenn man auf den ältesten Text

zurückgeht, weil die späteren Handschriften schon Emendationen aufgenommen haben. Allein jene Stellen sind größtentheils von der Art, daß sie das wesentliche Interesse und die Dignität des N. T. nicht affiziren. Sollte wirklich eine kirchliche Lehre auf einer verdächtigen Stelle beruhen, so wäre das ein Übel, welches mit Sicherheit nicht zu heilen wäre. Allein das ist wol nie der Fall, denn selbst in einzelnen Stellen, wo es sein könnte, möchte wol für die kirchliche Lehre wenig entschieden werden, wenn man so oder so liest.

Vorausgesezt, daß das angegebene Verfahren das richtige sei, und daß es verhältnißmäßig wenig Stellen gebe, welche die Hülfe der divinatorischen Kritik erfordern, um den Sinn richtig zu bestimmen, wiefern liegt es jedem Theologen ob, sich mit der neutest. Kritik zu befassen?

Diese Frage läßt sich verschieden beantworten. Hält man für zulässig, sich unter eine Auctorität zu begeben, so scheint es, als könne man sich der Sache gänzlich entschlagen. Allein es kommt doch gar sehr darauf an, ob man diese oder jene Auctorität wählt. Will man sich nun bei dieser Wahl nicht wieder unter eine Auctorität begeben, so muß man doch selbst ein Urtheil haben. Es mag Manchem zuträglicher scheinen, eine gute Wahl zu treffen, als selbst an die Sache zu gehen. Allein in der evangelischen Kirche werden wir doch schwerlich zugeben, daß nur Wenigen jenes Geschäft obliege, sobald wir das Princip festhalten, daß der Theolog in seiner Praxis überwiegend mit dem Grundtext, nicht mit der Übersezung zu thun habe. Hiernach muß Jedem obliegen, sich um das, was er vor sich hat, wiefern es der Text ist oder nicht, zu bekümmern. Dieß gilt nicht allein von bestimmten dogmatisch wichtigen Stellen.

Allein es ist nicht genug, eine Aufgabe allgemein zu stellen, es kommt auch darauf an, ob die Mittel zu ihrer Lösung vorhanden sind. Man muß dem Theologen nachweisen, daß die

Mittel in seiner Hand seien, und daß der Aufwand von Zeit für ihn in einem richtigen Verhältnisse stehe.

Wie liegt die Sache zu unsrer Zeit? Was haben wir für Hülfsmittel, uns von der Herrschaft der recepta zu befreien?

Alle Ausgaben, die auf irgend eine Weise kritisch sind, (die Lachmannsche freilich ausgenommen, obwohl sie, zwar kritisch genug in sich selbst, doch so lange der Apparat fehlt nicht kritisch genannt werden kann, weil der Leser sie nicht kritisch für sich allein gebrauchen kann,) haben bisher die recepta zum Grund gelegt, selbst Griesbach. Will man nun eine Vorstellung vom Zustande des Textes haben, so muß man auch bei Griesbach sein Auge auf den krit. Apparat haben. Das Erste, was da wahrzunehmen, ist, wieweit sich die recepta von den ältesten Handschriften der beiden Hauptfamilien entfernt hat. Hat man diese Hauptanschauung gewonnen, so wird man die Achtung vor jenem Text schon hinlänglich verlieren. Aber vollständig kann man sich doch noch nicht überzeugen, wenn man auch bei Seite setzt, daß der bisherige Apparat noch auf sehr unvollständigen Vergleichungen beruht, denn auch bei Griesbach ist niemals der Stand der Sache vollständig und klar dargestellt. Durch die Art, wie Griesbach den Apparat im Verhältniß zum Text eingerichtet hat [1]), wird eine stetige Vergleichung unmöglich. Eine solche aber ist nothwendig. Freilich würde, wenn die Vergleichung stets möglich und sicher sein sollte, die Masse des kritischen Apparats größer werden müssen, wodurch denn das Verfahren sehr erschwert werden würde. Aber es läßt sich eine bessere Einrichtung des Apparats denken, so daß alle Handschriften, die gar keine Auctorität haben, weggelassen, und die Vergleichung nur auf die wirklichen Auctoritäten beschränkt würde. Indem so die unnüze Masse verschwände, würde es möglich sein, den Zustand des ganzen Textes vor Augen zu bringen und bei jeder Stelle zu sehen, wie sich die recepta zu dem bezeugten Text verhält. Auf die Weise lie-

[1]) Vergl. S. 305 f.

ßen sich auch die verschiedenen Classen der Abweichungen der Zahl nach in den Auctoritäten darstellen. So erhielte man eine Stufenleiter der Abweichungen, bis man an die Stelle käme, wo der Apparat nicht mehr ausreicht und die divinatorische Kritik zu Hülfe genommen werden muß. Bei so beschränkendem Verfahren würde die Zahl solcher Stellen größer, weil in den späteren Handschriften schon Correcturen in den Text gekommen sind. Aber es wäre besser, solche Handschriften ganz wegzulassen, damit man nicht verleitet würde für Quellen zu halten, was keine sind.

Die gewöhnlichen Handausgaben des Textes sind zur Übung in der Kritik gar nicht zu gebrauchen. Nur die Griesbachsche ist dazu geeignet. Wie nun diese? Man muß einzelne Theile des Textes kritisch genau durcharbeiten. Zu dem Ende mache man sich zuerst aus den Griesbachschen Prolegomenen und den Wetsteinschen mit den Handschriften bekannt, welche als Hauptauctoritäten anzusehen sind. Man abstrahire dabei ganz von der sehr componirten und gebrechlichen Griesbachschen Theorie, und halte sich allein an die Uncialen. Wenn auch unter den Cursivhandschriften solche sind, welche mit jenen gleiches Alter haben, so sind sie doch nicht von dem Belang, um deßwegen das Verfahren complicirter zu machen. Hat man sich nun mit jenen Uncialen genau bekannt gemacht, ihrem Alter, Ursprung, ihrer Beschaffenheit, dann muß man in dem Abschnitt, den man durcharbeiten will, alle Stellen in dem kritischen Apparat vergleichen, wo mehrere zusammen angeführt sind. Dabei ist aber zu beachten, daß, wo Griesbach für eine Leseart keine dergleichen Auctorität anführt, darum die übrigen nicht genannten nicht immer für die recepta sind. Dann lege man sich die Frage vor, wie das, wofür wirkliche Zeugen sind, und die recepta sich genetisch zu einander verhalten, wie eins aus dem andern auf dem Wege der mechanischen Irrung entstanden sein könne. Die Handschriften können aber Fehler haben, die recepta Gutes darbieten. In diesem Falle ist auszumitteln, ob der gemeine Text so sei, daß das Bezeugte daraus entstanden sein kann. Das Umgekehrte

kann ich nicht sehen. Dann ist vorläufig die Hypothese aufzustellen, daß die recepta Correctur ist oder eine andere uns unbekannte Quelle hat, und daß dasjenige, was der kritische Apparat darbietet, ein Fehler ist. Aber eine Zusammenstellung der Fehler, welche sich notorisch als solche in den Handschriften finden, ist noch nicht vollständig aus den kritischen Apparaten zu entnehmen, weil die Vergleichung der Handschriften noch sehr unvollkommen ist.

Durch diese Übung, Lesearten in Beziehung auf ihre Genesis zu vergleichen, bildet sich eine Anschauung von den Subsidien und der Beschaffenheit des Textes. Und damit ist man im Stande, in solchen Fällen, wo der wirklich bezeugte alte Text die divinatorische Kritik erfordert, diese nach den obigen Regeln auszuüben.

Hat man einen Apparat wie den Griesbachschen vor sich, so muß man doch auch auf die Varianten seine Aufmerksamkeit lenken, welche von geringeren Auctoritäten dargeboten werden. Man mag dann sehen, wiefern sie solche Lösungen sind, die den Regeln genug thun, immer aber darf man sie nur als Erzeugnisse der divinatorischen Kritik ansehen.

Wenn man voraussezen darf, daß jeder Theolog eine gewisse Gewöhnung an das classische Alterthum hat, so kennt er von hier aus die Operationen der divinatorischen Kritik. Aber um diese im N. T. üben zu können, muß eine fleißige Lesung des N. T. dazukommen, eine wachsende Bekanntschaft mit den Eigenthümlichkeiten desselben. In dieser Hinsicht giebt es verschiedene Hülfsmittel für die eigentliche hermeneutische Operation, die besondern Einfluß auf das Gebiet der Kritik ausüben können. Dieß sind die Sammlungen, worin der Sprachgebrauch alter Schriftsteller mit dem neutest. verglichen wird. Rechnet man ab, daß hier oft Analogien aufgestellt sind, die keine sind, denn dergleichen wird immer vorkommen, wo gesucht wird, so gewinnt man daraus allerdings eine gewisse Analogie für das divinatorische Verfahren im N. T. Wollte man sich dabei immer nur an die neutest. Analogien halten, so würde man oft nur ein reines non liquet aussprechen müssen. Hat man sich aber auf die

rechte Weise das Gebiet der Analogien erweitert, so kann man daraus Hülfe nehmen. Denn es kann Fälle geben, wo der ursprüngliche Text dem classischen Gebiete näher liegt, das Unzuverlässige dagegen dem neutest. Sprachgebrauch.

Gesezt nun, man machte Versuche, Stellen, welche durch urkundliche Kritik nicht zu heilen sind, durch die divinatorische herzustellen, wie weit geht der Gebrauch der Vermuthung?

Die eigenthümliche normale Dignität des N. T. schreibt dabei ganz besondere Grenzen vor, macht ausgezeichnete Vorsicht nothwendig. Es ist, wie schon gesagt, von solchen Emendationen immer nur ein negativer, kein positiver Gebrauch zu machen, und gar nicht der Fall, daß, wie man oft gedacht hat, mit der Art, den Text einiger Stellen zu constituiren, gewisse Lehren stehen oder fallen. Man kann nicht voraussezen, daß Vorstellungen, die sich erst in theologischen Streitigkeiten gebildet, schon so im N. T. enthalten sein sollten. Dann wären sie ja auch in das allgemein christliche Bewußtsein übergegangen, und die entgegengesezten hätten sich dann gar nicht können geltend machen. Nur der Fall kann vorkommen, daß ich sage, wenn ich die Stelle so lese, so kann ich sie als Zeugniß gebrauchen für die und die dogmatische Vorstellung, wenn aber so, dann nicht. Aber nicht werde ich sie dann dagegen anführen können. Der eigentliche Werth der verschiedenen Lesearten in Beziehung auf den dogmatischen Gebrauch ist nur der, daß die eine einen bestimmten Gebrauch zuläßt, die andere nicht. Übrigens aber kann nie eine wesentliche Lehre auf einer einzelnen Stelle beruhen. Was gar keinen Halt hätte, als in der Art, wie eine einzelne isolirte Stelle gelesen würde, könnte doch nicht wesentlicher Gegenstand des christlichen Glaubens sein. Dadurch wird der Werth der divinatorischen Kritik freilich beschränkt, aber wir können ihr uns um so zuversichtlicher hingeben, da es niemals diese eine Stelle ist, welche dem dogmatischen Interesse wesentlich nüzen oder schaden wird.

Ein wichtiger Punkt, der nicht außer Acht zu lassen ist, ist

der, daß wenige von den Handschriften, die vorzüglich in Betracht kommen, vollständig sind. Die meisten haben Lücken oder erstrecken sich nur über einzelne Theile des Textes. Beachtet man das nicht, so entstehen leicht falsche Vorstellungen. Findet man z. B. bei Griesbach Handschriften für eine Abweichung von der recepta angeführt, so schließt man leicht fehl, daß die nicht genannten für die recepta seien. Will man eine Stelle kritisch gründlich durcharbeiten, so muß man sich vor Augen bringen, welche Handschriften da sind und welche nicht. Man notire sich zur Bequemlichkeit in seinem N. T. auf jeder Seite, was für Handschriften da sind und was für Lücken.

Die Uncialhandschriften selbst sind nicht von gleichem Werth. Der Werth derselben muß genau bestimmt werden, damit man sich bei einer so zusammengesezten Operation nur auf das von ausgezeichnetem Werth beschränke. Ein Hauptpunkt der Werthbestimmung ist das Alter. Vergleiche darüber das Obige. Aber es wäre kein richtiges Verfahren, die Stimmen der werthvollen nur zu zählen, noch weniger, denen den Vorzug zu geben, welche am wenigsten Abnormitäten haben. Es giebt in den Handschriften Fälle, wo man, indem der Text hermeneutisch ungenügend erscheint, doch leicht ermitteln kann, daß eine mechanische Irrung zum Grunde liegt. Kommt so etwas oft vor, so ist das freilich ein Beweis, daß der Abschreiber ungenau gewesen. Das ist denn die schwache Seite der Handschrift, und in dieser Beziehung hat sie wenig Auctorität. Aber in jedem andern Betracht kann sie den größten Werth haben, indem sie einen sehr alten Text enthält. Hat eine Handschrift besondere grammatische Formen, wie z. B. Cod. B., so giebt ihr das einen vorzüglichen Werth, denn es beweist, daß keine willkührlichen Änderungen, die doch diese Formen zuerst betroffen haben würden, in ihr vorgenommen sind; dann aber auch, weil bei der Beurtheilung von Änderungen, denen mechanische Fehler zum Grunde liegen, viel darauf ankommt, welche Zeichen da gestanden. Handschriften, welche jene corrigirt haben, bringen andere Zeichen hinein, und

machen die Beurtheilung unmöglich, wie jene entstanden. So haben also jene Handschriften mit besondern grammatischen Formen besonderen Werth, und der kritische Apparat sollte sie immer mit anführen. Weiß man, zu der Zeit, aus der eine bestimmte Handschrift ist, haben solche Abnormitäten statt gefunden, und die Handschrift hat sie nicht, so entsteht der Verdacht, daß der Abschreiber, der in diesem Falle grammatisch verfahren ist, auch in andern willkührlich gehandelt, und so verschwindet die Hülfe, aus den Zeichen, ihrer Ähnlichkeit u. s. w. die mechanischen Irrungen zu erklären, ganz und gar.

Zu dem allen aber gehören, wenn die Aufgabe vollkommen gelöst werden soll, schwierige und zusammengesezte Operationen, paläographische Kenntnisse u. s. w. Es kann daher auch nicht die volle kritische Aufgabe als allgemeine Aufgabe für alle Theologen angesehen werden. Aber betrachten wir als die Aufgabe des Theologen das vollkommene hermeneutische Verständniß, so liegt doch schon darin, daß der Leser und Ausleger sich wenigstens nicht überall auf den Herausgeber verlassen darf. Dazu kommt, daß in der Kritik etwas Allgemeines liegt, und daß wir auf jedem Gebiete des Lesens und Hörens beständig in einer kritischen Operation begriffen sind. Somit kann sich Niemand davon ganz entbinden wollen. Man muß nur die Aufgabe ihrem Nuzen und Zeitaufwande nach richtig behandeln.

Scheiden wir in der Aufgabe von einander, was jedem Theologen zugemuthet werden kann, und was eine besondere Virtuosität erfordert, und bestimmen das Erste, so werden wir dabei von einem Minimum ausgehen müssen. Gehen wir von der Lösung der hermeneutischen Aufgabe aus. Darf sich der Theolog auf das Urtheil irgend einer kritischen Auctorität verlassen, wenn es darauf ankommt, den Zustand des Textes für die Auflösung der hermeneutischen Aufgabe zu untersuchen? Es giebt Fälle, welche gerade am meisten von kritischer Virtuosität abhängen. Da werden wir die Frage nicht verneinen dürfen. Aber schwerlich wird es viele Fälle geben, wo die kritischen Auctoritäten, die ich als

solche anerkenne, befrage, unter sich einig sind. Um zu entscheiden, muß jeder Principien der Entscheidung für sich selbst haben. Worauf ist nun da zu sehen? Es kommen hier zwei Punkte in Betracht. Der erste ist, daß man wissen muß, ob das kritische Urtheil das Eine oder Andere durch andere Rücksichten, z. B. Partheyansichten, benachtheiligt ist oder nicht. Also man muß die Principien der verschiedenen Kritik kennen. Ist dieß beseitigt, so fragt sich ferner, welchem Kritiker soll man am meisten vertrauen? Da ist also eigenes Urtheil über den Werth der kritischen Arbeiten etwas Unerläßliches. Dieß ist unmöglich ohne Kenntniß ihrer Principien. Wer aber darüber urtheilen will, muß selbst wieder die Principien der Kritik im Großen und Ganzen kennen. Zu dem Ende muß sich jeder Theolog schon vorher um das Kritische bekümmert haben, nicht erst an der Stelle, wo die hermeneutische Operation es erfordert. Darnach hat er zu beurtheilen, worin er dem einzelnen Kritiker zu trauen hat und worin nicht. Um dieß methodisch zu treiben, mache man sich eine Classification der Auctoritäten, denen man folgt. Das Wesentliche dabei wäre Folgendes.

Bei der Lesung des N. T. zur Lösung der hermeneutischen Aufgabe ist das Nächste die Hülfe der Commentatoren. Die Commentare sind zwar eigentlich exegetischer Art, aber sie kommen immer in den Fall, die verschiedenen Lesearten zu beurtheilen. Hat man nun einen Commentar, von dem man glaubt, daß man sich auf sein kritisches Urtheil verlassen kann, so hat man nicht nöthig, die kritische Operation selbst zu machen, aber die Grundsäze seines kritischen Verfahrens muß man kennen und ihn danach beurtheilen und classificiren. Sagt ein Commentator, ich halte mich ganz an Griesbach, so hat er eben gar kein eigenes Urtheil. Beruft er sich aber bald auf diese, bald auf jene kritische Auctorität, oder er entscheidet für sich selbst ohne Auctorität, so hat er in beiden Fällen ein eigenes Urtheil, ist kritisch, und ich muß wissen, welchen Principien er folgt. So haben wir also eine Classe, die sich selbst als Kritiker darstellenden Commentatoren. Die zweite Classe ist dann die der eigentlichen kritischen Her=

ausgeber des N. T. Deren sind aber zu viele, als daß jeder Theolog auf sie zurückgehen könnte. Es entsteht also die Frage, welche sich von diesen am meisten als Kritiker geltend gemacht haben? Dieß wird sich vorzüglich dadurch manifestiren, wie die Commentatoren sie gebrauchen. Bengel, Wetstein und Griesbach sind die drei Hauptkritiker, die auch immer am meisten angeführt werden. Von dem Verfahren derselben muß jeder eine gewisse eigene Anschauung haben. Wetstein und Griesbach haben eine gewisse Verwandtschaft mit einander, so daß der leztere auf dem ersteren eigentlich beruht. Beide haben den gemeinschaftlichen Fehler, daß sie den vulgären Text zum Grunde gelegt haben. Wetstein hat denselben unverändert, und nur durch Zeichen unter dem Text die andern Lesearten mit ihren Auctoritäten angeführt. So ist bei ihm das Auge für die recepta bestochen und man muß daher um so mehr auf die Abweichungen und deren Auctoritäten unter dem Text zurücksehen. Aber es ist um so mehr zu wünschen, daß sich jeder mit dem Werke genauer bekannt mache, da es außerdem reich ist an Observationen von Analogien aus den griechischen und jüdischen Schriftstellern, die lezteren bequemer als bei Lightfoot und Schöttgen.

Bengel hat die recepta verlassen, und einen eigenen Text constituirt. So hat er die Bestechung des Auges durch jene vermieden, aber nie Bürgschaft gegeben, woher er das hat, was man im Text liest. Aber wer jezt bei der Constitution des Textes auf die recepta keine Rücksicht nehmen will, der hat mehr Hülfsmittel, die Leser von seinem Verfahren zu unterrichten, als Bengel zu seiner Zeit. Bengel hat von seinem Verfahren Rechenschaft gegeben in seinem apparatus criticus, auch in seinem Gnomon. Es ist wünschenswerth, daß sich jeder damit bekannt macht, wenn auch nur für einzelne Abschnitte. Von Griesbach ist schon öfter die Rede gewesen. Jeder wird bei genauerer Bekanntschaft finden, wie oft er Lesearten, welche die vorzüglichsten Auctoritäten für sich haben, in die unterste Stelle herabsezt und die recepta überschäzt.

Bedenkt man, daß in der neueren Zeit die modificirte recepta des Griesbachschen Textes und der Bengelsche Text sich die meiste Auctorität verschafft haben, so daß sie in den meisten Ausgaben repetirt sind, so erscheint es als ganz nothwendig, daß jeder sich ein Urtheil darüber verschaffe. Geht man nun auf das Verfahren der Kritiker prüfend ein, so wird man sich auch dadurch so viel Bekanntschaft mit den bedeutendsten Handschriften u. s. w. verschaffen und so viel kritisches Urtheil sich erwerben, daß man überall wo es nöthig ist selbstständig entscheiden kann. In dem Grade aber wird man finden, daß jeder von ihnen gefehlt hat und keinem vollkommen zu vertrauen ist. So muß also jeder um so mehr die kritischen Operationen selbst machen.

Was bei einem solchen Verfahren nebenbei sich von selbst versteht, ist daß man die deutsche Übersezung ganz vergißt. So lange man diese noch im Sinne hat, giebt es keine Selbstständigkeit im Gebrauch des N. T. Das determinirende Bewußtsein derselben ist immer das zu corrigirende, es rückt die wahren Analogien aus den Augen und verleitet zu falschen.

Die allgemeine Aufgabe nun, sich ein eigenes kritisches Urtheil zu verschaffen, beschränkt sich auf das Nothwendige zum Behuf der hermeneutischen Aufgabe. Aber die Arbeiten dazu sind schon Vorübungen zur kritischen Virtuosität, und es giebt dabei Veranlassungen genug, über jenes nothwendige Minimum hinauszugehen. Nur daß größere Neigung und Anlage den Einen weiter führt als den Andern, — worin sich dann eben schon die Virtuosität kund thut.

Zu der Bildung des kritischen Urtheils können alle kritischen Arbeiten Vorübungen sein, nicht bloß die Übung im N. T. Auch an andern Schriftstellern, und selbst im gewöhnlichen Leben können dergleichen Übungen gemacht werden.

Es liegt im Charakter des Philologischen, daß die kritische Richtung überall hin begleitend ist, und so liegt sie auch im Charakter des Theologischen.

Worin liegt der Unterschied zwischen dem Leser, der sich zum

Behuf der hermeneutischen Operation den Text gestaltet, und dem kritischen Herausgeber des Textes? —

Es giebt einen bestimmten Unterschied zwischen dem Resultat der diplomatischen und der divinatorischen Kritik. Bei der diplomatischen Kritik sind beide auf dem allgemeinen philologischen Standpunkt, sie wollen beide das Ursprüngliche wo möglich ermitteln. In Beziehung auf die divinatorische Kritik sind beide im Dienste der hermeneutischen Operation. Diese nöthigt zu ergänzen und zwischen Verschiedenem zu wählen. Soll die Lösung der Aufgabe ihren richtigen Gang gehen, so darf das Resultat der diplomatischen mit dem Resultat der divinatorischen Kritik nicht verwechselt werden. Der Leser geht aus von dem diplomatisch Ermittelten, und das Divinatorische macht sich jeder selbst, und fördert sich jeder nach seiner Art und Überzeugung in Beziehung auf die hermeneutische Operation. Daher wird es immer mehr Grundsaz der Herausgeber werden, die Resultate der divinatorischen Kritik nicht in den wirklichen Text aufzunehmen. Außer demselben können sie mitgetheilt werden. Es giebt zwischen strenger Darstellung des Textes und Mittheilung hermeneutischer Operation ein Mittleres, Commentare mit Text und Texte mit einem Commentar verbunden. Ist im ersteren Falle der Commentar die Hauptsache und die Mittheilung des Textes nur ein Hülfsmittel für den Leser, so darf doch auch selbst in diesem Falle der Text nur rein diplomatisch gegeben werden; wird dies Resultat der divinatorischen Kritik in den Text mit aufgenommen, so entsteht Bestechung, wenn auch nachher im Commentar Rechenschaft davon gegeben wird. Ist der Text Hauptsache und der Commentar nur Nebensache, so ist um so nothwendiger, den Text rein diplomatisch mitzutheilen.

Es ist oben gesagt worden, daß mechanische Irrungen eher anzunehmen seien, als absichtliche Änderungen. Es giebt nun Fälle zusammengesezter Art. Denkt man sich zwei Lesearten, eine längere und kürzere. Nach Griesbachs Kanon ist die kürzere vorzuziehen, jene immer ein Zusaz. Nach unsrem Kanon versuchen wir zuerst, ob sich die Erscheinung aus einer mechanischen Irrung

erklären lasse. Finde ich zwei gleiche Anfänge oder zwei gleiche Endungen, so entsteht die Möglichkeit einer Auslassung aus mechanischer Irrung, und die längere Leseart verdient den Vorzug. Es kann aber ein Zusaz, eine Exegese, zufällig dieselbe Gestaltung haben; ja es wird eine Exegese meistentheils in der grammatischen Bildung mit dem Texte übereinstimmen, so daß von selbst gleiche Endungen entstehen. Wie da? Weil beide Fälle überhaupt möglich sind, so muß man auch beides überall im Sinne haben. So entsteht eine Wahrscheinlichkeitsrechnung. Ist es wahrscheinlich, daß die längere Leseart ein Zusaz sei? Dazu muß eine Veranlassung gesucht werden. Oder ist die kürzere fehlerhaft? Dazu muß die Möglichkeit eines Abirrens des Auges wahrscheinlich gemacht werden. Die Abirrung wird um so wahrscheinlicher, wenn beide Enden ziemlich nahe aneinander stehen, der Unterschied der längeren und kürzeren Leseart gering ist, oder wenn ein Ende unmittelbar unter dem andern steht in der darauf folgenden Zeile. Dazu aber gehört eine genaue Kenntniß der Handschriften.

In den synoptischen Evangelien steht die Sache eigenthümlich anders. Da giebt es Übertragungen aus dem einen in das andere, die nicht gut unmittelbar beim Abschreiben entstanden sein können. Denn daß ein Abschreiber solche Einschaltungen aus dem Gedächtniß sollte gemacht haben, ist, wenn er das Abschreiben als Geschäft trieb, nicht wahrscheinlich. Aber indirect als Marginalbemerkungen des Lesers können sie entstanden sein. Hier also, wo eine längere Leseart in einem Evangelium etwas aus einem andern enthält, ist die Wahrscheinlichkeit für die kürzere. Dagegen könnte für die längere eine Wahrscheinlichkeit entstehen, wenn zufälliger Weise auch eine Abirrung des Auges zu denken wäre. Diese Wahrscheinlichkeit würde aber wieder vermindert, wenn die Differenz zwischen der längeren und kürzeren bedeutend wäre.

Bei der eigenthümlichen Beschaffenheit des N. T. müssen wir auch in den didaktischen Büchern die Möglichkeit zugeben,

daß Zusäze gemacht sind als Erklärungen und Vervollständigungen dem Begriffe nach. Denn es giebt auch in den didaktischen Schriften solche Parallelen, weil immer ein bestimmter Kreis von Vorstellungen behandelt wird, worin oft dieselben Elemente sich wiederholen, nur anders ausgedrückt. So konnten also bei der einen andere ähnliche Stellen beigeschrieben werden. Man muß daher auch in den didaktischen Büchern bei der Differenz der längeren und kürzeren Leseart, nächstdem daß man sie aus mechanischen Irrungen zu erklären sucht, darnach sehen, ob nicht etwas den Charakter eines Glossems hat. Darin liegt denn aber kein absichtliches Verändernwollen des Textes, sondern es ist später in den Text hineingebracht, was ursprünglich nicht hineingehörte.

Hieran knüpft sich eine andere Aufgabe der Kritik.

Ebenfalls durch einzelne Worte, geringe Veränderungen oder Verschiedenheiten entsteht Gewißheit oder Ungewißheit über den Verfasser einer Schrift. Es fragt sich, wie steht es mit dieser Aufgabe, welche eine ganz andere zu sein scheint?

Die Frage, ob der Brief an die Hebräer Paulinisch sei oder nicht, ist keine kritische Frage in unsrem Sinn. Denn es giebt keinen Text, der dazu Veranlassung gäbe, keine Handschrift, welche den Namen des Apostels in der Überschrift trüge oder im Text vorkommen ließe. Von diesem Standpunkte ist der Brief ein anonymer, und die Aufgabe, den Verfasser zu ermitteln, eine Aufgabe der historischen Kritik, mit der wir es hier nicht zu thun haben. Eben so ist es mit der Frage, ob der zweite Brief Petri echt sei, und mit der, ob das Evangelium des Matthäus ein Werk des Apostels sei oder nicht. Was das leztere betrifft, so giebt es keine Überschrift, welche dem Namen den Titel eines Apostels beilegte. Hier ist eben so wenig eine kritische Frage in unsrem Sinne, wie bei dem dritten Evangelium und der Apostelgeschichte, ob diese von dem Lukas herrühre, der den Apostel Paulus begleitete.

Wie muß die Sache stehen, wenn dergleichen eine eigentlich kritische Frage werden soll?

Der nächstliegende Fall ist der, wenn die Handschriften Verschiedenes über den Verfasser behaupten. Dann ist zu entscheiden, wie bei Lesearten. Hier ist aber ein großer Unterschied, ob die Behauptung in der Schrift selbst oder außerhalb gemacht ist. Wenn außerhalb, so ist ungewiß, ob die Überschrift ein Theil der Schrift in der ersten Ausgabe ist oder nicht. Ist das erstere ausgemacht, so ist die Frage wie alle kritischen Fragen zu entscheiden. Ist dagegen wahrscheinlich, daß die Überschrift später ist, so ist die Beurtheilung eine von der Schrift selbst zu sondernde Aufgabe. Ist die Überschrift ein bloßes Urtheil oder hat sie Auctoritäten für sich? Sobald die Frage sich so wendet, daß gefragt wird, ob die Überschrift als ein bloßes Urtheil angesehen werden kann, so hört sie auf eine kritische zu sein und gehört der historischen Kritik an.

Allein kann denn jene Frage nicht auf eine andere Weise eine kritische werden?

Haben wir eine Schrift, welche sich in ihr selbst als Schrift eines gewissen Verfassers ausgiebt, es ist auch sonst kein Streit darüber, im Lesen aber stoßen wir auf solche Stellen, die uns schwer wird als Worte des Verfassers zu denken, so entstehen Zweifel, indem wir uns in der hermeneutischen Operation, die wir auf jene Voraussezung gründen, gestört fühlen. Da kommt es darauf an, von dem Interesse der hermeneutischen Operation aus über das Diplomatische zu entscheiden, ob es das Ursprüngliche ist oder nicht. Somit aber treten wir auf unser Gebiet. Nur von diesem Gesichtspunkt aus können wir die Sache erfassen. Das philologische Gebiet ist überall da, wo Schwierigkeiten oder Störungen in der hermeneutischen Operation zu heben oder diplomatische Entscheidungen zu geben sind.

Wie aber entstehen nun solche Zweifel, und wie gelangen wir zur Entscheidung? Wir müssen die Endpunkte aufsuchen,

schlagende Fälle, welche die Sache sogleich entscheiden, auf der einen Seite, und auf der andern solche, welche einen Stachel zurücklassen, eine Unsicherheit, welche nicht überwunden werden kann, ohne daß gegeben wäre, was wirklich Entscheidung bringt. Von beiden Seiten entsteht ein verschiedenes Verfahren. Ist ein entschiedener Punkt gegeben, der die Möglichkeit völlig abschneidet, daß die Schrift von dem bestimmten Verfasser sei, so ist die Sache ausgemacht. Es entsteht dann nur die Frage, wie die Schrift jenem Verfasser hat beigelegt werden können.

Betrachten wir die Sache auf eine allgemeinere Weise, so haben wir zuerst zu untersuchen, ob nicht zwischen dem, was wir zulezt abgehandelt, und dem, womit wir jezt zu thun haben wollen, eine Lücke sei.

Die Anwendbarkeit der Regel, daß mechanische Irrungen immer zuerst wahrscheinlich sind, beschränkt sich, wie oben bemerkt ist, auf einen gewissen Umfang, ein gewisses Maaß von Differenzen. Es kommen aber Fälle vor, wo Differenzen durch Auslassungen oder Zusäze in einem viel größeren Maaße vorkommen. Dieß scheinen wir ausgelassen zu haben. Denn dieß ist nicht dasselbe, als wenn die Rede ist von einer eigenen Schrift, ob sie dem angehört, dem sie beigelegt wird oder nicht. Ist nun hier wirklich eine Lücke? Wir haben oben gesagt, es müsse in allen Fällen, wo Differenzen sind, neben der Möglichkeit der mechanischen Irrung auch das andere gedacht werden, ob sie nicht vielleicht durch eine bewußte Handlung entstanden seien. Wie läßt sich entscheiden, ob ein Zusaz der Schrift ursprünglich angehöre oder ob die Auslassung das Ursprüngliche sei? Man muß zuerst auf die hermeneutische Operation Rücksicht nehmen, hier aber beide Fälle sezen. Man seze also, der Zusaz sei ächt. Findet sich dann für die hermeneutische Operation nichts Störendes, so kann man bei der Voraussezung bleiben, findet sich in der Folge eine bestimmte Beziehung auf die zweifelhafte Stelle, so liegt darin eine Bestätigung. Kann man aber bei jener Voraussezung nicht ungestört fortfahren, so ist das ein Grund zu der entgegengesezten

Ansicht. Schwebt das Diplomatische, so muß man die Wahrscheinlichkeitsrechnung eintreten lassen, indem man von beiden Voraussezungen ausgeht. Stellt man dann die Resultate beider Voraussezungen in ihren Momenten zusammen, so wird wol eins überwiegend klar werden. Oft aber wird es auch schwebend bleiben und dann nimmt der Eine dieß der Andere jenes.

Gesezt z. B. die Unechtheit von 1 Joh. 5, 7. wäre diplomatisch nicht entschieden, so könnte man ungewiß sein, ob nicht etwas fehle, wenn man die Stelle auslasse, so sehr erscheint sie der Form nach angepaßt. Betrachte ich sie aber materiell, ihrem Inhalte und Zusammenhange nach, so erscheint sie allerdings als ein überflüssiger Zusaz. So schwankt das Urtheil, so lange das Diplomatische schwankt.

Es bedürfen aber alle solche größeren Stellen durchaus keiner andern Regeln, sondern sind ganz nach den früher aufgestellten zu behandeln.

Gehen wir nun auf das neue Thema, über die Ächtheit oder Unächtheit einer Schrift zu entscheiden, wieder zurück und genauer ein.

Wenn eine Schrift lange Zeit hindurch immer für die Schrift eines bestimmten Verfassers gehalten worden ist, und es entstehen erst später Zweifel, so wird durch dieses Späterkommen der Zweifel selbst nicht beeinträchtigt, sondern nur das folgt daraus, daß die hermeneutische Operation früher nicht mit solcher Genauigkeit und Vollkommenheit gemacht worden ist.

Unterscheiden wir nun die verschiedenen wesentlichen Fälle. Der erste ist der, daß in einer Schrift eine Stelle vorkommt, die mit der Vorstellung von dem Verfasser, die mich bisher begleitet hat, in Widerspruch steht, wo ich also gehemmt werde. Es ist in der Stelle die Rede von einer Thatsache, von der der Verfasser nach seinen Lebensverhältnissen durchaus keine Notiz haben, wovon er also auch unmöglich reden konnte. Eine einzige Stelle der Art ist ein vollkommener Beweis für die Unächtheit

der Schrift, wofern jene Unmöglichkeit wirklich da ist, und diese ist da, wenn die Stelle wirklich der Schrift angehört. So entsteht also die Frage, ob die Stelle der Schrift ursprünglich angehört, oder ein Zusaz von anderwärts her. Wenn diplomatisch gar nichts diesen Zweifel bestätigt, so ist noch denkbar, daß die Stelle in den Text gekommen sei vor allen den Abschriften die wir haben. Wird dieß wahrscheinlich, so verliert die Stelle alle ihre Beweiskraft. Hier kommen wir auf einen Punkt, wo wir die Richtigkeit eines gewissen kritischen Verfahrens beurtheilen können. Man sagt oft, es gebe Fälle, wo jeder einzelne Verdachtsgrund nichts beweise, aber mehrere zusammen einen vollen Beweis geben. Diese Regel billigt wol jeder mit seinem Gefühl, unterwirft man sie aber dem Calcul, so scheint sie falsch. Indessen gehen wir von unsrer Position aus, so rechtfertigt sie sich doch. Wir haben gesagt, die Beweiskraft einer Zweifel erregenden Stelle werde in dem Grade geschwächt, nicht aufgehoben, in welchem die Wahrscheinlichkeit entsteht, daß sie späterer Zusaz sei. Denke ich mir aber sechs solcher Stellen, so sind das eben so viel Gründe, und jeder von ihnen wäre allein hinreichend, wenn nicht jedem inwohnte, was eine entgegengesezte Möglichkeit giebt. Es fragt sich also, was ist überwiegend wahrscheinlicher, die Wiederholung solcher beweisenden Stellen, oder die Interpolation derselben? Offenbar nimmt die Wahrscheinlichkeit der Interpolation in dem Grade ab, in welchem viele falsche Stellen vorkommen. Denn dazu würde eine Gedankenlosigkeit gehören, die gar nicht sehr wahrscheinlich ist. Unter solchen Verhältnissen hat also jene Regel ihre vollkommene Richtigkeit.

Der bezeichnete Fall ist hergenommen aus dem Gebiet der historischen Interpretation. Dazu gehört als Apparat die möglichst genaue Kenntniß der Lebensverhältnisse des Verfassers. Ähnliches aber bietet die psychologische Interpretation dar. Wenn ich in einer Schrift auf einen Gedanken stoße, der mit der Denkweise ihres Verfassers nicht übereinstimmt, so werde ich dadurch

ebenfalls gehemmt in der Voraussezung, in der ich bisher gelesen habe. Wie im vorigen Falle angenommen werden mußte, daß der Verfasser von der fraglichen Thatsache durchaus keine Notiz haben konnte, so muß ich auch hier annehmen, der Verfasser habe in seinem ganzen Leben nie so gedacht. Darin liegt eine Beschränkung des Falles. Denn es giebt wenig Gegenstände, worüber der Mensch nicht seine Meinung änderte. Aber der Fall ist ganz derselbe, wie bei dem Historischen, nur daß hier die Behauptung des Widerspruchs schwieriger ist, nicht bloß weil innere Gedankenverhältnisse schwerer nachzuweisen sind als äußere Thatsachen, sondern auch weil die Interpretation der Gedanken an sich schwerer ist. Kann ich mir denken, daß eine solche Stelle Zusaz ist, so ist's damit, wie im obigen Falle; je mehr solcher verdächtigen Stellen vorkommen, desto wahrscheinlicher wird, daß sie ursprünglich zur Schrift gehören und diese unächt ist.

Dieß sind die wesentlichen Anwendungen der allgemeinen Formel auf den beiden Hauptgebieten der Interpretation.

Dasselbe kann nun eintreten in Beziehung auf die Sprache mit analoger Duplicität.

Kommt ein Wort vor, welches wo und wann der Verfasser schrieb, nicht in Gebrauch war, das Wort ist aber diplomatisch sicher, und nicht aus einer mechanischen Irrung entstanden, so ist das ein schlagendes Moment gegen die Ächtheit der Schrift. Allein eben der vollständige Beweis daß das Wort in jener Zeit nicht vorkommen könne, ist sehr schwierig. Der andere Fall wäre der, daß Ausdrücke, Wendungen vorkommen, welche zwar nicht außerhalb des Sprachgebiets des Verfassers liegen, aber außerhalb seiner Eigenthümlichkeit. Wenn dann dafür in seinen übrigen Schriften keine Analogie zu finden ist, vielmehr zahlreiche dagegen, so daß man für dieselben Begriffe solenne andere Ausdrücke findet, so kann eine einzige Stelle genügen zur Begründung des Verdachts. Allein dazu gehört eine sehr ins Einzelne und Individuelle gehende vollständige Sprachkenntniß. Hier läßt sich nun der Gang in solcher Untersuchung genauer bezeichnen. Es kann

Fälle geben, wo eine einzige Stelle für den vertrauten Kenner des Verfassers vollkommen entscheidend ist, aber Andern nur als ein einzelner Verdachtsgrund erscheint. Da muß der Kritiker mehreres aufsuchen, um seine Gewißheit Andern mitzutheilen, und so entsteht denn ein durchgängiges kritisches Verfahren, die ganze Schrift wird darauf angesehen. Bleibt es nun bloß bei der einen Stelle, und werden auch bei einer absichtlichen Vergleichung nicht mehrere gefunden, so ist die Beweiskraft der einen allerdings geschwächt. Man wird dann versuchen, sie auch anders zu erklären, ja sich sogar mit einer unwahrscheinlicheren Erklärung begnügen. Es entsteht aber die Frage, wie kann die Thatsache entstanden sein, daß die Schrift einem Verfasser beigelegt wird, dem sie nicht gehört? Die Schrift kann als absichtlicher Betrug entstanden sein, indem der Verfasser selbst sie so eingerichtet, daß sie für die Schrift des angeblichen Verfassers gehalten werden sollte. Dieser Fall aber läßt sich selten annehmen, weil die Verhältnisse, unter denen sich das durchführen ließe, sehr complicirt sind. So lange der angebliche Verfasser lebt, wird es einem andern nicht leicht gelingen, eine Schrift auf jenes Namen zu verbreiten. Eine solche Schrift müßte sich bis zu einer bestimmten Zeit von dem Lebenskreise des angeblichen Verfassers fern halten. Dieß ist an sich nicht wahrscheinlich. Und je mehr eine solche Schrift das Ansehen hat zu dem Lebenskreise des erdichteten Verfassers zu gehören, desto weniger ist der Verdacht des Betruges anwendbar. Wahrscheinlich ist dann, daß die Beilegung der Schrift auf einem falschen Urtheil beruht. Wo eine Schrift anonym erschien, war ein solches falsches Urtheil leicht möglich. Dieß ging in die Schrift über, und die späteren Abschreiber konnten sie schon gewiß als Schrift jenes Verfassers ausgeben in der Überschrift, nicht aus mechanischer Irrung, sondern absichtlich und bewußt, aber nicht aus Betrug. Sobald man zu solchen Voraussezungen geführt wird, muß man sie auf diesen Fall zurückführen und eins von beiden nachweisen und darnach von Anfang an die kritische Operation einrichten. Wo die

Sache schwebt, muß man von beidem ausgehen und eine Wahrscheinlichkeitsrechnung eintreten lassen.

Wenn wir die Thatsache, daß ein Werk einem Verfasser fälschlich zugeschrieben worden ist, im Allgemeinen betrachten, so wird die Veranlassung dazu, wenn es absichtlich und ernstlich geschehen sein soll, sehr speziell sein müssen. Es muß, wenn man sich beruhigen soll, auf wahrscheinliche Weise angegeben werden, wie Jemand dazu gekommen ist. Die Thatsache kann durch die zweite Hand entstehen, also eigentlich nicht absichtlich, wenn eine Schrift anonym ist, und Jemand das Urtheil fällt, sie sei von dem oder dem, und dieß Urtheil nachher in die Schrift selbst übergeht. Hier lassen sich mehrere Fälle unterscheiden. Der häufigste Fall ist der, daß eine solche Schrift nicht einzeln, sondern in einer Sammlung sich befindet. So wie eine solche Thatsach vorgekommen ist, entsteht Verdacht gegen die ganze Sammlung. Was folgt daraus, wenn einzelne Theile einer solchen Sammlung einem Verfasser mit Unrecht beigelegt werden? Zunächst fragt sich, wie ist die Sammlung entstanden? Heut zu Tage ist's gewöhnlich, daß die Schriftsteller ihre einzelnen Schriften selbst sammeln. Da hat denn die Sammlung dieselbe Authenticität, wie jede einzelne Schrift. Ganz anders aber, wenn Andere die Sammlung veranstalten. Da können solche Fehler vorkommen, doch nur in Beziehung auf anonyme Schriften. Lebt der Verfasser noch, so ist's seine Sache, zu widersprechen. Thut er es nicht, so kann das als schweigende Gewährleistung angesehen werden. Wird die Sammlung erst nach dem Tode des Schriftstellers gemacht, so kann um so leichter geschehen, daß einzelne anonyme Schriften, die man bei seinen Lebzeiten ihm zugeschrieben hatte, ohne daß er Protest dagegen eingelegt, fälschlich mit aufgenommen werden. Wird die Sammlung lange nach dem Tode des Verfassers veranstaltet, so ist die Möglichkeit noch größer. In diesem Falle ist zwischen dem Sammelnden und dem Zeitalter des Verfassers kein genauer Zusammenhang mehr. Da ist denn die Regel, daß, sobald solch ein Verdacht entsteht, die

ganze Sammlung als verdächtig erscheinen, und jede einzelne Schrift sich anders als dadurch, daß sie in der Sammlung steht, rechtfertigen muß. Im Alterthum finden wir fast überall in den operibus omnibus falsche Werke. Auf der andern Seite aber entstehen oft Zweifel, die näher betrachtet keinen Grund haben. Dieser unsichere Gang der Kritik fordert eine bestimmte Regel. Dem Bisherigen zu Folge kann man feststellen, daß eine Sammlung, sobald notorisch ist, daß sie nicht von dem Verfasser selbst ist, keine Authentie hat; ferner, daß, wenn sie noch zur Zeit seiner Zeitgenossen gemacht ist, diese den Verfasser in dem Grade vertreten, als der Sammlung öffentliche Aufmerksamkeit geschenkt worden ist; endlich daß, wenn sie später gemacht ist, sie gar keine ursprüngliche Sicherheit und nur in sofern Auctorität hat, als wir dem Sammler richtiges Urtheil und die relative Unmöglichkeit sich zu irren zuschreiben können. Auf die Weise erscheint die Präsumtion, daß ein Werk des Alterthums dem wirklich zugehört, dem es zugeschrieben wird, sehr verringert.

Wenn ein Werk aus älterer Zeit einem Schriftsteller zugeschrieben wird, so ist freilich zunächst das Auge bestochen und damit auch das Urtheil eben durch den der Schrift oder Sammlung vorgesezten Namen. Von dieser Bestechung muß man sich im Lesen der Schrift zu befreien suchen. Eben so aber kann auch ein schon vorhandener Verdacht mein Urtheil bestechen. So entsteht ein zweifaches Verfahren, zwei einander entgegengesezte, gleich einseitige Maximen. Die Anhänger der einen werden von den Andern die Auctoritätsgläubigen genannt, welche alles festhalten was überliefert ist und so vieles wirklich Verdächtige übergehen. Die entgegengesezten sind die Hyperkritischen, von denen die Andern sagen, daß sie, weil sie nur darauf ausgehen, Verdachtsgründe zu finden, alles ruhige und einfache Studium aufheben. Es ist eben so schwer, dieser Duplicität auszuweichen, als ein Mittleres zwischen beiden Richtungen aufzustellen. Allerdings hat der Gegensaz sein Nachtheiliges, denn so lange Streit ist auf diesem Gebiet, kann die hermeneutische Operation nicht ruhig fort=

schreiten. Es fragt sich aber, ob das ganze Verfahren nur in Beziehung auf die hermeneutische Operation zu betrachten ist, oder ob es für sich selbst Werth hat? Geht man von der Beziehung auf die hermeneutische Operation aus, so folgt, daß man den kritischen Streit nicht führen dürfe über Dinge, welche für die hermeneutische Operation keinen Werth haben, und sodann, daß man die hermeneutische Lösung nicht eher aufhalten dürfe, als bis die Verdachtsgründe einen gewissen Grad von Bestimmtheit erreicht haben. Dadurch wird allerdings das kritische Verfahren zurückgedrängt und auf eine spätere Zeit verwiesen. Dagegen aber erhebt sich wiederum das allgemeine philologische Interesse. Denn wenn eine Schrift hermeneutisch auch noch so unbedeutend ist, so ist sie doch, wenn der bestimmte Kreis und die Zeit, der sie angehört, nachgewiesen ist, eben für diesen Kreis und diese Zeit ein Sprachdokument. Kann das freilich nicht nachgewiesen werden, so ist auch das philologische Interesse null. Man sieht aber, wie verschieden sich das Interesse abstuft, wenn man von dem allgemeinen philologischen Standpunkt ausgeht. So giebt es in der Sammlung der Platonischen Werke mehrere, von denen wahrscheinlich gemacht worden ist, daß sie nicht Platonisch sind, aber doch der unmittelbaren Schule des Sokrates angehören. An und für sich verliert für den allgemeinen philologischen Standpunkt die Frage dadurch an Interesse, weil jene Werke doch in das Gebiet des Atticismus jener Zeit gehören. In dieser Hinsicht ist ihr Werth nur mit geringer Differenz bestimmt. Wir können wol sagen, Platon war ein ganz anderer Virtuos in Beziehung auf die Sprache, als jeder andere Sokratische Schüler. Allein dieß würde sich doch mehr auf den Styl, als auf die Sprache beziehen. Hingegen für den, der mit der Geschichte der Philosophie zu thun hat, wird die Frage auch so von Wichtigkeit sein. Er erkennt darin eine besondere Lehre, die neben der Platonischen aus der Sokratischen Schule hervorgegangen ist. So stuft sich das Interesse verschieden ab, je nachdem sich der Gesichtspunkt stellt.

Aus dem allen aber ergiebt sich, daß die Regel nicht allein vom Standpunkte der hermeneutischen Operation, sondern auch des allgemeinen philologischen Interesses aufzustellen ist.

Der Fall der Sammlung führt uns unmittelbarer, als wenn wir eine Schrift einzeln betrachten, auf die Frage, wie Schriften den positiven Beweis führen können, daß sie dem oder dem Verfasser wirklich angehören? Einzeln nemlich hat eine Schrift ursprünglich nichts, worin sie Verdacht darböte, in der Sammlung aber, unter den angeführten Umständen, ist dieß leicht möglich.

Wir haben gesagt, ist eine Sammlung von dem Verfasser selbst oder bei seinen Lebzeiten gemacht, so braucht sie keinen Beweis zu führen. Hier tritt zuerst hervor der Beweis durch Zeugnisse, wenn aus unbezweifelten Schriften der Zeitgenossen oder andern bestimmten Nachrichten nachgewiesen werden kann, daß die Zeitgenossen die Schrift schon bestimmt dem Verfasser zugeschrieben haben. Dieser Beweis ist aber nur dann vollständig, wenn ein solcher Zusammenhang wirklich nachgewiesen werden kann, wenn die Schriften aus einer Zeit sind, wo wir eine zusammenhängende Litteratur haben. Wo wir nur wenig Fragmente von Sprache und Litteratur haben, ist dieser Beweis unmöglich. Aber es giebt noch eine andere Beweisführung, welche sich an jene erste anschließt, die durch Analogie. Habe ich einige sichere Schriften desselben Verfassers, und die vollständigste Erinnerung daran erregt in mir beim Lesen einer andern, die ihm in der Sammlung beigelegt wird, gar keinen Verdacht, so hat dieselbe allerdings die Präsumtion für sich, ihm anzugehören. Aber dieser Beweis hat nicht die Sicherheit, welche der erste hat, denn die Richtigkeit des Urtheils hängt hier gar sehr von der Beschaffenheit des Urtheilenden ab. Hiernach wird man in einer größeren Sammlung Werke der ersten und zweiten Classe unterscheiden können, solche, welche durch Zeugnisse sicher dokumentirt sind, und solche, für welche Urtheile von solchen, denen man ein richtiges Verfahren zutrauen kann, angeführt werden können. Bei den lezteren ist aber schon Unterwerfung unter eine Auctorität.

Wenn wir aber weiter gehend finden, daß die, auf deren Auctorität die zweite Classe gegründet ist, in Beziehung auf andere Werke sagen, es sind hier zwar keine Verdachtsgründe, aber wir hätten dieselben auch ungestört fortlesen können, wenn wir sie als von einem Andern herrührend genommen hätten, nichts hätte uns gerade an den bestimmten Verfasser erinnert, so sind dieß zweideutige Schriften, welche auch ihren Beweis werden führen müssen. So wie wir einen geringeren Grad von Vollkommenheit in der Sprache, in Gedanken und Ausführung, oder dieß und jenes weniger Übereinstimmende finden, aber doch auf der andern Seite sagen können, die Schrift könne doch von demselben Verfasser herrühren, unter der Voraussezung, daß er sich in dieser oder jener Beziehung vernachlässigt habe, so bleibt Ungewißheit.

Dieß sind die Geseze des kritischen Verfahrens in Betreff der Sammlungen. Betrachtet man das Resultat, so ist schon durch jenes Verfahren eine so bedeutende Säuberung auf dem Gebiete der alten Litteratur entstanden, daß sowohl das allgemeine philologische Interesse als das Interesse der realen Disciplinen auf viel festerem Boden beruhet, als früher. Es ist auch sehr gut, daß jene beiden Maximen neben einander bestehen. Denn hätte nur die eine, die auctoritätsgläubige, gegolten, so würden noch eine Menge Irrthümer herrschen. Die entgegengesezte Maxime allein herrschend würde in die ganze Sache eine Willkühr gebracht haben, wodurch die Resultate noch weit unsicherer geworden sein würden, als sie jezt sind durch die Reaction der andern Maxime. Denn diese nöthigt zu einer Strenge in der Beweisführung, und bewirkt, daß man sich weniger schnell dem Einflusse einzelner Momente hingiebt, und alles berücksichtigt, was sich von der entgegengesezten Seite anführen läßt.

Betrachten wir die Aufgabe von einer andern Seite, so entsteht die Frage, ob und was für ein Interesse es habe zu wissen, von wem eine Schrift herrühre?

Bei einer Sammlung von Schriften die Einem Verfasser angehören, hat jene Frage großes Interesse. Gehört eine Schrift

dem Verfasser an, so wird dadurch die Totalvorstellung von demselben näher bestimmt, das Bild von seinem Leben, seiner Art, vervollständigt. Wird dagegen eine einzelne Schrift einem Verfasser beigelegt, von dem nichts anderes vorhanden ist, so kann es ganz gleichgültig sein, ob er dieser oder jener ist. Es ist genug, das Zeitalter und den Kreis, worin die Schrift entstanden ist, zu wissen. Es können aber auch bei einer einzelnen Schrift Umstände, Beziehungen eintreten, wo auch für jene Frage wieder Interesse entsteht. Habe ich z. B. eine philosophische Schrift, deren Verfasser ich gar nicht oder nur zweifelhaft kenne, es sind auch gar keine weiteren Bestimmungen vorhanden, so kann es mir oft ganz gleichgültig sein, ob ihr Verfasser Simon oder Cebes ist, weiß ich aber der eine von diesen hat mit dem, der andere mit jenem Sokratiker in näherer Verbindung gestanden, und es sind das Männer von großer Bedeutung, welche die Lehre des Sokrates auf verschiedene Weise entwickelt haben, so ist ihre Persönlichkeit wichtig, denn ihre Gedanken werden in das Gebiet der einen oder andern Schule gehören, und also die genauere Kenntniß von ihnen dazu beitragen, den Begriff von jener Schule zu vervollständigen. Eben so hat es ein Interesse, den Verfasser eines historischen Werkes zu kennen, weil es hier darauf ankommt, zu wissen, wie der Referent zu den Begebenheiten gestanden. Wird sie einem Manne zugeschrieben, von dem ich weiß, daß er zu der Zeit und in der Gegend der Begebenheiten gelebt hat, so hat die Schrift eine Auctorität, die sie nicht haben würde, wenn ein anderer aus später Zeit und aus einer andern Gegend ihr Verfasser wäre. Weiß ich dagegen von des Verfassers Verhältnissen zu den Begebenheiten nichts Näheres, so ist mir auch sein Name gleichgültig. So ist also dieß Interesse jener Frage sehr verschieden. Aber noch eins ist zu merken. In dem Maaße, in welchem die Kenntniß von der ganzen Region, in welche eine Schrift gehört, noch nicht vollendet ist, kann man auch das Interesse jener Frage noch nicht bestimmen. In einem sehr durchgearbeiteten Litteraturgebiet muß man das Interesse der Frage bestimmen

können. Aber in jenem ersten Falle bleibt ein unbedingtes Interesse, weil, um nichts zu vernachlässigen, das größte anzunehmen ist.

Auf dem Gebiete der classischen Litteratur lassen sich alle diese Differenzen finden. Es giebt hier Schriften, bei denen es im hohen Grade gleichgültig ist, wer ihr Verfasser ist, und die nur wichtig sind als Sprachdenkmale einer gewissen Zeit und Gegend. Die Schrift selbst ergiebt dann, auf welcher Stufe ihr Verfasser gestanden, sowohl was die Sprache als den Inhalt betrifft. Die Persönlichkeit ist dabei gleichgültig. Je mehr aber die Persönlichkeit in Sprache und Gegenstand verflochten ist, desto mehr wächst das Interesse der Frage.

Was nun das Neue Testament betrifft, so sind hier die kritischen Aufgaben dieser Art theils aus alter Zeit überliefert, theils neu entstanden, manche sind schon entschieden und wieder zweifelhaft gemacht worden. Wir haben hier eine weitläufige Geschichte der kritischen Bestrebungen.

Für einen römischkatholischen Theologen haben alle jene kritischen Fragen kein Interesse, denn der Kanon ist ein Werk der Kirche, und wie er in derselben überliefert ist, so hat er auch denselben Werth und dieselbe Auctorität der Unfehlbarkeit, wie die Tradition der Lehre. Es ist für den katholischen Theologen gleichgültig, ob er sagt, daraus, daß der zweite Brief Petri aufgenommen ist, folgt, daß er ein Brief Petri sei, oder ob er sagt, die Kirche hat den Brief aufgenommen, ohne sich zu bekümmern, ob er ein Werk des Petrus sei oder nicht. Der Brief hat auf jeden Fall kanonisches Ansehen, und da ist die kritische Frage ohne Interesse.

Diese Ansicht liegt aber ganz außer unserm Standpunkte, weil wir in der Kritik keine Auctorität der Kirche gelten lassen können. Freilich ist der Kanon überliefert, ohne daß wir wissen, wie er gerade so geworden. Aber wenn wir es auch wüßten, könnten wir ihn doch nicht ohne Prüfung annehmen. Denn da

man nach gewissen Regeln zu Werke gehen mußte, als man ihn gestaltete, so fragt sich, ob die Subsumtion richtig gewesen.

Fragen wir nun, was hat für uns Protestanten die Frage nach dem Verfasser jeder Schrift des N. T. für ein Interesse, so ist die Frage gar nicht auf einfache Weise zu beantworten. Das Interesse ist sehr verschieden.

Das N. T. ist eine Sammlung, aber nicht der Werke Eines Verfassers. Es ist also die obige Regel, wobei die Sammlung der Schriften Eines Mannes vorausgesezt wurde, bei dem N. T. nicht ohne Weiteres anwendbar. Wir müssen unterscheiden. Das N. T. ist zum Theil eine Sammlung von Sammlungen, theils eine Sammlung von einzelnen Schriften differenter Verfasser. Jeder Theil ist besonders zu betrachten.

Wir haben im N. T. eine Sammlung, welche früher den Namen ὁ ἀπόστολος führte. Das ist die Sammlung der Paulinischen Briefe, aber jezt vollständiger, als in früherer Zeit. Entstehen nun kritische Fragen aus dem Gebiet der Paul. Briefe, so haben wir den oben erörterten Fall der Sammlung. Fragen wir aber, ob der Verfasser des Briefs Jakobi einer von den Männern dieses Namens ist, die im N. T. vorkommen, welcher von diesen, oder ob überhaupt ein anderer, so hat diese Frage an und für sich kein Interesse, weil wir von keinem von diesen etwas anderes haben, und die Handlungen, welche von dem einen oder andern erzählt werden, mit jenem Briefe in keiner wesentlichen Verbindung stehen. Aber anders gestellt gewinnt die Frage gleich ein größeres Interesse. Fragen wir nemlich, ob der Verfasser einer der im N. T. erwähnten Jakobus ist, also ein Mann aus dem apostolischen Zeitalter, ein unmittelbarer Zeitgenosse der Apostel, ein Apostel selbst, oder ob er ein späterer sei, — so hat eben dieß Interesse zu wissen. Die Zeitdifferenz ist freilich in diesem Falle ziemlich begrenzt. Dabei könnte die Persönlichkeit nur noch bis auf einen gewissen Punkt gleichgültig sein. Eben so mit dem Judas. Indessen scheint sich von einer andern Seite die Sache zu ändern, wenn der Inhalt dieser Briefe von der

Art wäre, daß unsere Vorstellung von dem Ideenkreise im apostolischen Zeitalter wesentlich anders bestimmt würde, je nachdem der Verfasser dieser oder jener ist. Enthielten jene Schriften etwas, was die andern apostolischen Schriften nicht enthalten, Abweichendes aber nicht Widersprechendes, so wäre die Frage natürlich von großer Wichtigkeit. Schrieb ein Apostel rein als Einzelner, außer Verkehr mit den andern, isolirt, so verliert die Frage wieder an Interesse, weil man von ihm auf jenen Kreis, auf den es uns eigentlich ankommt, nicht zurückschließen kann. Das Interesse wäre dann eigentlich nur das an der bloßen Persönlichkeit. Wenn in einer Schrift, welche zur Zeit der Apostel geschrieben und aus ihrem gemeinsamen Leben hervorgegangen wäre, gleichwol superstitiöse und judaisirende Vorstellungen vorkämen, denen in andern Briefen widersprochen wird, so ist hier nicht das Interesse an der Persönlichkeit selbst, sondern an gewissen Relationen derselben; es wäre interessant zu wissen, ob dergleichen Vorstellungen im Kreise der Apostel ohne Widerspruch gegolten, also gewissermaßen als die ihrigen angesehen werden durften oder nicht.

Wie zerfallen nun in Beziehung auf das alles die kritischen Fragen der Art im N. T.?

Es ist eine alte Streitfrage, ob der zweite und dritte Brief des Johannes von dem Apostel Johannes und der zweite Petrinische Brief von dem Apostel Petrus verfaßt seien. Die Frage ist in Hinsicht der Persönlichkeit von geringem Interesse. Der zweite und dritte Joh. Brief sind von so geringem Umfange, daß es weder in Beziehung auf die Sprache noch auf den Inhalt bedeutend sein kann, ob sie zu den übrigen Schriften des Apostels hinzukommen oder nicht. Sind das Evangelium und der erste Brief ächt, und es findet sich in den beiden kleinen Briefen Widersprechendes damit in Gedanken und Sprache, so schließen wir, daß sie nicht von Johannes sind. Aber findet sich nichts dergleichen, so ist zu unbedeutend was sie uns von Johannes geben, wenn sie ächt sind, und nicht geben, wenn sie unächt sind.

Sehen wir den ersten Brief Petri als ächt an, so haben

wir, wenn es auch der zweite wäre, eine Petrinische Briefsammlung. Aber die Sammlung bestände eben nur aus diesen beiden, und da der zweite streitig ist, so können wir keine ursprüngliche Sammlung annehmen, und müssen den ersten Brief selbstständig behandeln, weil nur was aus ihm herrührt, nicht was aus der Sammlung herrühren kann, für den zweiten entscheidet.

Anders bei den Paulinischen Briefen. Da ist der Zweifel nicht alt. Man wußte wol, daß die Pastoralbriefe nicht im Kanon des Marcion standen, aber man bezweifelte sie nicht und sagte, Marcion habe sie aus häretischem Interesse ausgelassen. Aber die Frage nach der Ächtheit dieser Briefe hat ein bedeutendes persönliches Interesse. Ihr Inhalt hängt mit den Thatsachen im Leben des Apostels zusammen; es entstehen Räthsel darin, wenn man sie ihm zuschreibt, und fallen weg, wenn man sie ihm nicht zuschreibt.

Was die Evangelien betrifft, so könnte man, was das Johanneische betrifft, sagen, es sei gleichgültig, ob sein Verfasser Johannes geheißen oder nicht. Aber es handelt sich hier nicht von der Persönlichkeit allein, sondern auch über die Zeit und Verhältnisse des Verfassers zu den Begebenheiten. Nach Bretschneiders Probabilien wäre das Evangelium an einem den Begebenheiten ganz fremden Orte und in späterer Zeit entstanden. Die entgegengesezte Ansicht behauptet, daß die Relation von einem Augenzeugen herrühre. Hier ist also ein historisches Interesse in Beziehung auf die Art, wie die Begebenheiten bezeugt sind. Dieß Interesse wird noch erhöhet durch das Verhältniß des Evangeliums zu den drei ersten, daß es anderes erzählt, als diese, und vieles ausläßt, was diese haben.

Markus und Lukas sind uns unbekannte Personen. Wir wissen nur, daß sie zu dem unmittelbaren und nächsten Zeugenkreise des Lebens Jesu nicht gehören. Da ist's denn auch gleichgültig, ob sie die im N. T. erwähnten Personen des Namens sind oder andere desselben Namens. Selbst die Frage nach der Zeit der Entstehung ist hier nicht so bedeutend. Anders ist es, wenn man

von der Identität des Verfassers der Apostelgeschichte und des Evangeliums des Lukas redet, aber die bezweifelt Niemand, ungeachtet der merkwürdigen Trennung beider Bücher im N. T.

Von ganz anderem Interesse ist die Frage über den Matthäus, aber die Frage ist genau genommen auch erst neu. Fragt man, ist das Evangelium von dem Apostel des Namens, so kommt dabei auf die bloße Persönlichkeit wenig an, obwohl auch der Punkt nicht ganz leer ist, weil von ihm bestimmte Thatsachen erzählt werden. Aber die Hauptsache ist, ob Matthäus der Apostel ist. Wenn dieß ist, dann ist das Verhältniß des Matthäus und Johannes zu den Begebenheiten wesentlich dasselbe. Dieß ist von bedeutendem Einfluß auf die Art, wie die Differenzen beider behandelt werden. Hält Jemand das Evangelium des Matthäus für das Werk des Apostels, das Johanneische aber nicht, so ist Matthäus Norm für den Johannes, und alles was dieser mit jenem Widersprechendes hat, kommt auf Rechnung der Unächtheit des Johanneischen Evangeliums. Sagt man umgekehrt, so entsteht auch das umgekehrte Verhältniß. Werden beide als Werke von Aposteln angesehen, so sind ihre Differenzen unausgleichbar. So ist also hier die kritische Frage von großem Interesse in Beziehung auf die Ausmittlung der Thatsachen aus den verschiedenen Relationen. Auf die Weise finden wir im N. T. alle verschiedenen Grade von kritischem Interesse, und die verschiedenen kritischen Fragen nach dem Verfasser beisammen, und jede muß nach ihrer Art und Bedeutung entschieden werden.

Fragen wir nun, sind diese kritischen Fragen im N. T. auf dieselbe Weise zu lösen, wie wir oben im Allgemeinen festgestellt haben, oder giebt es für die neutest. Schriften in dieser Hinsicht besondere Regeln?

Wir fanden früher schon auf dem Gebiete der Hermeneutik eine ähnliche Frage, aber als eine alte Streitfrage, nicht als eine solche, welche für uns auf dem natürlichen Wege der Untersuchung entstand. Für die consequente Theorie der katholischen Kirche existirt die kritische Frage gar nicht. Für uns in der evan=

gelischen Kirche ist sie nothwendig vorhanden. Und wie auf dem Gebiete der Hermeneutik werden wir auch hier sagen müssen, daß es für die neutest. Kritik keine andern Regeln gebe, als die allgemeinen.

Die kritischen Fragen entstehen, weil eine Thatsache noch nicht recht ausgemittelt war, oder weil sie verdunkelt worden. Auf diese beiden Fälle läßt sich die Sache immer zurückführen. Eine Thatsache auszumitteln, kann es im neutest. Gebiet keine andern Regeln geben, als auf andern Gebieten.

Es kann bei der Ausmittlung von Thatsachen nur durch zwei Elemente Entscheidung herbeigeführt werden. Einmal durch Auctoritäten. Sind diese vollständig und übereinstimmend, so ist die Frage auch vollständig entschieden. Stimmen sie nicht zusammen, enthalten einige Contraindikationen, so ist die Frage unentschieden. Sodann durch Analogien, wenn man aus dem Sprachgebrauch und dem Gedankenverhältnisse für und wider die Identität des Verfassers entscheidet. Giebt es nun für beide eine andere Beurtheilung auf dem neutest. Gebiete, als auf jedem andern?

Es giebt allerdings hier Auctoritäten von anderer Art, als anderwärts. Dieß liegt in der Natur der kanonischen Schriften. Diese haben ihre eigenthümliche Dignität, weil wir ihren Verfassern eine eigenthümliche Auctorität zuschreiben, aber doch nur auf dem Gebiet ihres eigenthümlichen Berufs.

Wenn in neutest. Schriften Alttestamentisches citirt wird auf bestimmte Weise, etwa aus Jesaias, aus einer Region, von der der Kritiker weiß, daß sie später ist und keine Weissagung, wird da Jemand sagen wollen, weil Paulus jenen anführe, so sei jede kritische Operation vergeblich? Wol Niemand jezt noch. — Paulus hat so citirt, weil ihm die Stelle unter dem Namen des Jesaias gegeben war. Auf diesem Gebiete wird man also die Auctorität des Paulus ablehnen. Eben so, wenn ein Psalm als Davidisch citirt wird, den wir nicht dafür halten können. Wenn aber der Fall wäre, daß zweifelhafte neutest. Schriften in andern

neuteſt. Schriften, welche als authentiſch feſtſtehen, citirt würden, ſo wäre das freilich etwas anders. Allein da würde die Auctorität nicht als eine apoſtoliſche gelten, ſondern nur als die Auctorität eines ſolchen, der beſtimmt wiſſen konnte, wie es ſich mit der Sache verhalte. Dieß iſt nun freilich nicht der Fall. Dieß kann uns alſo nicht zu Statten kommen, und es würde auch dadurch keine Sonderung des neuteſt. Gebietes entſtehen.

Wollte nun gar Jemand den Kirchenvätern eine ganz eigenthümliche Auctorität beilegen, ſo wäre das wol für einen katholiſchen Theologen, nicht aber für uns, wie ſich von ſelbſt verſteht. Jener aber, wenn er conſequent iſt, bedarf dieſer Auctorität gar nicht. Wir ſehen die Zeugniſſe der Kirchenväter als Urtheile an, die erſt geprüft werden müſſen.

Die kritiſchen Regeln ſind alſo dieſelben, wie auf jedem andern litterariſchen Gebiete.

Es giebt in Beziehung auf die neuteſt. Bücher Fragen, welche denen auf dem Gebiet der eigentlichen philologiſchen Kritik ſehr verwandt ſind, nicht aber hieher gehören. Dieſe müſſen wir ausſondern. Dahin gehört die complicirte Frage über die Geneſis der ſynoptiſchen Evangelien. Die philologiſche Kritik als ſolche hat mit der Geneſis eines Buches nichts zu ſchaffen, ſie kann nur auf die Erſcheinung des Buches zurückgehen. Giebt es aber in jenen Schriften Stellen, welche bei der urſprünglichen Erſcheinung nicht dazu gehört haben, ſo liegt das auf unſrem Gebiete. Da kommt es auf Auctoritäten und Analogien an. Fragt man dagegen, ſind einzelne Theile der ſynoptiſchen Evangelien ſchon früher vorhanden geweſen, ſind dieſelben aus fortwährender Erinnerung oder früher geſammelten Materialien entſtanden, ſind ſie ganz oder theilweiſe Zuſammenſtellungen von vorhanden geweſenen, ausgearbeiteten Materialien, — ſo ſind das Fragen, die nicht auf unſer Gebiet gehören; es ſind Aufgaben eigenthümlicher Art, die nicht viel ihres Gleichen haben, wofür es aber doch auf dem claſſiſchen Gebiete Analogien giebt, wie z. B. die bekannte Homeriſche Frage. Wohin gehören dieſe

und ähnliche Fragen, wenn doch nicht auf das Gebiet der philologischen Kritik? Sie gehören der historischen Kritik an. Diese hat es recht eigentlich mit der Ermittlung von Thatsachen zu thun.

Die Sache kommt nun so zu stehen. Die philologische Kritik führt zurück bis auf das anerkannte öffentliche Dasein dieser Schriften, so weit sie kann. Auf das abgesonderte Dasein einzelner Schriften kann sie uns eigentlich nicht zurückführen. Denn wir haben nur Fragmente von der Geschichte der einzelnen Bücher. Das Resultat fehlt ganz. Wir haben die Sammlung des N. T., wissen aber nicht, wie sie entstanden ist. Das N. T. ist nicht immer so gewesen, das wissen wir. Wir haben darüber einzelne Data. Wie aber aus jenen Differenzen die jezige Einheit gewonnen worden ist, darüber fehlt der historische Zusammenhang in den Zeugnissen. Es giebt noch Abschriften des N. T. welche den unvollständigen Zustand bezeugen, wie z. B. die Peschito. Aber wir können die Lücke dadurch nicht ausfüllen. Fragt ma nweiter zurückgehend nach der Entstehung der einzelnen Schriften, so ist diese Frage wiederum nicht so vereinzelt, daß sie sich nur auf die synoptischen Evangelien bezöge. Es fragt sich auch, wie die einzelnen Briefe entstanden sind. Dieß ist auch eine rein historische Frage. So hat sich in dieser Beziehung ein Gebiet von Aufgaben gebildet und zwar nicht im N. T. allein, was wir von dem der eigentlichen philologischen Kritik sondern müssen, es ist das Gebiet der historischen Kritik.

Diese ist die Kunst, eine Thatsache zu restituiren, so daß sie gleichsam vor unsren Augen geschieht. Und zwar gilt es da, die Thatsache entweder aus mangelhaften Zeugnissen oder aus nicht übereinstimmenden zu restituiren, also auf dem Wege der Ergänzung in dem einen oder auf dem Wege der Ausgleichung in dem andern Falle. Beide Aufgaben kommen vor. Nehmen wir z. B. die Homerische Frage. Lassen wir es auch ganz unentschieden, ob zu der Zeit, wo der Dichter gelebt haben soll, er des Schreibens habe kundig sein und seine Werke selbst schriftlich habe abfassen können, so werden wir doch mit Recht behaupten, daß sie von

jenem Punkte aus nicht durch die Schrift allein haben vervielfältigt und verbreitet werden können. So wird also die Verbreitung derselben durch mündliche Überlieferung größer gewesen sein. Mündlich aber konnten sie nicht als Ein Ganzes überliefert werden. Das ist von selbst klar. So wie man aber an eine Zertheilung denkt, so ist es nothwendig, eine vollständige und unvollständige Überlieferung anzunehmen. Das führt auf das Positive einer einzelnen Überlieferung einzelner Theile, als Factum, welches also aus mangelhaften Nachrichten ergänzt werden muß. Dieß ist die Aufgabe. Eben so die Aufgabe der Ausgleichung aus differenten Zeugnissen. Diese kommt beständig und überall vor in der Geschichte, und das ist die eigentliche Aufgabe der historischen Kritik. Wir haben diese Aufgabe von der eigentlichen hermeneutischen Operation gesondert. Dieß ist auch nothwendig. Aber man muß sich immer bewußt bleiben, daß die hermeneutische Aufgabe nicht gelöst werden kann ohne die Operation der historischen Kritik. Die unmittelbar hermeneutische Aufgabe ist gelöst, wenn ich weiß, wie der Geschichtschreiber die Thatsachen dargestellt hat. Aber wenn ich ihn gebrauchen will als historisches Zeugniß, entsteht die Aufgabe der historischen Kritik.

Im N. T. entsteht die Aufgabe der Ausgleichung wie der Ergänzung in Beziehung auf alles, was darin geschichtlich ist. So ist diese doppelte Aufgabe z. B. bei der Geschichte Jesu Christi aus den Evangelien vorhanden. Wollen wir uns dagegen das Faktum der Ausbreitung des Christenthumes außerhalb der Zeit, welche die Apostelgeschicht umfaßt, deutlich machen, so ist die Aufgabe, die Thatsache durch Ergänzung vollständig zu ermitteln. Die Ergänzung besteht darin, zwischen zwei getrennten historischen Elementen auf wahrscheinliche Weise die Mitte auszufüllen. Diese Aufgabe schließt sich unmittelbar an die hermeneutische Aufgabe an.

Bei den synoptischen Evangelien ist die Aufgabe ganz eigener Art, weil sie hier die hermeneutische Operation selbst afficirt. Unter den verschiedenen Hypothesen über das synoptische Verhält-

niß giebt es auch solche, welche der Einheit jedes einzelnen Evangeliums bis auf einen gewissen Grad aufheben. Findet man es wahrscheinlich, daß die Evangelien aus schon vorhandenen schriftlichen und mündlichen Überlieferungen so entstanden sind, daß Verschiedene auf verschiedene Weise ein Ganzes daraus gemacht haben, so fragt sich, ob der Verfasser die schriftlich vorhandenen Elemente aufgenommen, wie sie waren, oder ob er sie in seiner eigenen Schreibweise überarbeitet gegeben habe? Wird das erstere wahrscheinlich gemacht, so hört die Einheit der Schrift für das allgemeine philologische Interesse auf uud die hermeneutische Aufgabe muß auf andere Weise gelöst werden. Die Schrift bildet dann nicht mehr Ein Gebiet von Analogien des Sprachgebrauchs; ihr Gebrauch wenigstens wird sehr unsicher. Dieß ist also eine sehr zusammengesezte Aufgabe, die in keinem Litteraturgebiet völlig ihres Gleichen hat. Es ist aber gewiß nicht gleichgültig, ob und wie diese Aufgabe gelöst wird, schon darum nicht, weil die hermeneutische Operation unmittelbar dadurch afficirt wird. Ja die Sache selbst ist auch anders. Soll die hermeneutische Aufgabe so vollständig als möglich gelöst werden, so ist zu wünschen, daß jeder Evangelist das Ganze auf seine Weise bearbeitet haben möge, um eine Einheit in Beziehung auf die Sprache zu haben. Bedenken wir aber, daß viele Reden Christi darin sind, welche eine ganz eigene Auctorität haben, so werden wir wünschen, diese Reden vollkommen so zu haben, wie Christus sie ursprünglich gesprochen. So entstehen zwei entgegengesezte Interessen. Es kommt aber nicht darauf an, was wir wünschen, sondern zu ermitteln, wie die Sache sich wirklich verhält, um den Grad der Zuverlässigkeit zu bestimmen, mit der die Reden Christi überliefert sind. Ungelöst darf diese Aufgabe nicht bleiben, es fehlt sonst Wesentliches für den Gebrauch des N. T. in Beziehung auf seine vollkommene Sicherheit.

Liegen denn aber jene Aufgaben wirklich vor? Dieß klingt sonderbar. Aber es gab eine Zeit, wo die Aufgaben noch nicht vorhanden waren. Wir müssen also erst fragen, ob sie mit Recht

aufgestellt sind oder nicht; dann erst können wir die Methoden angeben, um der Lösung derselben so nahe als möglich zu kommen.

Die eigentlich zur historischen Kritik des N. T. gehörigen Fragen werden gewöhnlich in der Einleitung ins N. T. abgehandelt. Dieß ist nun eine Wissenschaft, die gar keine Grenzen hat, in die man werfen kann, was man will. Da ist auch von einem Zurückgehen auf Principien gar nicht die Rede, sondern man behandelt die Sachen nach Maaßgabe des jedesmaligen Zustandes. Es fragt sich aber, giebt es keine solche Principien?

Wenn wir die Aufgaben so fassen, wie sie in jener Disciplin vorzukommen pflegen, so ist es auf Ermittlung der Thatsache aus mangelhaften und widersprechenden Indicien oder Zeugnissen abgesehen. Da ist keine andere Methode, als was sich jedem nach seiner Besonderheit als das Wahrscheinlichste darstellt. Bleibt man dabei stehen, so erhält man nur Ohngefähres. Man wird sich der Wahrheit bald nähern, bald sich mehr von ihr entfernen. Und so wird wünschenswerth, daß man auf festes Objectives zurückgehen könne.

Wenn die Grenze zwischen der philologischen und historischen Kritik so festgestellt würde, daß die erste immer auf Dokumente, als das Früheste oder rückwärts gerechnet auf das Lezte zurückgeht, und was darüber hinausliegt, aus ihrem Gebiete ausschließt, so ist nach dieser Seite hin dieses Lezte der Anfang für die Aufgabe der historischen Kritik. Fragen wir nun, kann es zur Wiederherstellung einer Thatsache, mit der es so steht, eine bestimmte Methode geben, so ist die Frage so gleichsam ohne alles Fundament, isolirt und schwebt in der Luft. Gehen wir aber davon aus, daß die Thatsache ein Einzelnes ist in einem Ganzen, so fragt sich, ist dieses Ganze nur ein bloßes Aggregat von solchen Einzelheiten oder etwas anderes? Wollte man das erstere behaupten, so würde man alle Geschichte aufheben. Denn das würde heißen, jeder geschichtliche Moment sei in der Zeitreihe etwas rein Zufälliges. Wollen wir nicht alle Geschichte in leeren Schein auflösen, so muß sich selbst das Einzelne als etwas für

das Urtheil auffassen lassen. Jeder Gesammtzustand muß nun Einheit sein und jede Thatsache muß sich im Zusammenhange begreifen lassen. Es wird also darauf ankommen, wie weit man den Gesammtzustand wird auffassen können.

Was die Frage über die Entstehung der synoptischen Evangelien betrifft, so wird das Nächste sein, sich den Gesammtzustand, in den jene Thatsache gehört, gehörig vorzustellen. Allein da entsteht gleich wieder eine Unbestimmtheit in der Aufgabe, weil wir die Zeit nicht genau angeben können, worin die Evangelien entstanden sind. Wir wissen nur, daß sie sich zu einer bestimmten Zeit vorfinden und jeder in dem jezigen Zustande. Wie lange sie vorher da gewesen, wissen wir nicht. Bleiben wir bei den frühesten Dokumenten der Thatsache stehen, so finden wir die Evangelien nie einzeln erwähnt, auch kein einzelnes Vorkommen derselben, sondern alle vier immer zusammen. Anzunehmen, sie seien Theile eines Ganzen und zusammen gefertigt, ist unstatthaft. Sie sind also gewiß einzeln da gewesen. Da haben wir aber eine geschichtliche Lücke. Denn über ihr einzelnes Dasein wissen wir nichts. Die erste Aufgabe ist also die, eben so von dem ersten Anfange an einen Punkt zu finden in der Zeit, welcher der Entstehung der Schriften am nächsten liegt, und eben so, wie jener Punkt, wo sie zusammen vorkommen, dokumentirt ist. So haben wir die Unbestimmtheit in gewisse Grenzen eingeschlossen. Wir fangen mit dem Leben Christi an. Dabei ist das Schlimme, daß die Nachricht davon eben in diesen Büchern steht. Indessen ist das Dasein der Person Christi auch ohne das hinlänglich bezeugt, nemlich durch die andern neutest. Bücher, welche doch ursprünglich unabhängig von jenen entstanden sind, man müßte denn annehmen, daß auch diese als Theile eines Ganzen gemacht wären, das ganze N. T. also ein Gemachtes und somit ein großer Betrug. Nun haben wir aber als bezeugt eine von unsrer Sammlung abgesonderte, den Kanon des Marcion. Und wiewohl derselbe ein etwas anderer ist, so liegt doch in ihm eine zur Begründung der historischen Erscheinung gewisse Thatsache. Wenn

wir nun davon ausgehend weiter hinabsteigen, um bezeugte Thatsachen zu haben, die älter sind, als unsere Evangelien, so finden wir eine merkwürdige Thatsache. Offenbar sind mehrere Briefe des N. T. zur Zeit des Kaisers Nero geschrieben. Nun ist es eine Thatsache, daß viele behauptet haben, Matthäus sei im 48. Jahre unserer Zeitrechnung geschrieben. Verbinden wir diese Thatsachen, so entsteht der merkwürdige Schluß, daß das Evangelium des Matthäus unter dieser Voraussezung bedeutend älter sein würde, als jene Briefe. In den Briefen des Paulus aber giebt es keine Spur, daß der Apostel eine Schrift von diesem Umfange und Inhalt gekannt habe. Ist nun wol wahrscheinlich, daß beides wirklich so zusammen gewesen? Wir haben uns den Gesammtzustand aus gewissen Elementen zusammengesezt zu denken, von denen das eine eine bezeugte Thatsache, das andere eine Hypothese ist. An diesem Beispiele können wir uns die Principien der historischen Kritik vollständig entwickeln. Haben wir aus einem Gesammtzustande mehrere Punkte, so fragt sich, können wir diese als Einheit zusammendenken oder nicht? Läßt es sich zusammendenken, daß Paulus in seiner Gesammtthätigkeit und eine solche Schrift geraume Zeit vorhanden war, ohne daß sich von ihr in den Paulinischen Briefen eine Notiz fände, so ist jene Hypothese, daß das Matthäusevangelium im Jahre 48 geschrieben sei, möglich. Kann ich das nicht, so fällt die Hypothese. So sieht man, wie man zu Werke gehen muß. Unter welchen Voraussezungen ließen sich wol jene beiden Punkte zusammendenken? Könnte man zeigen, Paulus könne recht gut ohne Notiz von jenem Evangelium gewesen sein, oder daß er in seinen Briefen jene Notiz nicht zu zeigen nöthig gehabt, so wären beide Punkte zusammen denkbar. Nun aber unterliegt die Chronologie des Apostels Paulus sehr vielen Zweifeln, die Frage, in welchen Zeitpunkt seiner Wirksamkeit seine Briefe fallen, ist im Allgemeinen noch nicht vollständig beantwortet. Dennoch scheint es uns unmöglich, daß er von jenem Evangelium keine Notiz gehabt haben sollte. Nach jener Hypothese soll das Evangelium in Palästina

geschrieben sein, das war nicht der Wirkungskreis des Paulus, allein er stand doch mit jenen Gegenden sehr in Zusammenhang, so daß, wenn es nicht absichtlich verborgen gehalten wurde, er Notiz davon haben mußte. Das aber ist nicht denkbar, daß es für Christen geschrieben, um die Thatsachen des Evangeliums zu fixiren, in Jerusalem verborgen und dem eigentlich allein litterarischen Apostel unbekannt geblieben sein sollte. Wie ist aber nun der andere Fall, daß Paulus Notiz davon gehabt, in seinen Briefen aber nur nicht erwähnt haben könne? Um dieß zu entscheiden, müßte man sich wieder Punkte angeben, aus denen ein Gesammtzustand zusammengesezt wäre, worin die Entscheidungsmomente lägen. Wäre die Kirche damals voller Evangelien gewesen, so wäre es auch für Paulus nicht nothwendig gewesen, davon zu reden. Allein man soll nach jener Hypothese sich das Evangelium des Matthäus als das früheste und eine Zeitlang einzige denken. Aber vielleicht hatte er eben in seiner Art zu wirken nicht nöthig auf das Buch Rücksicht zu nehmen? Das kann man wol nicht sagen, denn wenn es das einzige Evangelium war und Paulus stand an der Spize eines großen Kreises von Gemeinden, deren Zusammenhang mit Paläſtina er zu vermitteln hatte, so war seine Pflicht, es zu verbreiten. Ferner hatte er in seinen Briefen, vornehmlich den notorisch späteren, da wo er von dem gemeinsamen Leben der Christen redet, namentlich auch von ihren Versammlungen, Pflicht und Gelegenheit genug, das Buch anzuführen. So wäre die Ewähnung des Buches ein Theil seiner Pflichterfüllung gewesen. Wenn er von der Auferstehung Christi redet, sich darauf als eine Thatsache beruft, hätte er sich da nicht auf eine Schrift berufen sollen, die seine Pflicht war bekannt zu machen? In dem Maaße also, in welchem wir einen solchen Gesammtzustand mit jener Hypothese nicht zusammenzudenken vermögen, muß dieselbe fallen, da über des Apostels Verhältniß und Wirkungskreis kein Zweifel sein kann.

Das ganze Verfahren der Kritik in diesem Stücke muß immer darauf beruhen, in Beziehung auf eine streitige Frage einen Ge=

sammtzustand zu construiren, worin man feste Punkte hat, nach denen man das Zweifelhafte beurtheilen kann, sofern es sich mit dem Ganzen in Einheit denken läßt oder nicht.

Gewöhnlich nun glaubte man bisher und auch wol noch jezt genug gethan zu haben, wenn man eine einzelne Möglichkeit nachgewiesen. Allein das Einzelne schwebt ohne Construction des Gesammtzusammenhanges in der Luft. So ist es in dem Streit über die Ächtheit des ersten Briefes an den Timotheus gegangen. Während ich dabei davon ausging, den Gesammtzustand, der gewesen sein müßte, wenn der Brief von Paulus geschrieben sein sollte, darzulegen und darnach die einzelnen Umstände zu beurtheilen, stellte der jüngere Planck dem Einzelnen andere Einzelheiten entgegen, ohne sie in einen Gesammtzustand zu bringen. So stehn einander entgegen das Verfahren, welches von der Vorstellung reiner Zufälligkeit ausgeht, und die einzig richtige Maxime, das Einzelne aus einem Gesammtzustande zu erklären und es auf einen eben so haltbaren Gesammtzuständ zurückzuführen.

Betrachten wir nun das Verhältniß der synoptischen Evangelien, so fragt sich, in welchem Gesammtzustande hat ein solches entstehen können? Sezen wir die Hypothese, daß das älteste Evangelium des Matthäus Markus, und beide Lukas benuzt habe, so ist die Frage, welcher Gesammtzustand zu denken sei, worin das habe geschehen können. Wie müssen die Zustände der Christenheit gewesen sein, wenn, nachdem Matthäus geschrieben war, hinreichender Grund und Bedürfniß gewesen sein soll, das Evangelium des Markus zu schreiben? Wie ist die Differenz zwischen beiden zu fassen? War sie von der Art und so der Mühe werth, um ein solches Buch zu schreiben? Wie verhalten sich beide Verfasser in Beziehung auf ihre Lokalität zu einander? Konnte das Evangelium des Matthäus nicht dahin kommen, wo Markus schrieb, und schrieb dieser eben deswegen das seine? Nimmt man nun dazu, daß zwischen den drei ersten Evangelien nur ein sehr geringer Zeitraum angenommen wird, so fragen wir, wie der Zustand der Kirche gewesen sein müsse, daß die drei Evangelien so kurz

hintereinander entstehen konnten? Entweder ungeheure Mangelhaftigkeit an Communication oder ungeheure Lust zum Schreiben müßte man annehmen. Beides aber stimmt nicht mit dem, was wir sonst von der damaligen Zeit wissen. Der Mangel an Zusammenhang unter den Gemeinden war nicht mehr so groß, und das Schreiben hat erst später zugenommen. So können wir uns also jene Hypothese nicht denken ohne die Einheit des Bildes von der Zeit zu zerstören und offenkundige Elemente abzuleugnen. Wir müssen sie also streichen und eine bessere suchen.

Alles Bisherige ist nur Maxime der Beurtheilung, nicht der Erfindung. Wäre es nicht besser, daß solche unhaltbare Hypothesen gar nicht entstanden wären? Ganz gewiß. Wie kann man aber auf das Richtige kommen? Nur dadurch, daß man von Oben heruntersteigt, und von dem ersten Anfange ab in genauer Entwicklung der christllchen Zustände bleibt. Was ist uns nun in Betreff des synoptischen Problems gegeben, was wir bezeugt wissen? Wir können nur annehmen, daß einzelne mündliche und schriftliche Relationen aus dem Leben Christi vor der Zeit unsrer Evangelien vorhanden gewesen und unsere Evangelien Producte davon sind, daß keins auf das andere unmittelbar Beziehung gehabt, endlich, daß ihre Abfassung herunter zu rücken sei in eine Zeit, wo ein solches Zusammenschreiben in den christlichen Zuständen selbst begründet erscheint.

Fassen wir noch einmal kurz zusammen, worin die einzig richtige Methode der historischen Kritik besteht. Kommt es auf Ausmittlung einer Thatsache an, von der allemal mehrere einzelne Momente gegeben sein müssen, so ist eine Entscheidung nur möglich, wenn man einen festen Punkt hat, von dem man ausgehen kann, und auf der andern Seite einen, der aus dem Zusammenhange mit dem, was zu erklären ist, hervorgegangen ist. Zwischen diesen beiden bekannten Endpunkten liegt die streitige Thatsache. Es muß einen gehörig bezeugten Gesammtzustand geben, gleichsam als Ort der Thatsache, einen frühern und einen späteren, diesseits und jenseits der Thatsache. Lassen sich ver-

schiedene Ansichten denken, so ist die Probe eine doppelte, nemlich, ob sich die verschiedenen bekannten Momente erklären lassen zusammen mit dem bezeugten früheren Gesammtzustände, so daß klar wird, wie die Thatsache daraus hervorgegangen, sodann aber auch, ob sich der andere Endpunkt und der dazu gehörige Gesammtzustand als aus der ermittelten Thatsache hervorgegangen erklären lasse. Stimmt beides zusammen, so ist das eine Entscheidung, wie sie nur irgend möglich ist. Sobald freilich neue Elemente der Thatsache zum Vorschein kommen, muß die Untersuchung erneuert werden. Diese Methode beruht eben darauf, daß jede Thatsache als Theil eines zusammenhängenden geschichtlichen Ganzen angesehen wird. Hat man daher ganz genaue Punkte zu demselben Ganzen, so sind sie als zur Thatsache selbst gehörig zu betrachten. Um so bestimmter kann dann die Entscheidung sein.

Im N. T. wird diese Methode immer noch zu wenig angewendet. Dieß hängt aber zusammen mit der Behandlungsart der eigentlichen kritischen Aufgabe, mit dem immer noch vorhandenen, ganz unwissenschaftlichen Respect vor der recepta, wo man die schlechteste Überlieferung ganz ohne Urtheil annimmt. Wie ist die Frage über die Ächtheit der neutest. Schriften behandelt worden? Wie ist hier die Stellung des Kritikers? Es ist eine hinlänglich bezeugte Thatsache, daß gewisse Theile des neutest. Kanons zu einer gewissen Zeit noch in einem großen Theile der Kirche für unächt gehalten worden sind. Die spätere Thatsache ist, daß der Kanon in der christlichen Kirche so übereinstimmend sich findet, wie er nur werden konnte, nachdem jene Schriften als ächt anerkannt worden sind. Wir können noch eine Duplicität unterscheiden, an die man damals freilich nicht dachte, nämlich das Interesse an den Urhebern der Schriften, sofern sie Apostel waren, und an den Schriften selbst, sofern sie kanonisch waren. Das unterschied man damals nicht, wie man denn den zweiten Brief des Petrus nicht aufgenommen haben würde, wenn man ihn nicht für ächt gehalten hätte. Aber die spätere bezeugte Thatsache ist, daß auch die früher bezweifelten

Schriften in den Kanon gekommen sind, daß also von den streitenden Partheyen diejenige die Oberhand bekommen hat, welche jene Schriften für ächt hielt. Wie das zugegangen, darüber fehlt die Geschichte. Jeder, der die Frage behandelt, weiß das sehr gut. Wenn nun aber die Frage aufs Neue behandelt wird, so wird die Sache wol so gestellt, als ob sie ein Proceß wäre, und als ob die, welche die Ächtheit behaupten, ihn schon gewonnen, als die im Besiz seien, den Angreifenden aber obläge, den Beweis zu führen. Hier ist das Urtheil durch die Überlieferung, wie oben bei dem Text das Auge bestochen. Man führt das Recht der Verjährung da ein, wo es sich von keinem Rechte, sondern von der Wahrheit handelt. Das ist ein heilloser Respect vor der Überlieferung und ein katholisches Verfahren. Denn das Innere dieses Respects ist das Gespenst der erscheinenden Kirche. Ehe man sich davon nicht losgemacht, ist keine wissenschaftliche Behandlung möglich.

Worauf führt es, daß nur die Angreifenden den Beweis zu leisten haben? Die Vertheidigung wird dann so geführt, daß man, statt auf die Gesammtzustände zurückzugehen, nur einzelne Momente anführt, ohne zu zeigen, daß diese sich auch zusammenreimen. Wie soll es sein? Es kommt darauf an, was dabei eigentlich zu erklären ist. Es ist die Thatsache zu erklären, daß diejenige Parthey, welche die zweifelhaften Schriften für ächt hielt, die herrschende geworden. Das Frühere ist, daß die Schriften von Einigen anerkannt wurden, von Andern nicht. Hier ist das Wahrscheinlichste zu berechnen bei der Betrachtung des Früheren und Späteren. Behandeln wir die beiden Meinungen als zwei Lesearten, und fragen wir, welche ist wahrscheinlich die ächte, welche hat mehr für sich? Hätten wir die Gründe, weßwegen die Einen jene Schriften für ächt, die Andern für unächt hielten, vollständig vor uns, so brauchten wir diese nur zu prüfen. Allein davon ist wenig übrig. So kommt es eben nur auf die Wahrscheinlichkeit an. Was haben wir in jener Zeit überwiegend vorauszusezen, Verlangen nach heiligen Schriften oder Vorsichts=

maaßregeln dagegen? Offenbar das erste nach dem Gesammtzustande der alten Kirche. Also diejenigen, welche jenes Verlangen hatten, werden weniger besondere Gründe nöthig gehabt haben, die Zweifelnden desto mehr. So lange nicht andere Entscheidungsgründe sich zeigen, müssen wir sagen, daß die Zweifelnden bessere Gründe gehabt haben, als die Annehmenden. So war also die allgemeine Annahme solcher Schriften nur die Folge der vorherrschenden Neigung. Dazu kommt der Gegensaz zwischen den Orthodoxen und Katholischen auf der einen Seite, und den Häretikern auf der andern. Darin liegen in gewisser Beziehung Contraindikationen. Die Consolidirung der Kirche war in der katholischen Kirche die herrschende Richtung, und diese stand mit dem Verlangen, ein Corpus von heiligen Schriften zu consolidiren, in Verbindung. Damit war das Bestreben verbunden, möglichst das Häretische zu vermeiden. Es giebt häretische Schriften, die in vielen Gemeinden gebraucht wurden und gleich den zweifelhaften Anspruch machten, in den Kanon aufgenommen zu werden. Aber man schied sie aus. So ist der spätere Gesammtzustand das Resultat von dem Verlangen einer jeden Gemeinde alles zu haben, was irgend in einer andern Gemeinde als heilig gegolten. Dieß Verlangen hat in allen Fällen gesiegt, wo in dem Zweifelhaften nichts Häretisches war; es hat nicht gesiegt, wo Häretisches war. So ist der Hergang der Sache. Aber man hat sie damals nicht aus den rechten Gründen betrachtet, sondern mehr eigentlich als einen Tausch. Damit die Einen fahren ließen, was von katholischer Seite als häretisch erschien, so nahmen die Andern an, was zweifelhaft war, ohne häretisch zu sein. Nun kommt die Frage so zu stehen, daß sie aus inneren Gründen entschieden werden muß. Was hatten die Zweifelnden für Gründe, und was für welche die Annehmenden? Das Bezweifeln sezt eine kritische Richtung voraus, die Annahme nicht. Könnten wir Fakta beibringen, um auszumitteln, woher die zweifelhaften Schriften zuerst gekommen, und wie sie sich so verbreitet haben, so könnten wir den Beweis aus wirklich bezeugten Thatsachen

führen, so lange das nicht ist, können wir nur aus inneren Gründen Beweis führen, nach der bezeichneten Methode, das Einzelne nur in Beziehung auf den Gesammtzustand zu behandeln.

Die kritischen Untersuchungen haben im N. T. noch ein anderes Hinderniß. Wenn wir die Momente, aus denen die herrschenden Vorstellungen vertheidigt zu werden pflegen, genauer betrachten, so finden wir, daß vieles als Zeugniß angesehen wird, was nur Meinung gewesen. So wird die zweite Gefangenschaft des Apostels Paulus von Vielen für eine bezeugte Thatsache gehalten. Allein bei genauerer Untersuchung fehlt es an allem Zeugniß dafür. Gäbe es Zeugnisse, so müßte man auch angeben können, was der Apostel nach der in der Apostelgeschichte erzählten Gefangenschaft gethan. Es giebt freilich spätere Nachrichten darüber, aber sie haben keine bezeugende Kraft. Wie die Ansicht der Alten von der zweiten Gefangenschaft entstanden sein möge aus der Voraussezung der Inspiration der heiligen Schrift, dieß haben wir schon oben in der Hermeneutik zu erklären gesucht [1]).

Noch ein Anderes kommt hier in Betracht, wo man recht sehen kann, wie es der Kritik geht, wenn man ihr nicht freies Feld läßt. Sie arbeitet dann nur gegen sich selbst.

Es waren gegen manche Paulinische Briefe Zweifel erhoben worden, weil man sagte, es kämen Punkte darin vor, die sich aus dem bekannten Gesammtzustande, aus dem Leben des Apostels nicht erklären lassen. Wenn aber nur die Apostelgeschichte nichts davon sagt, so ist das kein Grund, denn diese hat geschichtliche Lücken. Wenn aber gegen bestimmte Nachrichten Contraindikationen in des Apostels Schriften vorkommen, so sind diese eben nicht aus jenem Gesammtzustande zu begreifen, sie können daraus nicht hervorgegangen sein. Da war die Befreiung des Apostels aus der ersten Gefangenschaft ein sehr bequemes Auskunftsmittel; sie sollte alle Contraindikationen aufheben. Allein da alle positive Zeugnisse dafür fehlen, auch die Erklärung der ganzen Sache aus

---

[1]) S. 247.

der Inspirationstheorie der Alten sehr nahe liegt, so kann man aus einer so gar nicht bezeugten Thatsache keine Argumentation gestatten. Man hüte sich bloße Meinungen der Alten für Wahrheiten zu halten! Oft haben wir eben nur Tradition von Meinungen ohne alle wirkliche Geschichte. Da sei man vorsichtig!

Wir werden vielleicht nicht dahin kommen, alle Fragen in Beziehung auf einzelne Bücher und den ganzen Complex des N. T. vollständig zu entscheiden. Denn es giebt Aufgaben, wo wir nicht Punkte genug haben, um zu einem festen Urtheile zu kommen. Da muß vieles ungewiß bleiben und streitig. Aber durch die richtige Methode, die wir angegeben haben, befreien wir uns wenigstens von falschen Präventionen und machen und erhalten den Boden der Untersuchung rein. Daß Momente von Wichtigkeit, die wir noch nicht kennen, noch sollten entdeckt werden, ist sehr unwahrscheinlich. Es müßten das Schriften sein aus dem Zeitraume, der am wenigsten historisch ausgefüllt ist, oder solche, welche sichere Nachrichten von demselben erhielten. Daß solche noch gefunden werden sollten, ist sehr unwahrscheinlich. Aber darum müssen wir dennoch auf alles Streitige die richtige Methode anwenden. Dazu soll diese Vorlesung ein Beitrag sein, aber nur in der Kürze, so daß auf die einzelnen neutestamentlichen Bücher die Anwendung zu machen und die aufgestellten Principien weiter auszubilden überlassen bleibt.

Druckfehler.

Seite	Zeile		statt	lies
Seite 26	Zeile 9	v. o.	statt strenge Bestimmung des Seins auf das Denken	lies strenge Bestimmung des Denkens durch das Sein.
— 48	— 4	—	statt zu jener Einheit . .	lies von jener Einheit.
— 72	— 3	—	— verbindende	— verbundene.
— 84	— 9	—	— kommt vorzüglich . .	— kommt es vorzüglich.
— 118	Anmk.	—	— §. 8.	— § 6
— 120	Z. 5	v. u.	— daß ein=	— daß einzelne.
— 129	— 2	v. o.	— sondern	— sodann.
— 141	— 1	—	— Evangelium . . .	— Evangelium des Johannes.
— 142	— 2	—	— verfährt	— behandelt.
— 146	— 5	—	— Also ein	— Also kein.
— 151	— 22	—	— Die Elementen . .	— Die Elemente.
— 176	— 9	—	— Eulerts	— Eulers.
— 206	— 19	—	— die Hauptgedanken .	— den Hauptgedanken.
— 210	— 15	—	— Dann	— Denn.
— 212	— 25	—	— der Impulse . . .	— dem Impulse.
— 244	— 10	—	— ohne daß dabei der Punkt	— ohne daß der Punkt.
— 269	— 2	—	— ganz genommen . .	— ganz in dem Sinne genommen.
— 272	— 26	—	— subsummiren . . .	— subsumiren.
— 303	— 3	—	— und jedes	— und zwar.
— 304	— 15	—	— ihrer Ausgaben . .	— ihren Ausgaben.
— 320	— 2	—	— dieselbe	— dieselben.
— 378	— 1	—	— der Einheit	— die Einheit.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Universitäts=Buchdruckerei.

Inhaltsverzeichniß.





